



Die Thatsachen

der

Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage,

als Bedingungen und Beweggründe der Politik.

Von

Julius Fröbel.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1864.

Theorie der Politik,

als Ergebniss einer

erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen.

Von

Julius Fröbel.

Zweiter Band.

Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1864.

Vorwort zum zweiten Bande.

Ich habe diesem Bande einige Bemerkungen vorauszuschicken welche sich theils auf die allgemeine Oekonomie des Werkes, theils auf die Behandlung einzelner Stoffe in vorliegender Abtheilung beziehen.

Als ich den ersten Band schrieb, war es mein Zweck im zweiten mit der Untersuchung der Thatsachen der Natur und Geschichte sogleich die Methodik ihrer statsmännischen Behandlung zu verbinden, und auf diese Weise mit dem zweiten Bande meine Arbeit zu schließen. Ich habe indessen im weiteren Verfolge derselben eingesehen daß ich Unrecht hatte die Statstechnik mit der Statsphysik verschmelzen zu wollen. Ich würde, wie ich jetzt einsehe, logisch richtiger verfahren sein wenn ich dem ersten Buche den Charakter einer allgemeinen Einleitung gegeben, das Werk sodann in drei Theile getheilt, und jeden Theil weiter gegliedert hätte. Auch dieser zweite Band würde dabei gewonnen haben. Die Einsicht kommt mir aber zu spät, und ich müßte eine große Gunst des Publikums voraussetzen wenn ich auf eine Gelegenheit rechnen wollte sie noch praktisch nutzbar zu machen.

Es wird nun noch ein dritter Band folgen, welcher das Ganze schließen wird.

Eine zweite Bemerkung soll meine Behandlung der gegenwärtigen Weltlage betreffen. Ich habe über Verhältnisse schreiben müssen welche während des Schreibens im Flusse waren, und mich dabei in einer Stellung befunden in welcher ich von der Bewegung in sehr fühlbarer Weise berührt wurde. Wenn aber dabei meine Untersuchungen und Darstellungen hie und da den lebhaften Charakter der Tagespolitik angenommen haben mögen, so darf ich doch behaupten daß meine Urtheile zu sehr einer zusammenhängenden Weltansicht angehören, und zu allmälig aus einem weiten Kreise von praktischen und theoretischen Studien hervorgegangen sind, als daß die wechselnden Strömungen des Augenblickes daran wesentliche Aenderungen hervorbringen könnten. Die Theorie veränderlicher Organismen, wie es auch die politischen sind, schließt von Anfang an die Bedingungen der Veränderung selbst in sich. Die Theorie der Politik ist nicht die Theorie eines Zustandes, sondern die Theorie einer Bewegung. Wie sehr ich aber mit meiner Beurtheilung der Weltverhältnisse auf wohlbegründetem Boden gestanden habe und noch stehe, hat sich mir aus der Bestätigung ergeben welche meine viel früher ausgesprochenen Urtheile über Verhältnisse der europäischen und amerikanischen Politik durch den späteren und neuesten Gang der Dinge erhalten haben. Ich könnte mich hier auf eine Reihe kleinerer politischer Schriften berufen, in welchen ich schon längst das behauptet habe was erst jetzt allmälig sich in der öffentlichen Meinung und selbst bei den Politikern geltend macht, oder was thatsächlich eingetreten ist. Namentlich möchte ich mich dabei auf meine Vertretung des Gedankens der deutschen Trias, auf das Verhältniß Frankreichs zu Oesterreich

und Deutschland, auf die Stellung der Vereinigten Staten zum mexikanischen Kaiserthum und ähnliche Verhältnisse berufen, welche eine entscheidende Wichtigkeit erhalten haben oder noch erhalten werden.

Meine Auffassung der deutschen Frage ist eine durchaus objective. Daß bei dieser Frage nebenbei mein Gefühl betheiligt ist, und in welcher Art dies sein mag, gehört nicht hierher. Der Politiker soll gewiß nicht aufhören Patriot zu sein, und Niemand kann mehr als ich von der Schädlichkeit einer vaterlandslosen Diplomatie überzeugt sein, für welche der Verrath zum regelmäßigen Berufe gehört. Aber durch den Patriotismus werden historische und geographische Verhältnisse nicht anders als sie sind. Ich habe mich bemüht für die Lösung der deutschen Frage die Grundlage zu erkennen welche in solchen unabänderlichen Verhältnissen liegt. Gegen die Macht derselben kommt der Patriotismus so wenig auf wie die politische Intrigue oder die Willkühr dynastischer Projecte. Am wenigsten endlich ist in diesen Verhältnissen mit dem abstracten Rechtsprincipe anzufangen. Vom Standpunkte der Culturgeographie und Culturgeschichte bin ich entschiedener als jemals zu der Ueberzeugung gelangt, daß für die deutsche Nation nur in einer das ganze deutsche Statensystem umfassenden Trias ein gewisser Grad von Einheit möglich ist. Welchen Weg auch die Verhältnisse der deutschen und europäischen Politik gehen werden, am Ende desselben wird sich immer die einzige Wahl zwischen dieser Bildung und etwas Schlechterem darstellen.

Ich habe in den Ausführungen dieses Bandes mehrmals mich selbst copirt, indem ich namentlich zwei frühere politische Arbeiten stellenweise wörtlich benutzt habe. Ich muß die eine derselben um so mehr hier anführen, weil in ihr bereits die

Grundlinien zu diesem ganzen Bande enthalten sind. Es ist dies die schon 1858 geschriebene und 1859 bei Springer in Berlin erschienene kleine Schrift: „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart“. Die andere ist eine Abhandlung welche unter dem Titel „Austria and Germany“ im Julihefte vorigen Jahrganges der Home and Foreign Review erschienen ist und zu deren Autorschaft ich mich hiermit bekenne.

Wien, 1. März 1864.

Julius Fröbel.

Drittes Buch.

Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik.

Nachdem wir im ersten Buche dieses Werkes den Standpunkt der Politik zwischen den Forderungen des Gedankens und den Thatsachen der Welt bezeichnet, im zweiten jene Forderungen aus dem Principe der Sittlichkeit entwickelt und beurtheilt, wird es im dritten unsere Aufgabe die Wirklichkeit auf ihren praktischen Werth für die Politik zu prüfen.

Bei dieser Durchforschung des Gebietes der Thatsachen muß es uns darauf ankommen vom Standpunkte der Politik das Hinderliche vom Förderlichen, das Unbrauchbare vom Brauchbaren, das Nothwendige vom Entbehrlichen, das Unvermeidliche vom Vermeidlichen, das Feste und ewig Bleibende vom Schwankenden und Vorübergehenden zu unterscheiden.

Die Frage nach der Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit der Thatsachen ist eine Vorfrage der politischen Ethik wie der politischen Technik. Nach der unveränderlichen Thatsache muß sich der Gedanke richten, die veränderliche kann und soll unter Umständen dem Gedanken unterworfen werden.

Praktisch indessen ist zwischen den beiden Classen von Thatsachen nicht immer eine scharfe Grenze zu ziehen. Eine Thatsache kann unabänderlich für eine bestimmte Zeit und für bestimmte Kräfte sein, ohne daß sie darum unveränderlich an sich sein muß. Unveränderlich im strengen Sinne des Wortes sind nur die allgemeinen Formen des Seins und Denkens welche wir die Gesetze der Natur und des Geistes nennen. Der einzelne Fall welcher sich diesen Gesetzen unterordnet, der Zustand welcher eine gewisse Dauer des einzelnen Falles darstellt, ist niemals unveränderlich. Nicht im Gebiete der Thatsachen sondern in dem der geistigen Anschauungen ist das Feste, das Ewige zu suchen, und wenn die Politik mit zweierlei Größen, constanten und variablen, zu rechnen hat, so ist es eine Verirrung des Urtheils und eine Verkehrung des Verhältnisses, die ersteren in den Thatsachen, die letzteren in den Gedanken finden zu wollen. Das Feste in der Politik ist in Wahrheit der Gedanke, das Wechselnde ist die Thatsache; und der gedankenarme politische Realist wird mit seiner ganzen Kenntniß der Verhältnisse und Personen jeden Augenblick auf das Trockene gesetzt, indem der thatsächliche Zustand sich verändert. Große Politiker zeichnen sich deßhalb durch die Unveränderlichkeit ihrer Ziele bei der Veränderlichkeit der Wege aus auf welchen sie diese Ziele zu erreichen suchen.

Jene Verirrung des Urtheils welches den festen Punkt nicht im Ziele sondern im Anfange der Entwickelung finden will, hat zu dem Versuche geführt die Erscheinungen der Bildungsgeschichte der Menschheit als die Folgen localer Naturbedingungen anzusehen, und auf diese Weise menschlicher Willkür eine feste und ewige Ordnung der Dinge ent-

gegen zu stellen. Herder, Carl Ritter, neuerdings Buckle, zum Theil unter den früheren auch Alexander von Humboldt, und zahlreiche Nachtreter dieser geistvollen Männer, haben die Geschichte und die Geographie im Sinne dieses Causalverhältnisses betrachtet; und da die Abhängigkeit des menschlichen Lebens von den geographischen Verhältnissen für den einfachsten Verstand offen da liegt, die Cultur selbst nichts als die Kehrseite der Natur, und der Proceß beider einer und derselbe ist, so versteht sich auch von selbst daß jene Betrachtungen kenntnißreicher und scharfsinniger Denker nicht ohne vielfachen Gewinn für das historische, moralische und politische Urtheil bleiben konnten. Nur veraltete geologische und ethnologische Ansichten aber konnten den Gedanken zulassen daß die Völker und Racen des heutigen Menschengeschlechtes das Erzeugniß der physisch-geographischen Verhältnisse der jetzigen Erdoberfläche seien. Unsere Kenntniß entscheidender Thatsachen ist eine andere geworden und nöthigt uns zu anderen allgemeinen Anschauungen. Man wußte freilich schon längst welche großen und gewaltigen Veränderungen in den Formen und Verhältnissen der Erdoberfläche vor sich gegangen. Was jetzt Land ist, war einmal ganz oder zum Theil Meeresgrund, und was jetzt den Boden des Meeres bildet, muß einmal ganz oder theilweise Land gewesen sein. Tropische Pflanzenformen haben gewuchert, oder Eismassen den Boden bedeckt, wo jetzt ein gemäßigtes Klima herrscht. Thiere, ähnlich den Ungeheuern der Fabel, haben in unseren Gegenden gehaust: das alles hat man längst gewußt. Aber man hat sich in der Annahme gefallen daß jene von den jetzigen so verschiedenen Zustände dem Dasein des Menschengeschlechtes vorausgegangen, und daß seit dem Erscheinen des

Menschen die Verhältnisse im Wesentlichen unverändert geblieben seien. In diesen für fest gehaltenen Verhältnissen sollten die Urbedingungen der Menschengeschichte liegen. In den Ländern und Welttheilen wie sie auf unseren Karten verzeichnet stehen, glaubte man die Geburtsstätten und Erziehungshäuser der Racen und Völker suchen zu müssen, und wenn man den Wanderungen derselben rückwärts folgte, so hoffte man die Räume zu entdecken wo sie ihren ersten Ursprung genommen. Ein frommer Glaube suchte nach der Lage des Paradieses; während historische, geographische und ethnographische Hypothesen den Ursitzen einer gewissen Zahl ursprünglicher Racen nachspürten, und dieselben auf den Hochländern der Welttheile zu finden glaubten. Die ganze Frage der Urgeschichte der Menschheit ruht aber heute auf einer anderen thatsächlichen Grundlage. Die großen Veränderungen in der Gestalt der Erdoberfläche, Veränderungen deren Denkmäler wir im gegenwärtigen Zustande erkennen, — sie dauern, wenn auch nicht in allen ihren Vorgängen, noch heute fort. Das Gestein der Bergspitzen verwittert noch heute und rollt hinab in die Tiefen. Eis und Wasser führen noch täglich dieses Material neuer Felsbildungen hinaus in die Bäche, die Flüsse, die Ströme, die Thäler, das flache Land, die Seen und Meere. Langsam aber stetig erniedrigen sich die Höhen und füllen die Tiefen sich aus. Hier unmerklich, dort ruckweise und mit gewaltigen Erschütterungen, steigen oder sinken Theile des festen Landes, und im gleichen Verhältniß zieht sich hier das Meer zurück, dort drängt es heran. Wasser und Land erhalten allmälig eine andere Vertheilung. Andere Grenzen, Proportionen und gegenseitige Lagen werden von den bewohnbaren Räumen des trockenen Bodens angenommen; das Klima er-

leidet dem entsprechende Veränderungen: das menschliche Leben folgt allen diesen Bedingungen. Aber die historischen Nachrichten des Menschengeschlechtes enthalten nur einen kurzen Zeitraum dieser durch ungezählte Jahrtausende reichenden Geschichte unserer Erdoberfläche. Vieles was den älteren Geologen als das Erzeugniß grauenhafter Umwälzungen erscheint, hat sich nach begründeten Ansichten der neueren auf die nämliche langsame und allmälige Art begeben; und wenn auch heftigere Vorgänge stattgefunden zu haben scheinen als die geschichtlichen Ueberlieferungen bewußter Zeiten zu berichten haben, so ist der Mensch doch schon auf der Erde gewesen als noch Verhältnisse sehr verschieden von den gegenwärtigen bestanden. Mit einem Theile jener Bestien aus deren ausgegrabenen Gerippen der Anatom jetzt wieder die Fauna der Vorwelt zusammensetzt, ist auch schon der Mensch auf der Erde gewesen. Jene Sagen von Drachen und Ungethümen welche von einer vorwitzigen Aufklärung für das Spiel einer abergläubischen Phantasie gehalten worden sind, erscheinen uns nun als die dunkeln Erinnerungen der Menschheit aus der Wirklichkeit einer grauen Vorzeit. Und wenn nun Menschen mit dabei waren als die Veränderungen vor sich gingen denen jene Thiere erlagen während das Menschengeschlecht dieselben überdauerte, dann wird es begründet sein zu behaupten, daß die heutige Beschaffenheit der Erdoberfläche nur für den späteren Entwickelungsgang des Menschengeschlechtes gewisse Erklärungsgründe zweiten Ranges abgeben könne, daß dagegen die in den Racen und ihrer ältesten Vertheilung gegebenen ersten Grundlagen der Menschengeschichte aus Zeiten ererbt sind, in denen die physisch-geographischen Verhältnisse wesentlich andere waren

als jetzt. Die Verbreitung der Racen des großen und indischen Oceans über die Inseln und Küsten dieser ausgedehnten Wasserbecken, — die Verwandtschaft von Sprachen und Culturformen weit auseinander liegender Völker auf beiden Seiten des atlantischen Meeres, — dies in Verbindung mit allem was die neueren geologischen Beobachtungen und Entdeckungen uns lehren, machen es in hohem Grade wahrscheinlich daß in den Räumen welche jetzt von den großen Weltmeeren eingenommen sind, Länder bestanden mit verschiedenen Geschlechtern und Bildungsarten der Menschen, deren weit auseinandergeschobene, zersprengte und anders wieder vereinigte Ueberreste einen wesentlichen Theil der Elemente des Racen- und Völker-Conglomerates der heutigen Menschheit abgegeben haben.

Wir werden also nicht den Versuch machen, in den physisch-geographischen Thatsachen der jetzigen Welt den festen Ausgangspunkt für die politische Entwickelung der Menschheit zu erkennen und diese Thatsachen an die Spitze der Betrachtungen dieses dritten Buches zu stellen. Die Politik ist, wie das ganze menschliche Leben auch in seinen geistigsten Sphären, dem Einflusse mächtiger Naturbedingungen unterworfen. Fassen wir aber die Thatsachen der politischen Welt ins Auge wie sie sich uns in der Gegenwart darstellen, so sehen wir den sittlichen Gedanken bereits herrschend über die politische Gesellschaft; und die Einflüsse der Natur, mächtig wie sie durch Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit und ästhetischen Naturcharakter sein mögen, kommen nur als local abändernde Umstände in Rechnung. Die thatsächliche Grundlage der Politik muß vielmehr in Verhältnissen gesucht werden welche von Anfang an sittlicher Natur sind. Politische That-

sachen sind sittliche Thatsachen, denen Thatsachen der bloßen Natur nur als hinzukommende Einflüsse zur Seite treten; und der Maßstab mit welchem die Politik die Thatsachen der Welt mißt, bleibt immer der des sittlichen Gedankens, dem hier auch die Wirkung der Naturbedingungen unterworfen ist.

Ein wichtiges Verhältniß indessen muß von Anfang an klar gemacht werden: der doppelte Charakter nämlich, in welchem in der Politik der Gedanke auftritt. In dem allgemeinen Zusammenhange dessen was war, ist und geschieht, tritt auch der menschliche Gedanke als Thatsache auf und muß als Thatsache beurtheilt werden. Auch der Gedanke fällt also mit in den Kreis der Betrachtungen welchen dieses dritte Buch gewidmet ist. Aber es ist diesmal nicht der Gedanke welcher sich zum Richter der Welt aufwirft, sondern der Gedanke welcher als eine Erscheinung der Welt selbst nach seiner praktischen Bedeutung gerichtet wird: — nicht der Gedanke welcher das Recht aufstellt, sondern der Gedanke welcher eine Macht ausübt.

War überhaupt im zweiten Buche das Recht der Mittelpunkt unseres Gedankenkreises, so wird in diesem dritten Buche die Macht diese Rolle übernehmen. Recht und Macht verhalten sich wie Princip und Thatsache. Das Recht ist im ausgezeichneten Sinne das politische Princip, die Macht im gleichen Sinne die politische Thatsache. Wie aber das Recht auf dem Principe der Gleichheit innerhalb einer Zweckgemeinschaft, so beruht die Macht auf der Thatsache der Ungleichheit durch welche ein Zweck die Herrschaft über den andern erlangt.

So ist es bedingt daß eine Untersuchung der für die Politik wichtigen Thatsachen von der Ungleichheit als der

allgemeinen Form aller Thatsächlichkeit und der Voraussetzung aller Machtverhältnisse ausgehen muß.

Erstes Capitel.

Die Ungleichheit unter den Menschen, ihre Grenzen und ihre Grundformen.

Ein bekannter Satz, welcher als Behauptung und Forderung des radicalen Systemes zugleich auftritt, sagt daß alle Menschen gleich seien. In Wirklichkeit aber sehen wir keinen Menschen dem anderen gleich, weder an Leib noch an Geist, weder in seinen moralischen Beziehungen zur Welt noch in der Stellung die er nach Zeit und Ort in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes einnimmt. Diese Ungleichheit entspricht der allgemeinen Form aller Thatsächlichkeit; sie ist so unvermeidlich wie der Umstand daß kein Blatt, kein Baum, — daß überhaupt kein Ding dem anderen gleich ist. Hüten wir uns indessen darum jenem radicalen Satze seinen Sinn abzusprechen! — Wir werden vielmehr die Ungleichheit der Menschen nicht verstehen können ohne ihre Gleichheit richtig verstanden zu haben. Die Ungleichheit der Menschen ist keine vollständige. Selbstverständlich müssen in gewissen Eigenschaften alle Menschen gleich sein, wie in gewissen Eigenschaften alle Blätter, alle Bäume, ja sogar alle Dinge gleich sein müssen. Jeder Classe von Dingen müssen die Eigenschaften gemein sein, durch welche diese Classe sich von anderen Classen unterscheidet. Alle Menschen also sind gleich in den Eigenschaften welche den Menschen zum Menschen machen und ihn von jeder anderen Art von Dingen

absondern. Das ist nichts als eine logische Unvermeidlichkeit. Indessen bleibt unser Interesse hier nicht bei diesem formalen Denkverhältnisse stehen. Ein Band sittlicher Gemeinschaft verbindet alle Menschen als Glieder eines sich in seiner Gesammtheit entwickelnden Geschlechtes, und es ist also vom höchsten sittlichen Interesse zu wissen welche die Eigenschaften sind, durch die sich der Einzelne als ein Glied dieser Gemeinschaft legitimirt und seinen Antheil an der Würde des Menschenthumes geltend macht. Diese Eigenschaften müssen es sein in welchen alle Menschen gleich sind. Der einzelne Mensch welchem eine dieser Eigenschaften fehlt, ist nur ein unvollständiger Mensch, — als Mensch unfertig, mißrathen, verunglückt oder ausgelebt. So beurtheilen wir Kinder, Greise, Menschen mit mangelhaften Fähigkeiten des Leibes und der Seele. Die Anlagen zum vollständigen Menschen müssen wir aber auch bei diesen voraussetzen, wenn wir das unvollständige Wesen der Menschheit beizuzählen berechtigt sein sollen.

Der Satz: „Alle Menschen sind gleich" — kann mithin als radicale Behauptung nichts anderes ausdrücken als alle Menschen sind Menschen, — als radicale Forderung keinen anderen Sinn haben als den, daß alle Menschen als solche sich gegenseitig achten sollen. Damit wird die Verschiedenheit menschlicher Individualitäten und gesellschaftlicher Stellungen nicht verneint, sondern diesen widerfährt vielmehr damit erst ihr volles Recht. Denn in der gegenseitigen Achtung und Anerkennung der Menschen liegt die Anerkennung und Achtung der ganzen individuellen Mannigfaltigkeit in welcher die menschliche Natur sich geschichtlich entfaltet. Humanität und Sinn für Individualität sind zusammengehörige Eigenschaften: das zeigt auch die Erfahrung.

Alle Menschen also sollen sich als Menschen anerkennen und sollen gegen einander die aus dieser Anerkennung folgenden Rechte und Pflichten beobachten. — Gut! — Aber indische Völker haben den Orang-Utang für einen aus Weisheit schweigenden Eremiten gehalten; und Seefahrer des Alterthums welche südlich von den Säulen des Herkules den Gorilla kennen gelernt, scheinen diesen in der neuesten Zeit erst wieder entdeckten menschenähnlichsten Affen auch nicht als Thier betrachtet zu haben. Umgekehrt haben amerikanische Sclavenhalter den Negern die menschliche Natur abzustreiten gesucht. Die neuesten geologischen Entdeckungen haben das Dasein des Menschengeschlechtes auf den untersten Stufen der Entwickelung in Perioden erwiesen, für deren Alter nicht die Geschichte des menschlichen Bewußtseins sondern nur die unseres Erdkörpers annähernde Maßstäbe gewährt. Gleichzeitig haben anatomische Untersuchungen die noch vor Kurzem gehegten Ansichten über eine vermeintliche weite Kluft zwischen der Gehirnbildung des Menschen und der höher organisirten Affen widerlegt, deren Menschenähnlichkeit sich auch dem widerstrebendsten menschlichen Stolze so sehr aufdrängt daß die Wissenschaft sie als „Anthropoïden" — d. h. Halbmenschen oder Menschlinge — zu bezeichnen Veranlassung gefunden hat. In gewissen Proportionen des Gehirnes ist der Abstand zwischen den höchsten und niedrigsten menschlichen Racenformen ein größerer als der zwischen den letzteren und dem Chimpanse. Bei dieser Annäherung zwischen der unteren Grenze der Menschheit und der oberen Grenze der Thierheit enthalten die neueren Theorien von der Entwickelung der organischen Natur durch Entstehung einer Species aus der anderen ihre verstärkte Bedeutung für die

hier berührten Fragen. Nach diesen Theorien, wie sie sich zuletzt namentlich durch Darwin ausgebildet, besteht zwischen allen lebendigen Geschöpfen ein Verhältniß leiblicher Verwandtschaft. Eine Aufgabe der Genealogie ist es hiernach, welche die Naturgeschichte in den Eintheilungen und Gruppirungen des sogenannten natürlichen Systemes zu lösen sucht, während die älteren Naturhistoriker es nur auf eine logische Arbeit abgesehen hatten. Bei diesem Stande wissenschaftlicher Anschauungen, deren Werth oder Unwerth hier nicht untersucht werden soll, wird die Grenze der Menschheit gegen die Thierheit eine sehr problematische; und die erstere scheint in die Stellung einer hohen Familie zu kommen welche an ihren niederen Ursprung zwar nicht gern erinnert wird, denselben aber dennoch nicht verläugnen kann, und mit der Behauptung aus besonderem Stoffe gebildet zu sein nicht mehr durchzudringen vermag. Sehr nüchterne und keineswegs irreligiöse oder dem Materialismus ergebene Paläontologen halten es für ganz wahrscheinlich daß unter den Ueberresten des Lebens vergangener Erdperioden, namentlich in Afrika, dessen posttertiäre Ablagerungen noch ganz undurchforscht sind, und wo affenähnliche Menschen neben den menschenähnlichsten Affen wohnen, wichtige Uebergangsgebilde zwischen beiden noch werden entdeckt werden. Auf der anderen Seite haben die Alten in außerordentlichen Menschen Götter zu sehen geglaubt. Weder die untere noch die obere Grenze der Menschheit scheint also ganz frei von Ungewißheiten zu sein *).

---

*) Man findet über diese Fragen nach ihrem augenblicklichen Stande die vollständigste und übersichtlichste Auskunft in Lyell's Geological Evidences of the Antiquity of Man, London 1863, wo auch Dar-

Unter dem sittlichen Gesichtspunkte um welchen es sich in der Politik handelt, ist indessen die Schwierigkeit dieser Ungewißheiten leicht zu überwinden.

Wir betrachten hier die Verhältnisse der Wirklichkeit nach ihrer praktisch-sittlichen Bedeutung. Von diesem Standpunkt aus, und abgesehen von den zufälligen Unvollständigkeiten menschlicher Organisation und Ausbildung, müssen wir sagen daß in dem menschlichen Bewußtsein, welches seiner Natur nach ein sittliches und durch Mittheilbarkeit gemeinsames ist, das wesentliche Merkmal des Menschenthumes liegt. Die Sprache ist dafür der vollkommenste Ausdruck und unter normalen Umständen das wesentliche Merkmal. Menschen, müssen wir also sagen, sind alle lebendigen Wesen welche ihren Antheil am menschlichen Bewußtsein durch die Fähigkeit einer begrifflichen Mittheilung an den Tag legen können, oder deren Abstammung von solchen welche dies können außer Zweifel ist. Wenn uns ein Gorilla oder Orang-Utang zuriefe: „Tödte mich nicht! ich bin deinesgleichen und habe dir nichts zu Leide gethan!" — dann wäre der Affe wirklich kein Thier; und der Jäger welcher das redende und sittlich bewußte Geschöpf umbrächte, wäre ein Mörder im strengen Sinne des Wortes.

Der allgemeine sittliche Rang also, aus welchem Rechte und Pflichten entspringen die wir im zweiten Buche entwickelt haben, — dieser allgemeine sittliche Rang ist es in welchem die Menschen gleich sind oder gleich sein sollen; —

---

win's Theorie in ihren Grundzügen dargestellt ist. In Bezug auf diese ist sodann auf des letzteren eignes Werk zu verweisen: On the Origin of Species. By Ch. Darwin. London 1860. Auch deutsch übersetzt von Bronn.

in allem übrigen sind sie ungleich, oder mögen und dürfen sie ungleich sein.

Nach dieser Begrenzung des Gebietes innerhalb dessen die Ungleichheiten des menschlichen Lebens sich bewegen oder bewegen sollen, fassen wir zunächst ihre Grundformen in's Auge, und werden demnach die Ungleichheiten des Geschlechtes und der Lebensalter, der Anlage und der Bildung, der Race, des Berufes, des Vermögens und der gesellschaftlichen und politischen Stellung zu betrachten haben.

Zweites Capitel.

Der Unterschied der Geschlechter und Lebensalter.

Der Unterschied der Geschlechter und Lebensalter, mit dem daraus hervorgehenden Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, bildet die unabänderliche Grundlage aller menschlichen Ungleichheit. Hier haben wir Thatsachen der Ungleichheit vor uns die nie und durch kein Mittel abgeschafft werden können, und aus denen, mit hinzukommenden besonderen Bedingungen der Natur, der Cultur und des Schicksals, andere Ungleichheiten entspringen welche gleich unvermeidlich sind. Wir haben es also mit einer Gruppe radicaler Thatsachen zu thun an denen der radicale Gedanke Schiffbruch leidet. Soll der Grundsatz richtig sein daß es ein Recht nur für den gibt welcher es hat schaffen helfen, so werden wir Frauen und Kinder als rechtlos betrachten müssen so lange sie nicht an der Gesetzgebung theilnehmen*). Ist aber jener

*) Siehe Band I., S. 99, 100 dieses Werkes.

Grundsatz umgekehrt durch den Geschlechtsunterschied, durch die ungleiche Befähigung der Lebensalter und das aus beiden entspringende Verhältniß zwischen Eltern und Kindern praktisch widerlegt, dann ist bewiesen daß der Stat neben dem Principe des Rechtes auch das der Autorität nicht entbehren kann. Die Autorität aber ist nicht legal sondern legitim. Sie kann legalisirt werden in ihrer Ausbildung, aber sie legitimirt sich in ihrem Ursprunge. Sie ist nicht eine Macht die aus dem Rechte, sondern ein Recht welches aus der Macht quillt. Darum kann die Ehe nie ein bloßes Rechtsverhältniß sein, so wenig wie die Gewalt der Eltern über die Kinder. Beide Verhältnisse bedürfen einer legalen Ausbildung; aber beide sind legitim in sich selbst.

Wir haben hiermit den Punkt berührt von welchem aus die Einseitigkeiten des radicalen Systemes theils bekämpft theils ergänzt werden müssen. Aus den Grundthatsachen der menschlichen Ungleichheit entwickelt sich ein ganzes System von politischen Interessen, die nicht aus den Principien des Rechtes abgeleitet sondern nur nach den Principien des Rechtes ausgebildet werden können, und denen ihre ursprüngliche Selbständigkeit und ewige Geltung zukommt. Wir können dieses System das der legitimen, im Gegensatze zu dem der legalen Verhältnisse nennen. Ein legitimes Verhältniß kann durch Gesetze weder hervorgebracht noch abgeschafft werden. Legal ist die Macht die aus dem Rechte folgt, legitim aber ist das Recht welches aus der Macht folgt, das Recht also welches in der Macht der Sache selbst liegt. Legitim ist die elterliche Autorität, legal ist ihre Mäßigung und Beaufsichtigung durch den Stat; legitim ist die Gewalt der Obrigkeit überhaupt, wie sie auch entstanden sein

möge, durch Wahl oder durch Gewaltergreifung; legal aber ist ihre Beschränkung durch die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und Verwaltung. Es ist von höchster Wichtigkeit zu erkennen daß weder jemals durch die Legitimität die Legalität, noch durch die Legalität die Legitimität im State überflüssig gemacht und verdrängt werden kann. Auf dem richtigen Verhältniß beider beruht vielmehr der gesunde Zustand jedes politischen Gemeinwesens*).

Nach dem was wir soeben über die theoretische und principielle Bedeutung des Unterschiedes der Geschlechter und Alter gesagt haben, ist es begreiflich daß von radicaler Seite ganz besonders den politischen Folgewirkungen der ersten dieser beiden Thatsachen ein großes Interesse zugewendet worden ist. Die politische Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes, wenn sie möglich wäre, würde den Sieg der abstracten Legalität, welche das eigentliche Wesen des Radicalismus ausmacht, im State entscheiden. Die ungleiche Befähigung der Lebensalter würde für sich allein keine hinreichend starre und gewichtige Thatsache bilden um dem Gleichheitsprincipe hemmend in den Weg zu treten, weil diese Ungleichheit mit ihren Vortheilen so gut wie mit ihren Nachtheilen der Reihe nach einen Jeden einmal in seinem Leben trifft, womit wenigstens die Gleichheit in der Ungleichheit gerettet ist. Mit der Ungleichheit der Geschlechter ist es anders. Wie die Wirkung dieses Unterschiedes trifft, so trifft sie auf Lebenszeit; und ist einmal anerkannt daß das weib-

*) Diese hier eingeschaltete kurze Entwickelung des Verhältnisses der Legitimität zur Legalität hätte ihre Stelle schon im ersten Bande finden können; doch ist auch hier dafür eine begründete Anknüpfung gegeben. In späteren Capiteln aber wird darüber mehr folgen.

liche Geschlecht dem männlichen politisch nicht gleichgestellt werden kann, so ist auch anderen Unterscheidungen, wie z. B. denen der Familie oder Race, ein Anspruch auf politische Berücksichtigung eröffnet, oder man wird wenigstens den politischen Ansprüchen bevorzugter Stände nicht mehr aus dem abstracten Principe sittlicher Menschengleichheit entgegen treten können, indem damit die Macht der gesellschaftlichen Thatsache und ihre technisch-politische Benützung gegen das Rechtsprincip überhaupt in den Vordergrund tritt.

Aus guten Gründen schließt daher auch die radicale Revolution immer das Problem der politischen Gleichstellung der Frauen in sich. Das conservative Urtheil ist ungerecht und oberflächlich, wenn es den Vertheidigern und Vertheidigerinnen der sogenannten Frauen-Emancipation nur ein Streben nach sinnlicher Ungebundenheit zuschreibt. Gewiß spielt auch dieses seine Rolle in den exaltirten Gemüthern einer aufgeregten Zeit, wie es ja psychologisch und physiologisch begründet ist, und mit den natürlichen Vervollkommnungstrieben des Lebens in Verbindung steht, daß gesteigerte Seelenstimmungen das Geschlechtsverhältniß beeinflussen. In den consequenten Köpfen einer revolutionären Zeit aber wirken größere Leidenschaften als die persönlicher Gelüste; und keine hat eine so große Macht wie der Fanatismus eines Dogmas, sei es ein religiöses oder ein politisches. Man muß ein sehr schwacher Denker sein um nicht einzusehen, daß ohne Auflösung der Familie das System des abstracten Rechtsstates eine klägliche Inconsequenz bleibt, weil ohne Auflösung der Familie das Princip der Autorität und Legitimität nicht aus der Gesellschaft beseitigt werden kann.

Die leiblichen und geistigen Thatsachen an welche das

weibliche Geschlecht gebunden ist, lassen es nicht zu daß dasselbe die politische und sogar die sociale Gleichstellung mit den Männern auch nur wünschen könnte. Es handelt sich hier um die Verhältnisse im Großen. Vereinzelte Bestrebungen welche als Krankheitserscheinungen der Zeit zu beurtheilen sind, können nicht über ein Grundverhältniß der Gesellschaft entscheiden. Es mag eine gewisse Zahl von Frauen geben welche nicht nur den Männern politisch gleichgestellt werden könnten, sondern auch ihnen politisch und social gleichgestellt sein möchten; im großen Ganzen der menschlichen Gesellschaft aber ist diese Zahl verschwindend, und sie wird immer verschwindend sein und bleiben. Die politische und sociale Gleichstellung ist nicht im eigenen Interesse des weiblichen Geschlechtes, und wird daher auch von diesem Geschlechte im Großen niemals gefordert werden. Sie ist aber auch ebenso wenig im Interesse des männlichen, von welchem daher die sogenannte Emancipation eben so wenig befördert werden wird. Diese also wird unterbleiben weil dabei die Frauen so wenig wie die Männer ihre Rechnung finden. Ein sehr wesentlicher Punkt auf welchen es dabei ankommt, ist das Streben der beiden Geschlechter einander zu gefallen. Dieses Streben, welches überhaupt mit zu den herrschenden Triebkräften der Gesellschaft gehört, würde stark genug sein die inneren Abneigungen gegen einen Beruf der dem einen oder dem anderen Geschlechte an sich selbst widerstrebte zu überwinden. Es ist aber so eingerichtet daß das was der inneren Natur eines der beiden Geschlechter widerspricht, auch zugleich das ist womit die Gunst des anderen Geschlechtes am wenigsten erworben werden kann. Die beiden Geschlechter ziehen sich gegenseitig an nicht durch das was ihnen gleich

sondern durch das was ihnen verschieden ist, und der Ehrgeiz des natürlichen Weibes ist nicht der es dem Manne gleichzuthun, sondern dem männlichen Wesen das weibliche möglichst bestimmt entgegenzusetzen. Der männliche Charakter einer Frau ist so wenig ein Lob bei dem eigenen Geschlechte wie bei dem der Männer, und das nämliche gilt umgekehrt von dem weiblichen Charakter eines Mannes.

Es wäre eine in der That sehr rohe Ansicht dieses Grundverhältniß der geschlechtlichen Anziehung durch die Ungleichheit nur leiblich verstehen zu wollen. Auch geistig haben die beiden Geschlechter verschiedene und polarisch entgegengesetzte Aufgaben zu vollbringen. Auch die Seelen sind nicht geschlechtslos, und auch sie ziehen sich an durch den Gegensatz des Wesens. Mann und Weib mögen von dem gleichen geistigen oder sittlichen Interesse erfüllt sein; das Denken, Fühlen und Wirken für diese Interesse wird dennoch in beiden geschlechtlich verschiedene Formen annehmen, und auf dem Gegensatze dieser Formen wird ein wesentlicher Theil der Anziehungskraft zwischen beiden beruhen. Welcher Mann würde sich nicht tief ergriffen und angezogen fühlen von einem weiblichen Charakter wie der einer Miß Nightingale! Aber kein Mann selbst würde jemals der Menschlichkeit gerade auf diese Weise zu dienen fähig sein. Der Verfasser war Zeuge wie die Gemahlin eines britischen Gouverneurs in Westindien persönlich die Kinder der schwarzen Bevölkerung der Kolonie in der Schule unterrichtete. Das war auch ein politischer Wirkungskreis; aber keiner den sich leicht aus Humanität ein Mann hohen Standes gewählt haben würde. Es gibt politische Frauen von großer Kraft und Schärfe des Geistes, und sie mögen fähig sein den politischen Mann in hohem Grade zu interes-

siren; aber gewiß nicht weil sie sich auf einem männlichen Gebiete geltend machen können, sondern weil sie das männliche Geschäft auf durchaus weibliche Weise betreiben.

Wir sind also wie man sieht weit davon entfernt zu verlangen daß das weibliche Geschlecht von der Betheiligung an den politischen und socialen Interessen ausgeschlossen sei; im Gegentheil halten wir einen gesellschaftlichen Zustand in welchem die Frauen *keinen* Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen, für einen sehr einseitigen und rohen. Wir verlangen in diesem Verhältnisse überhaupt nichts als daß man der Natur und dem sittlichen Gefühle den Lauf lasse, indem wir überzeugt sind daß dieses Gefühl dem weiblichen Geschlechte die rechte Stellung im State und in der Gesellschaft verschaffen wird. Es handelt sich dabei natürlich mit um örtliche Formen und geschichtliche Entwickelungsstufen der gesellschaftlichen Bildung. Für den jetzigen Standpunkt der menschlichen Gesellschaft kann, wie in anderen politischen Dingen, auch in dieser Beziehung das englische Volk anderen als Vorbild dienen. Unzweifelhaft steht unter allen Völkern der Welt im englischen Volke das weibliche Geschlecht durch geistige und sittliche Selbständigkeit am würdevollsten da; wir wüßten aber nicht daß die englischen Frauen deßhalb einen besonderen Trieb geäußert hätten sich ein Recht auf Sitz und Stimme im Parlament zu vindiciren *).

Es handelt sich also nicht darum ob die Frau sich an der Politik und überhaupt am öffentlichen Leben betheiligen

*) Die selbständige und hohe Stellung des weiblichen Geschlechtes in England hat sich bei den Angloamerikanern noch gesteigert, aber ohne daß sie dadurch an wahrer sittlicher Würde etwas weiteres gewonnen hätte.

soll, sondern wie sie sich betheiligen soll. Die Politik geht nicht nur in Parlamenten, Ministerräthen und Bureaux vor sich: ein wichtiger Theil derselben begibt sich in der Familie, und in den Kreisen des Privatlebens die man im engeren Sinne die Gesellschaft zu nennen pflegt. Hier ist der Einfluß der Frauen in vielen Beziehungen ein entscheidender, und das politische Leben eines Volkes muß noch sehr roh sein, wo nicht die gesellschaftliche Einwirkung der Frauen den Gang des Statslebens wesentlich mit bestimmen hilft. Es möchte unmöglich sein zu bestreiten, daß an dem was überhaupt als allgemeines Ergebniß des Volksgeistes sich in der Politik einer Nation geltend macht, das weibliche Geschlecht wirklich und vollständig den halben Antheil hat welcher ihm als der Hälfte der menschlichen Gesellschaft bei wirklicher Abstimmung zukommen würde.

Was den Charakter dieses Antheiles betrifft, so unterscheidet er sich von dem des männlichen Geschlechtes auf eine Weise welche vollkommen der verschiedenen praktischen Stellung der beiden Geschlechter in der Gesellschaft entspricht. Der politische Einfluß des weiblichen Geschlechtes muß mit der Natur der allgemeinen geistigen und sittlichen Rolle übereinstimmen welche das Geschlecht überhaupt in der Gesellschaft zu spielen hat; diese aber muß sich aus dem weiblichen Wesen und seinem Verhältniß zum männlichen ergeben.

Alle weiblichen Anschauungen und Willenstriebe sind vom Ideal, alle männlichen vom Zwecke beherrscht. Aus diesem Unterschiede ergibt sich eine Reihe wichtiger Antithesen. Während der Mann sogar das Ideal als Zweck betreibt, so betreibt das Weib sogar den Zweck als Ideal. Der Mann also betreibt selbst die Religion als Politik, das Weib selbst

die Politik als Religion. Daraus folgt daß eine Frau sich besser zur regierenden Fürstin als zum Minister eines States eignet. Der Fürst repräsentirt die allgemeine sittliche Idee des States, welche zugleich als Zweck und als Ideal im Geiste wirksam sein muß. Der Fürst muß in gewissem Sinne politischer Idealist, oder, wenn man lieber will, politischer Künstler; der Minister aber soll vor allen Dingen politischer Techniker sein. Die geschäftsmäßige Politik ist ausschließlich männlicher Art.

Mit diesem Verhältniß von Ideal und Zweck in der Politik hängt es zusammen, daß in der fortlaufenden Wechselwirkung von Natur und Cultur aus welcher das geistige Leben besteht, dem Manne die Culturisirung der Natur, dem Weibe aber die Naturisirung der Cultur zufällt. Was aus dem Verstande des Mannes als ein Gedanke der Zweckmäßigkeit hervorgeht, das wird durch die Frau in die Seele des Volkes niedergelegt, in der es zu einem Kinde des Nationalgefühles großwächst. Die Priesterinnen dieses Gefühles zu sein, ist die naturgemäße und culturgemäße Stellung der Frauen im State. Je nachdem dieses Gefühl verkümmert ist oder sich kräftig bethätigt, — jenachdem es dem berechnenden Verstande des politischen Mannes vorauseilt oder nachfolgt, diesen Verstand anspornt oder zurückhält, sehen wir das weibliche Geschlecht eine andere Stellung zu den Vorgängen und Interessen des öffentlichen Lebens einnehmen. Wir sehen es conservativ, die guten wie die schlechten Zustände des nationalen Lebens festhaltend, wenn die Anregungen zu den Veränderungen in der Nation ihr von außen, oder aus den Reflexionen des abstracten Verstandes kommen; wir sehen es revolutionär, im guten wie im bösen Sinne, wenn die An-

triebe einer gewaltsamen Bewegung aus den Tiefen des Volksgeistes hervorbrechen, und ihre Ziele, recht oder falsch, eine ideale Form annehmen.

Diese Betheiligung des weiblichen Geschlechtes am politischen Leben ist eine naturgemäße und culturgemäße; sie enthält jedoch nichts was einen Antheil an den amtlichen Verrichtungen des Statswesens nöthig oder wünschenswerth machte. Sie gibt den Frauen eine Stellung in den Volksparteien, aber nicht in der geschäftlichen Lenkung des States; und wir glauben daß diese Beantwortung der Frage nach dem politischen Verhältniß der beiden Geschlechter eine für alle Zeiten giltige ist.

Der Unterschied der Lebensalter ist ein minder scharf bestimmter als der der Geschlechter. Wenn der Mensch im frühen Lebensalter unselbständig ist, von der Unselbständigkeit zur Selbständigkeit aber sich ganz allmälig entwickelt, so ist die Festsetzung eines bestimmten Alters für den Eintritt der bürgerlichen und politischen Mündigkeit immer etwas mehr oder minder willkürliches, und nicht nur in verschiedenen Racen und Völkern, sondern auch in verschiedenen Individuen des nämlichen Volkes tritt die leibliche und geistige Reife keineswegs mit dem gleichen Alter ein. Etwas Conventionelles muß daher in der Ordnung der an die Lebensalter geknüpften Verhältnisse unvermeidlich sein. Unzweifelhaft gibt es junge Leute die bei siebzehn oder achtzehn Jahren mehr Urtheil, ja selbst mehr Charakter besitzen als andere Menschen sich in einem langen Leben erwerben. Wollte man aber daraus ableiten daß der ungewöhnliche Jüngling nach Maßgabe seiner Entwickelung früher als andere der bürgerlichen und politischen Rechte theilhaftig werde, dann müßten

dem ganz talentlosen Menschen diese Rechte auf immer versagt bleiben, und jede bürgerliche oder politische Stellung müßte von einem Examen abhängig gemacht werden nach dessen Ausfall die ganze Bevölkerung eines States numerirt sein müßte. Vielleicht möchte ein solcher Zustand dem Ideal eines Bureaukraten reinsten Wassers entsprechen; gewiß aber um so weniger den Ansprüchen der Natur und den Interessen der Cultur.

Gewisse conventionelle Bestimmungen in Bezug auf das Lebensalter an welches sich gewisse gesellschaftliche und politische Rechte knüpfen, sind also unvermeidlich. Sie stützen sich auf ein Naturverhältniß welches für jedes Urtheil klar ist, ziehen aber aus den Schwankungen dieses Verhältnisses im praktischen Interesse der Gesellschaft ein mittleres Ergebniß auf welches die conventionellen Festsetzungen gegründet werden. So das Alter bis zu welchem die Schulpflicht gilt; das Alter vor welchem die Ehe nicht gestattet ist; das Alter der Militärpflichtigkeit, das Alter der rechtlichen Mündigkeit, das Alter der Stimmfähigkeit und Wählbarkeit für bestimmte Aemter.

Es ist natürlich daß im Allgemeinen die Jugend geneigt ist die Grenzen ihrer gesellschaftlichen Stellung auszudehnen, und daß sie den Bedingungen eines höheren Lebensalters für gewisse Rechte, Aemter und Würden widerstrebt. Die Gesellschaft hat bei diesen Bedingungen das Interesse, einer durch reichere Lebenserfahrungen gereiften Urtheilskraft und eines darin erprobten Charakters sicher zu sein. Die Jugend aber schätzt die Erfahrung gering. „Erfahrungswesen" — läßt Göthe seinen Baccalaureus sagen —

„Erfahrungswesen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig!" —

Das Denken der Jugend ist seinem theoretischen Charakter nach abstract, seinem praktischen Charakter nach radical. Der junge Gedanke ist der Thatsache feind. Die strenge Folgerichtigkeit des abstracten Gedankens ist das was der Jugend als Geist erscheint, die Rücksichtslosigkeit seiner praktischen Befolgung das was ihr als Charakter gilt. Das Alter sieht in dieser Art zu urtheilen den Beleg für die Unreife des jugendlichen Wesens. Indessen ist der Einfluß dieses Wesens für die Gesellschaft nicht minder unentbehrlich wie der der Erfahrungsfülle und Weisheit des Alters, und die Jugend hat nebenbei auch recht wenn sie die selbstgemachte Erfahrung den weisen Lehren des Alters vorzieht. Aus den gelbschnäbligen Jungen werden die weisen Alten; aber eben doch nur dadurch, daß sie selbst was das Alter ihnen lehrt seit Jahren —

„das alles derb an eigner Haut erfahren."

Und so hat auch der Radicalismus und der Vorwitz der Jugend sein Gutes und sein Recht.

Es kommt hier, gerade so wie im Verhältniß der Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechtes, nur auf das rechte Maß und Verhältniß zwischen den Einflüssen der Jugend und des Alters auf die gesellschaftlichen Vorgänge an. Dieses Maß und Verhältniß ist aber kein klar bestimmbares, und muß nach verschiedenen Culturperioden, Culturformen und Culturgebieten immer ein verschiedenes bleiben. Es gibt radicale Zeiten und conservative Zeiten, radicale Länder und conservative Länder, radicale Staten und conservative Staten, und überall wird der radicale Geist ein Ueberwiegen der Jugend, der conservative ein Ueberwiegen des Alters zur Ursach und Folge haben.

Wir haben schon gesehen wie es zusammenhängt, daß in revolutionären Zeiten das weibliche Geschlecht einen Vorsprung in der Gesellschaft gewinnt. Dasselbe findet mit der Jugend statt. Es gibt aber Länder in denen eine Bevorzugung beider ein bleibender Charakterzug ist, und es scheint daß Kolonien und Kolonialstaten diesen Charakterzug tragen. Aristoteles hat von Demokratien gesagt daß in ihnen Frauen, Kinder und Dienstboten sehr unabhängig zu sein pflegen. Wer denkt dabei nicht an amerikanische Zustände! In den spanischen Kolonien hat sich ähnliches in auffallender Weise entwickelt, so weit nicht einheimisch indianische Sitte dem entgegengewirkt hat; es ist aber dort die Folge des kolonialen und nicht des demokratischen Charakters. In den Vereinigten Staten ist der Einfluß beider Charakterbedingungen zusammengekommen, und hat die Erscheinung in Bezug auf die Jugend wie in Bezug auf das weibliche Geschlecht auf die Spitze getrieben. Vieles kommt zusammen um in dem demokratischen Kolonielande dieses Ergebniß hervorzubringen. Die Demokratie steht auf der Grundlage der abstracten Menschengleichheit, gegen welche also an und für sich die Unterschiede des Alters und Geschlechtes zurücktreten. Die selbständig gewordene Kolonie hat sodann eine Revolution hinter sich, welche wieder dem Uebergewichte der Jugend und des weiblichen Geschlechtes günstig war, und zwar in mehr als einer Beziehung. Endlich aber sind Frauen und Kinder in der Kolonie von viel höherem Werthe für die Gesellschaft als in alt-historischen Ländern. Die Bevölkerung der Kolonien leidet anfänglich an einem unvermeidlichen Mangel an Frauen. Nirgends ist wohl jemals dieser Mangel so empfindlich gewesen wie in Californien unmittelbar nach dem Anschluß an

die Vereinigten Staten. Hier waren nicht einmal Indianerinnen anwesend. Tausende von Männern in den californischen Minen haben lange Zeit kein Weib zu Gesicht bekommen; wie ist es zu verwundern daß unter solchen Verhältnissen das weibliche Geschlecht eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnimmt *)? Als Gegenstand männlicher Neigung wie als unentbehrliche wirthschaftliche Hilfe und Ergänzung stehen die Frauen in den Kolonien in hohem Werthe, und die Bevorzugung der Kinder hat ganz ähnliche Ursachen. Eine Kolonie lebt überhaupt nur in der Zukunft, und die Träger der Zukunft sind die Träger ihres Lebens und werden als solche geschätzt. Die Arbeitskräfte werden in der Kolonie rasch verbraucht und sind das höchste Bedürfniß. Die Schätze der Natur liegen vor Aller Füßen, aber es bedarf der Hände sie aufzuheben. Auch die Hände der Kinder sind dazu schon brauchbar, und überhaupt wird jede Vermehrung der Arbeitskraft als Segen betrachtet. Eine Familie in den Vereinigten Staten verbessert sich ökonomisch mit der Zahl ihrer Kinder, während in Europa das umgekehrte stattfindet. Während eingewanderte Männer und Frauen mit mancherlei Fähigkeiten sehr oft vergeblich irgend eine Beschäftigung suchen, fällt es ihren Kindern nicht schwer eine solche zu finden, und für ihre Arbeit so bezahlt zu werden daß es ihnen möglich wird ihre Eltern zu ernähren **). Indem auf diese Weise in Kolonieländern die Jugend

*) Eine bekannte Europäerin lebte längere Zeit unter einer ganzen männlichen Bevölkerung von Goldgräbern in den californischen Minen, und übte einen von ihr auf höchst ehrenwerthe Weise angewandten Einfluß auf die zum Theil nicht gerade fein gebildeten Menschen aus, denen sie den Trunk und andere Rohheiten abgewöhnte.

**) Der Verfasser kennt das Beispiel einer gebildeten deutschen Familie in den Verein. Staten, welche von ihren noch unerwachsenen Kindern, einigen

naturgemäß eine größere ökonomische Rolle spielt, wird sie viel früher ökonomisch selbständig, und in Uebereinstimmung damit entwickelt sie sich geistig und körperlich rascher als in alten Gesellschaften. Mag immerhin die höhere Reife des Urtheils und die gründlichere Bildung Zeit brauchen, so daß man sogar aus der Frühreife der Geschlechter in gewissen Ländern die Unmöglichkeit eines höheren Bildungsgrades ableiten zu dürfen geglaubt hat: — dem Bedürfniß junger Pflanzstaten entspricht die körperliche Frühreife so gut wie die geistige, und mit dem Verschwinden dieses Bedürfnisses dürfte wohl auch daß ihm entsprechende Verhältniß zurücktreten. Aus Kolonien werden mit der Zeit historische Länder, wie aus den Jungen mit der Zeit die Alten werden, und alles steht in der Natur und Geschichte im Zusammenhange.

Drittes Capitel.

Die Ungleichheit der individuellen Anlage und Ausbildung.

Abgesehen von dem Unterschiede der Geschlechter und Lebensalter, welcher indessen auch hier wieder einspielt insofern jede menschliche Individualität auch durch Geschlecht und Alter bestimmt ist, sehen wir an den Menschen eine endlose Verschiedenheit persönlicher Eigenschaften, deren Bedingungen theils in den Anlagen der Natur, theils in den Ergebnissen der Cultur, theils endlich in den schicksalsmäßigen Zufälligkeiten des Lebens zu suchen sind. Wir halten uns zunächst

---

Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, eine Zeit lang ganz erhalten wurde. — Ueber den ganzen Gegenstand sehe man W. Roscher's interessantes Buch über Kolonien und Kolonialpolitik, 2. Aufl. S. 74, 75.

an die Ungleichheiten welche auf der Verschiedenheit individueller Naturanlagen beruhen.

Der eine Mensch ist minder stark, minder schön, minder groß, minder befähigt, minder gut als der andere, und ein wesentlicher Theil der damit bezeichneten Unterschiede ist ursprüngliche Anlage der Natur. Kräfte und Verhältnisse des Leibes und Geistes, Talente, Temperament und Naturell sind innerhalb gewisser Grenzen von Natur aus verschieden bei den Menschen.

„So scheint es", — entgegnet uns die radicale Gleichheitslehre. „So scheint es, aber so ist es nicht! — Nicht von Natur, sondern in Folge verderbter gesellschaftlicher Verhältnisse sind die Menschen in diesen Beziehungen ungleich! — Ursprünglich waren sie gleich, und nur durch Selbstsucht, Gewalt und List einiger wenigen ist der glückliche Zustand gestört worden!" — Aber wie konnte das geschehen aus einem Zustande heraus in welchem keiner stärker, klüger, besser oder schlechter war als der Andere? — Die absichtlich oder künstlich bewirkte Ungleichheit setzt ja schon eine vorangehende natürliche Ungleichheit voraus. Die Menschen indessen sind geneigt das Ziel ihrer Wünsche, damit es ihnen nicht unerreichbar erscheine, als einen Zustand zu betrachten der in der Vergangenheit schon einmal da war. Es ist eine Selbsttäuschung durch die das menschliche Streben sich wach erhält. Größe, Stärke, Schönheit, Weisheit, Tugend, langes Leben, Friede, freiwillige Güte der Natur: alles soll in der Urzeit unseres Geschlechtes allgemein gewesen sein. Die Menschen glauben so gern an ein goldenes Zeitalter der Gleichheit: und doch — wenn nicht etwa das Menschengeschlecht sogar aus ganz verschiedenen ursprünglichen Racen besteht die von ganz

verschiedenen Urparen abstammen — war wenigstens Adam ein Mann, Eva ein Weib, und Kaïn und Abel waren ihre sehr ungleichen Kinder! — War das nicht Ungleichheit genug für eine aus vier Personen bestehende Menschheit? — Und soll etwa an der Bosheit Kaïns auch schon eine falsche Erziehung, ein verderbter Zustand der Gesellschaft schuld gewesen sein? — Dann waren wohl Adam und Eva nicht eines Sinnes in der Erziehung ihrer Kinder, und wir stoßen unfehlbar auf eine weitere ursprüngliche Ungleichheit. Und wer ist schuld an der schwarzen Farbe, den dicken Lippen, dem rohen Gesicht, dem wolligen Har, dem platten Fuß und der allgemeinen geistigen Tiefe des Negers, — wer schuld an den unterscheidenden Charakterzügen der anderen Menschenracen? — Entweder sind die Racenunterschiede ursprünglich, oder sie sind das Erzeugniß eines durch hunderttausende von Jahren fortwirkenden Einflusses von Klima, Boden, Nahrung und ästhetischem Naturcharakter, welcher Einfluß in seiner Gesammtheit eben doch der Natur angehört. Die Cultur welche hier einspielt, ist selbst Theil eines Naturprocesses, und wenn dadurch die Menschen sich mehr und mehr individualisiren sollten — was wohl nur in ganz bestimmter Einschränkung der Fall ist — so ist auch dieses Ergebniß durch die Natur vorbedingt und unvermeidlich.

Die Meinung daß die persönliche Ungleichheit der Menschen in Bezug auf körperliche und geistige Eigenschaften die Schuld einer fehlerhaften Erziehung sei, ist eine doppelte Thorheit: erstlich indem sie die Herstellung dieser Gleichheit für einen vernünftigen Zweck hält, und zweitens indem sie es der Erziehungskunst zutraut diesen Zweck zu erreichen. Wir haben es für jetzt nur mit der zweiten Thorheit zu thun. So offen sie

sich als solche zu erkennen gibt, ist sie dennoch ein verbreiteter Aberglaube des demokratischen Sectengeistes. Man kann denselben auf eine Linie stellen mit den Meinungen der sogenannten Vegetarians- und Health-Reformers in England Amerika, welche überzeugt sind daß die Welt nur aus Krankheit schlecht und die Gesundheitsreform durch Diät das einzige Mittel zu ihrer moralischen Besserung sei. Bei diesen ist der Koch, bei jenen der Erzieher theils der Verderber theils der Heiland. So thöricht in ihrer Ausschließlichkeit und Uebertreibung solche Meinungen sind, so enthalten sie freilich einen Antheil von Wahrheit, und geben ein Beispiel wie auch in der Thorheit ein Korn von Weisheit liegen kann. Die Wissenschaft wird nicht läugnen daß im Verlauf von Generationen durch Diät eine Veränderung im Charakter, in den Fähigkeiten und der Erscheinung der Menschen hervorgebracht werden kann; und daß ein durch Generationen fortgesetztes erziehendes Einwirken das nämliche von der geistigen Seite her zu leisten vermag, wird noch weniger in Zweifel gezogen werden können. Culturergebnisse, sowohl körperliche wie geistige, pflanzen sich fort, indem sie zur Natur werden: das ist eine Thatsache von unermeßlicher culturhistorischer Bedeutung. Diese Thatsache gilt bei den Menschen wie bei den Thieren und Pflanzen. Durch fortgesetzte systematische Behandlung gelingt es die Varietäten der Hausthiere und Culturgewächse abzuändern und bei ihnen allmälig ganz neue Eigenschaften der Gestalt, der Lebensart und des Naturells hervorzurufen. Der Mensch selbst ist ungleich bildsamer und der Einwirkung von Seite seines eigenen Geschlechtes zugänglicher: — der Erfolg muß daher ein viel größerer sein als der welchen wir bei den Thieren zu erzielen vermögen. Bis zu gewissen Grenzen könnten also

die Menschen absichtlich auf Gleichheit oder Ungleichheit erzogen werden. Würden aber die Gleichmacher es wagen die Anwendung der Mittel zu empfehlen durch welche in der Viehzucht die Absicht des Racenzüchters erzielt wird? — Es hat Fanatiker gegeben welche zur Herstellung der Gleichheit die zu hohen Köpfe abschlugen; würde es aber Fanatiker geben methodisch genug um die Herstellung der Gleichheit durch Menschenzucht nach den Grundsätzen der Thierzucht zu betreiben? — Wie uns die Thierzüchter lehren, besteht ihr wirksamstes Mittel darin, daß sie alle nicht nach Vorschrift ausfallenden Individuen umbringen oder mindestens von der Fortpflanzung ausschließen. Unzweifelhaft würde man auf einem so radicalen Wege nach Belieben blauäugige, schwarzäugige, stumpfnasige, spitznasige, langbeinige, kurzbeinige, sanguinische, cholerische und phlegmatische, vor allem aber sehr melancholische Menschenracen ziehen können; wenn sich nur die Eltern, Erzieher und vom State gesetzten Vorsteher und Beaufsichtiger der Fortpflanzung über die Grundsätze und den Geschmack nach denen zu verfahren wäre verständigen könnten! Man müßte die Menschenzucht rückwärts bis auf das erste Elternpar rectificiren, und selbst das würde wie wir gesehen haben nicht genügen! —

Wir haben hiermit die Verirrung der revolutionären Gleichmacherei bis zu ihrem äußersten Widersinn geführt; was nicht ganz überflüssig gewesen zu sein scheint, da die Zeit vor den Ausschweifungen dieses Geistes noch lange nicht sicher ist.

So wenig wir aber einer auf die Gleichheit der Menschen abzielenden politischen und pädagogischen Wirksamkeit Aussicht auf Erfolg zuschreiben können, so wenig hat eine Abrichtung zur Ungleichheit Hoffnung ihren Zweck zu erreichen. Schulen

als bloße Abrichtungsanstalten für technische und politische Zwecke und als Erziehungsanstalten für besondere gesellschaftliche Stellungen und Verrichtungen machen, wenn nicht auf der anderen Seite auch das allgemein menschliche Interesse in der Erziehung befriedigt wird, die Gesellschaft zu einer Maschine welche zu den höheren Leistungen der Menschheit nicht befähigt ist. Eine solche Gesellschaft wird als Stat nie an der Spitze der Bildung stehen, und zugleich außer Stande sein sich gegen die Uebermacht eines auf das natürliche und organische Zusammenwirken freier Kräfte gegründeten gesellschaftlichen Wesens zu behaupten. Selbst innerlich hat die indische Gesellschaft die Strenge ihres Castenwesens nicht behaupten können; denn zahllose Uebergänge und unreine Mischungen sind zwischen den erblich festgestellten Beschäftigungen, Geschicklichkeiten, Kenntnissen und gesellschaftlichen Stellungen entstanden, und haben eine Masse gebildet in der am Ende die Ueberreste erblicher Unterscheidungen sich verschmelzen müssen. Welchen Widerstand aber hat eine so mechanisch eingerichtete Gesellschaft der fremden Eroberung entgegenzusetzen? Man lese die Geschichte Indiens! —

Unzweifelhaft entspricht es der Natur und den Bedürfnissen der Gesellschaft daß eine Verschiedenheit in der Ausbildung der Menschen besteht, welche bewirkt daß die verschiedenen Verrichtungen, auf deren Ineinandergreifen das Dasein und die Ausbildung sittlicher Gemeinschaften beruht, gut und bereitwillig gethan werden. Mit der Verschiedenheit der Naturanlage aber ist auch die Verschiedenheit der Ausbildung zugleich gegeben; denn nicht nur läßt sich bei gleicher Erziehung und gleichen Schicksalen der Dumme nicht mit dem Geistvollen auf eine und dieselbe Bildungsstufe heben,

sondern es läßt sich bei verschiedener Befähigung der Lehrer einer größeren Zahl von Menschen gleichen Talentes gleichfalls nicht die nämliche Ausbildung geben. Das Ergebniß dieses Naturverhältnisses entspricht aber den Bedürfnissen der Gesellschaft, und es ist, auch im Interesse dieser letzteren, kein verfehlteres Bestreben möglich als das der schulmeisterlichen Gleichmacherei. Die Gesellschaft verlangt nicht nur verschiedene Naturanlagen, sondern auch verschiedene Bildungsgrade und Bildungsformen für verschiedene Bildungsgebiete. Wir erkennen an daß alle Erziehung die Ausbildung der allgemeinen menschlichen Eigenschaften, und zwar geistig wie körperlich, zum Ausgangspunkte hat; alle Erziehung aber soll auch den Menschen zu einem an bestimmter Stelle brauchbaren Gliede der Gesellschaft machen, welches für eine bestimmte Verrichtung in der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechtes ausgebildet ist und für eine dieser Verrichtung entsprechende gesellschaftliche Stellung paßt. Die vernünftige Erziehung hat also eben sowohl die Ungleichheit wie die Gleichheit zum Zwecke: nämlich die sittliche Gleichheit und die technische Ungleichheit. Die vernünftige Erziehung will in allen Menschen das Bewußtsein der gleichen sittlichen Würde, in jedem einzelnen aber die besondere technische Befähigung hervorbringen welche seinen individuellen Verhältnissen und Zwecken entspricht. Daß zu diesem sittlichen Selbstgefühle eine gewisse allgemeine Ausbildung des Verstandes und Gemüthes, eine gewisse Klarheit über die Natur und über die Geschichte des Menschengeschlechtes, und die Möglichkeit eines allgemeinen Verständnisses für das Wahre, Gute und Schöne, — kurz eine gewisse allgemeine Bildung gehört welche vor allem sittlich und religiös, auch ästhetisch und bis auf einen gewissen Grad wissenschaftlich sein

muß, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. Eine verständige Erziehung wird, soviel es die Fähigkeiten der Menschen und Menschenclassen und die gesellschaftlichen Verhältnisse zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte zulassen, diese allgemeine Bildung zu erzielen suchen. Sie wird aber dabei sich nicht in Einzelnheiten verirren welche, wenn sie nicht einem bestimmten Lebenszwecke dienen und also dem individuellen Bedürfnisse angehören, nutzlose Eitelkeiten und Liebhabereien sind. An solchen Verirrungen sind manche rühmliche Bestrebungen zu Gunsten der Volksbildung gescheitert, und die Reaction gegen die Uebertreibungen der radicalen Schulmeisterei ist leider nicht ohne Veranlassung gewesen. Der Gedanke der Demokratie, daß gleiche politische Rechte eine gleiche Bildung voraussetzen, ist ein wichtiger Fortschritt des politischen Bewußtseins; daß aber aus diesem Gedanken eine sehr große Mäßigung der Ansprüche an die gleiche Bildung und dabei immer noch eine unvermeidliche Ungleichheit der politischen Rechte folgt, hat man sich nicht klar gemacht.

Die Forderung einer gleichen Ausbildung aller Menschen hat in der Pädagogik ganz besonders durch Fichte eine principielle Geltung erlangt, und F. W. A. Fröbel, welcher gleichzeitig ein Schüler Fichte's und Pestalozzi's war, hat den Gedanken in der Formel der „allseitigen Entwickelung des Menschen von Innen nach Außen" einem praktischen Systeme der Erziehung zum Grunde gelegt. Der Gedanke indessen von welchem diese Forderung und das ihr entsprechende pädagogische System ausgeht, ist ein irriger. Es ist nicht richtig daß der einzelne Mensch bestimmt ist ein Ganzes für sich zu sein, und demgemäß sich allseitig und harmonisch auszubilden. Auf der Einseitigkeit und ihren Gegensätzen

beruht alle physische und geistige Production und der ganze Entwickelungsproceß der Menschheit. Schon der Gegensatz der Geschlechter, auf dem die Fortpflanzung beruht, ist nichts als eine einseitige Ausbildung. Der harmonische, vollständige, symmetrische Mensch müßte Hermaphrodit sein, und beide Geschlechter tragen die leiblichen Merkmale dieser Vollständigkeit an sich. Nur eine ungleiche Ausbildung ist es, welche den Geschlechtsunterschied und damit die Bedingungen der Zeugung hervorbringt. So ist es auch im Gebiete des geistigen Lebens, so im Zusammenwirken der gesellschaftlichen Elemente. Nicht der einzelne Mensch soll ein Ganzes, Vollständiges sein und das menschliche Wesen in seiner Ganzheit darstellen, sondern in der historisch sich entwickelnden gesammten Menschheit kann und soll dieses Wesen zu seiner Darstellung kommen. Die Menschheit in ihrer historischen Entwickelung ist das Ganze. Sie ist der Leib an dem wir die Glieder bilden. Von dem göttlichen Geiste welcher sie belebt, ist der unsrige ein Hauch. Diesen Hauch rein fortzupflanzen; als Glied am Leibe der Menschheit geschickt zu sein zu den besonderen Verrichtungen, welche uns zufallen, — das ist die individuelle Aufgabe des Menschen zu welcher er erzogen werden soll. Auch das philosophische oder encyclopädische Umfassen des ganzen Gebietes menschlicher Bildung, welches fälschlich als Allseitigkeit gerühmt wird, ist nur eine einseitige Specialität, ein Uebersichtsgeschäft, eine Inventur; denn der allgemeine Ueberblick wird nur erreicht durch ein Verzichten auf Vollkommenheit des Seins, Wissens und Könnens im Einzelnen, und auf jeden besonderen praktischen Wirkungskreis. Thomas Carlyle hat zum Helden einer geistvollen Satyre einen deutschen Philosophen gewählt, den er „Professor der

Dinge im Allgemeinen" — professor of things in general — titulirt. Wir wollen auf unseren universellen Landsmann nichts kommen lassen. Es muß auch solche Käuze geben, — aber wahrhaftig nicht viele; — und gegen eine Pädagogik, die sich ausdrücklich zum Zweck setzte dergleichen zu ziehen, müßten wir feierlich protestiren. Für die Gesammtökonomie der Gesellschaft würden wir es vorziehen die Zahl guter Wanzenvertilger oder Hühneraugenärzte vermehrt zu sehen. Selbst einen Stat zu regieren, ist nur eine Specialität, die ausdrücklich gelernt sein will, und nicht mit Unrecht hat ein König gesagt: „il faut savoir son métier de roi" — ein König soll wie ein anderer sein Handwerk verstehen.

Alles was wir von der individuellen Ungleichheit der Anlagen und der Bildung gesagt haben, findet seine Wiederholung in der breiteren Anwendung auf gleichartige Menschenmassen die sich von anderen eben solchen unterscheiden. Davon im nächsten Capitel.

Viertes Capitel.

Die Unterschiede der Race.

Innerhalb der allgemeinen Ungleichheit der Menschen gibt es für größere und kleinere Menschengruppen gewisse gemeinsame Eigenschaften des Leibes und Geistes durch welche die Individuen einer Gruppe unter einander ähnlich sind, sich aber von denen anderer Gruppen unterscheiden. Dies würde bei jeder beliebigen Eintheilung der Menschen, z. B. nach Ständen, Berufsarten, Glaubensbekenntnissen, Geschlecht und Alter stattfinden. Wir reden indessen hier von einem ganz

besonderen Verhältniß dessen was man im Allgemeinen die Gleichheit in der Ungleichheit oder die Ungleichheit in der Gleichheit nennen könnte. Wir beziehen uns auf die gemeinsamen Eigenschaften welche sich in einer Menschengruppe als deren gemeinsame Unterscheidungsmerkmale durch die Geburt vererben. Es sind dies die Eigenschaften des Körperbaues, der Gesichtszüge, der Hautfarbe, des Naturells, der besonderen Fähigkeiten und des Charakters, durch welche sich Racen, Völker, Stämme und selbst Familien erblich unterscheiden.

Wir wollen aber, indem wir von den Ungleichheiten der Racen sprechen, uns nicht auf die großen Abtheilungen des Menschengeschlechtes beschränken welche von manchen Ethnologen als ursprünglich, zum Theil sogar als verschiedene Species betrachtet werden. Unter Race im engeren oder weiteren Sinne wollen wir hier jede Menschengruppe verstehen, die durch die Gemeinschaft angeborner und sich in der Geburt fortpflanzender Unterscheidungsmerkmale sich kennzeichnet.

Die Einheit des Racencharakters hat dabei nichts mit der Frage einer einheitlichen Abstammung zu thun. Racen können eben so wohl durch Verschmelzung gleichartiger oder ungleichartiger Elemente verschiedener Abstammung wie auf rein genealogischem Wege entstanden sein. Eine gewisse Zahl verschiedener Elemente mußten immer dabei anfänglich verschmolzen werden, da zur Fortpflanzung doch immer zwei Personen gehören. Die Entstehung einer Race aber und ihre Fortpflanzung sind entgegengesetzte physiologische Erscheinungen. Die Entstehung einer Race setzt die Abänderung einer schon bestehenden Form voraus; die Fortpflanzung derselben ist nur unter der Bedingung der Ausdauer des bildenden Triebes denkbar welcher die Veränderung hervorgebracht hat. Die lang-

same Veränderung aber, oder auch der Sprung durch welchen eine Race entsteht, kann sehr wohl in einem gegebenen Raume sich mehrfach wiederholen, und aus mehreren gleichzeitigen und dabei gleichartigen Ansätzen kann eine Race zusammenwachsen. Mehrere Gärtner können gleichzeitig die nämliche Varietät einer Blume ziehen, und wenn sie nachher den Samen mischen, ist aus mehreren Anfängen eine einfache Race entsprungen, die durch Kreuzung vollends gleichartig wird. Wenn der Charakter einer Race, nachdem er schon so ziemlich gleichartig geworden, sich allmälig verändert, so muß dies doch auch in zahlreichen neben einander laufenden genealogischen Linien geschehen. Man betrachte in Gemäldegallerien die Portraits aus vergangenen Jahrhunderten um diese Thatsachen zu studiren.

Was bei diesen Vorgängen Natur, was Cultur ist, mag schwer zu bestimmen sein, fällt aber auch dem inneren Wesen nach zusammen. Hier recht eigentlich zeigt sich, was wir früher ausgesprochen, daß die Natur ein Culturproceß, die Cultur ein Naturproceß ist. Nach den gangbaren Begriffen würde sich die Race von der Species dadurch unterscheiden, daß die letzte etwas ursprüngliches, von der Natur gegebenes, unveränderliches, die erste aber etwas angebildetes und äußeren Einflüssen bleibend unterworfenes ist. Racenunterschiede — nach gangbaren Begriffen — sind Unterschiede welche sich aus den äußeren Schicksalen einer Species ergeben. Die Race ist eine Varietät, aber nicht eine naturgeschichtliche sondern eine culturgeschichtliche. Da indessen seit den Darwin'schen Untersuchungen die Species selbst ein Erzeugniß des Schicksals sich entwickelnder Formenreihen, die Species selbst also nichts als eine verhältnißmäßig constante culturhistorische

Varietät zu sein scheint, verschwindet nicht nur hier die Bedeutung des Gegensatzes von Natur und Cultur, sondern auch die alte Streitfrage ob die großen Menschenracen in Wahrheit Species oder Varietäten sind und die Menschheit demgemäß aus einer oder mehreren Species besteht, wird eine ganz untergeordnete. Die Species selbst sind nur Erzeugnisse des Schicksals in der Entwickelungsgeschichte des Lebens. Die Species selbst sind Parvenus der Naturgeschichte wie die Racen Parvenus der Culturgeschichte sind. Natur und Cultur aber bestimmen sich gegenseitig, wie aus den Species die Racen, aus den Racen aber die Species entspringen. Die Race, könnte man sagen, ist Cultur gewordene Natur, die Species Natur gewordene Cultur. Darum ist die Species fest, die Race veränderlich; oder: eine festgewordene Race ist eine Species, eine veränderlich gewordene Species ist eine Race, oder zersplittert sich in Racen.

Die radicale Gleichheitslehre verhält sich zu den Ungleichheiten der Race gerad wie sie sich zu den Ungleichheiten verhält welche sich zwischen einzelnen Individuen bemerklich machen. Sie kann den Unterschied zwischen dem Neger und dem Menschen der weißen Race nicht läugnen; sie erklärt aber diesen Unterschied einerseits für unwesentlich, anderseits für eine Folge unglücklicher und ungerechter Umstände die den schwarzen Menschen benachtheiligt haben, und welche wieder gut gemacht werden müssen. Nun ist es auch unzweifelhaft eine sittliche Forderung, selbst auf der untersten Sprosse der menschlichen Stufenleiter noch den Menschen anzuerkennen und an der Vervollkommnung des geringsten Theilhabers der Menschenwürde wie an unserer eigenen zu arbeiten; nichts destoweniger läßt es sich mit gleichem Rechte als eine Folge unglücklicher und

ungerechter Umstände ansehen daß der Gorilla kein Neger oder der Esel kein Pferd geworden ist; und auch die unvernünftige Thierheit sollen wir veredeln, indem wir unsere Vernunft in sie hineinlegen. Die Anerkennung dieser Pflichten hat nichts mit der Behauptung zu thun, daß die niederen Bildungen einen Anspruch darauf haben den höheren gleich gestellt zu werden. Wir halten die Entwickelungsfähigkeit, mit Darwin und anderen Beobachtern, für ein allgemeines Naturgesetz. Wir sind davon überzeugt daß auch die Geschlechter und Arten der Thiere sich verändern, und daß, im großen beurtheilt, diese Veränderungen ein Fortschritt sind. Das was wir Fortschritt nennen, ist eben die Steigerung der Lebenskraft, in irgend einer Beziehung auf welcher der Sieg im Wettstreite der um das Dasein ringenden Lebensformen beruht. Fortschritt oder Untergang ist selbst für die Thiergeschlechter die einzige Wahl, wie viel mehr für die Menschenracen! Wir glauben also auch an die Entwickelungsfähigkeit der niederen Menschenracen, wenn auch nicht unter allen den Bedingungen die ihnen durch das Zusammentreffen mit höheren Racen geboten werden. Aber daraus daß z. B. die Negerrace entwickelungsfähig sein mag, wenn auch vielleicht nicht aus eigner Kraft, folgt in keiner Weise daß sie mit uns auf dem Fuße socialer und politischer Gleichheit zu stehen berechtigt sei. Wenn aus einem plumpen, rohen, unwissenden und brutalen Menschen unseres eignen Volkes unter anderen Umständen ein edlerer Mensch hätte werden können, — wenn die Nachkommen eines solchen Beispieles von Vernachlässigung oder Verwilderung durch eine sorgfältige Erziehung vielleicht hoch genug gehoben werden können um der edleren und gebildeteren Gesellschaft beigezählt zu werden, so folgt daraus

nicht daß auch jener gemeine Kerl, wie er nun einmal ist, zugelassen werden kann. Wenn eine Familie fortschreitet, heben sich Kinder in gesellschaftliche Schichten in welche ihre Eltern nicht gehört haben. So mag es auch, freilich nach ungleich längeren Zeitmaßen, den kommenden Generationen tief stehender Racen ergehen. Es ist eine Pflicht der Höheren sie darin zu fördern, und die Vernachlässigung dieser Pflicht, wenn nicht gar ein absichtliches Zurückhalten, ist im Verhältniß der höheren Racen und Gesellschaftsclassen ein oftmals begründeter und immer schwerer Vorwurf. Mit dem Gemeinen aber sich nicht gemein zu machen, ist zu allen Zeiten ein sittlich wohl begründetes Verfahren. Die Gleichheit immer oben, niemals unten: das muß der Grundsatz des demokratischen Gleichheitsstrebens sein; — nur die Demokratie welche Alle zu Aristokraten machen will, verdient unseren Beifall.

Wie wir im Verkehr mit Personen unserer eignen Race, unseres eignen Volkes urtheilen, so spricht auch das natürliche Urtheil im Verkehre verschiedener Menschenracen. Wenn eine Person unseres eignen Volkes uns schon ihrer bloßen Physiognomie nach unseres Umganges unwürdig erscheinen kann, weßhalb sollen wir als Mitglieder einer höheren Race nicht eben so urtheilen über Buschmänner oder Adamanier, die dem Affen ähnlicher sind als dem Menschen? Welcher Mensch von feinerem Gefühle wird nicht die geschlechtliche Verbindung der höher entwickelten weißen Racen mit diesen untersten und fast zweifelhaften Repräsentanten des Menschenthumes für eine Monstrosität halten? —

Wir können daher nicht einstimmen in den europäischen Tadel, welcher gerade den Angloamerikanern der Nordstaten

es zum Vorwurfe macht und als Inconsequenz anrechnet, daß sie dem Neger die sociale und politische Gleichstellung hartnäckig versagen. Auch die Verhältnisse einer natürlichen socialen Rangordnung sollen allerdings sich vernunftgemäß und human ausbilden, und die Racen-Aristokratie des Weißen kann bis zur Unvernunft und Rohheit getrieben werden. Wenn man aber sagt, die sociale und politische Zurücksetzung des Negers in den nördlichen Staten der Union, wo der Neger frei ist, sei nicht besser als die Sclaverei in welcher er im Süden gehalten wird, so ist das gänzlich ohne Ueberlegung oder Verstand gesprochen. In der Sclaverei ist der Neger nur halb als Mensch betrachtet; man kann aber Jemanden sehr wohl ganz als Menschen gelten lassen und sich dennoch eine zu genaue persönliche Berührung mit ihm verbitten. Wenn der südliche Sclavenhalter sich mit dem Neger in ein vertrauliches Verhältniß einläßt, so ist darin etwas von der Vertraulichkeit in welcher er mit seinem Hunde oder Pferde lebt; und wenn er mit Negerinnen Kinder zeugt, so ist dies nur ein Beweis für die Verwilderung des Geschmackes welche aus dem zu genauen Verkehre mit der niederen Race hervorgeht, und welche gerad **für** die aristokratische Auffassung des Racenverhältnisses in den nördlichen Staten Zeugniß ablegt. Diese Racenmischungen sind freilich für die niedere Race eine Erhebung, für die höhere aber in demselben Maße eine Erniedrigung.

Untersuchen wir indessen worauf sich eigentlich das sittliche Gefühl stützt welches in diesen Verhältnissen für die niedere Race Partei nimmt, so werden wir nicht irren wenn wir annehmen, die Ungerechtigkeit der Racen-Aristokratie werde hauptsächlich darin gefunden daß man in dem herabsetzenden

Urtheile über eine ganze Race keinen Unterschied der Individuen gelten lassen will. Und in der That ist hier der Punkt wo ein nicht entschuldbares Vorurtheil beginnt, welches auch eine auffallende Beschränktheit des Urtheils verräth. Allerdings thut eine höhere Race sehr unrecht, wenn sie durch das Bewußtsein allgemeiner Racen-Ueberlegenheit sich zur Blindheit gegen die Vorzüge einzelner Individuen der niederen Race verleiten läßt. Das Verhältniß sollte uns im Gegentheil zu um so größerer Anerkennung der rühmlichen Ausnahmen bestimmen. Ist die Race in der That eine minder begabte, so ist das Verdienst der Auszeichnung ein um so größeres. Die stärkste sittliche Forderung ist es daß die höhere Race der niederen gegenüber sich edelmüthig zeige und dem Ringen nach oben die helfende Hand reiche. Als die bitterste Ungerechtigkeit muß es von einer tieferen Race empfunden werden, daß man ihr auf der einen Seite die höhere Befähigung abspricht, auf der anderen die Möglichkeit einer thatsächlichen Beweisführung des Gegentheils und die Anerkennung der wirklichen Leistung verweigert. Will man uns mit der Negerrace auf gleichen Fuß setzen, so protestiren wir; dem Neger aber als einzelnen Menschen, welcher sich durch Leistungen des Geistes, Gemüthes und Charakters unsere Hochachtung erwirbt, wollen wir zehnfache Anerkennung und Ehre erweisen, und jedem Streben nach geistiger und sittlicher Erhebung in der niederen Race wollen wir ehrlichen Beistand leisten. So glauben wir die Pflichten zu erfüllen welche uns durch deu höheren Rang unserer eigenen Race zufallen.

In dem Streite um die Rangordnung oder Ebenbürtigkeit der Racen sind alle feinen und tiefen Untersuchungen zwecklos, weßhalb wir hier uns von jedem Eingehen in die

Einzelnheiten fern gehalten haben*). Die Frage der Gleichheit oder Ungleichheit entscheidet sich im Großen durch thatsächliche Erscheinungen der Natur- wie der Culturgeschichte. In erster Beziehung ist das gegenseitige Urtheil der Geschlechter ein entscheidendes; und wer Gelegenheit gehabt hat zu beobachten wie es sich zwischen Schwarzen und Weißen an den Tag legt, wird einräumen daß die schwarze Race selbst darin ihre Inferiorität eingesteht. Die Negerin hält ein vorübergehendes Verhältniß mit einem weißen Manne in der Regel für ehrenvoller als eine feste Ehe mit einem Manne ihrer eigenen Race; der Neger aber sieht in der weißen Frau seinem natürlichen Gefühle nach ein höheres Wesen, dem er bereitwillig dient. Der Vorzug welchen die indianischen Frauen den spanischen Männern vor den Männern der eigenen Race gaben, hat einen großen Antheil an den wunderbaren Erfolgen der spanischen Eroberer in Mexico, Peru und Buenos Ayres gehabt, und der Raub weißer Frauen ist noch heute einer der Hauptantriebe zu den Raubzügen der Apachen und Comanchen im nördlichen Mexico. Von der Indianerin wird dafür die weiße Frau gehaßt, und die Leiden welche gefangene Amerikanerinnen unter den Indianern zu erdulden hatten, sind größtentheils von der Bosheit der indianischen Frauen ausgegangen. Auch bei den freien Negerinnen und Mulattinnen

---

*) Als Urtheil eines deutschen Beobachters verdient, abgesehen von einigen allgemeinen Speculationen welche eben sowohl hätten unterbleiben können, die kleine Schrift des Dr. Duttenhofer gelesen zu werden. Ueber die Emancipation der Neger. Ein Versuch zur Aufstellung humaner Principien in dieser Frage, von Prof. Dr. Duttenhofer. Nördlingen 1855.

der Kolonien spricht sich sehr häufig ein starkes Gefühl der Eifersucht und des Hasses gegen weiße Frauen aus*).

Alle diese Erscheinungen enthalten die unwillkürliche Anerkennung der Superiorität der weißen Race durch die schwarze selbst: das Geschlechtsverhältniß, an welches sich bei Menschen und Thieren ein Streben nach Vervollkommnung der Race durch Bevorzugung der schöneren und edleren Bildung im anderen Geschlechte knüpft, ist hier ganz entscheidend. Es gibt aber Thatsachen der Culturgeschichte von viel größerem Gewichte durch welche die Rangordnung der Racen außer Zweifel gestellt wird. Diese Thatsachen sind die Macht, der Bildungsgrad und die Bildungsart, welche die Völker verschiedener Racen in der Weltgeschichte entwickelt haben. Was beweist es, daß ein Neger hier ein leidlicher Mathematiker, dort ein erträglicher Schauspieler wird der allenfalls den Mohr von Venedig zu spielen weiß, — was sagt es wenn ein Dritter sich den Grad eines Doctors der Medizin oder der Rechte zu erwerben im Stande ist? — Ist es nicht ein hinreichendes Armuthszeugniß solche Thatsachen anführen zu müssen? — Braucht die weiße Race sich durch ein Par Doctordiplome, durch ein bestandenes Examen, durch den zweideutigen Beifall eines Theaterpublicums zu legitimiren? — Aber lassen wir doch alle diese kleinlichen Einzelnheiten! — Fragen wir einfach die sämmtlichen Racen der Erde, mit Ausnahme der einzigen welche allein der Träger höherer Bildung gewesen ist und noch ist, — fragen wir sie einfach: wo sind eure Leistungen in Wissenschaft und Kunst, wo sind eure

*) Der Verfasser spricht in den meisten dieser Urtheile nach eignen Beobachtungen in verschiedenen amerikanischen Ländern.

Staten welche fähig sind uns zu widerstehen? Wir wollen es uns nicht zum Ruhme anrechnen daß wir euch unterdrückt, das wir euch in Sklaverei geführt, daß wir Völker und Stämme die euch angehören ausgerottet haben. Wir wissen daß wir von unserer geistigen und physischen Uebermacht nicht selten einen schlechten Gebrauch gemacht. Aber daß diese Uebermacht auf *unserer* Seite war und ist, könnt ihr nicht bestreiten. — Damit ist aber die ganze Streitfrage entschieden. Was wären Geist und Bildung, wenn sie nicht im Stande wären sich mit entsprechender Macht geltend zu machen? Gewiß, wir haben Unrecht gethan und thun es noch, daß wir Millionen Afrikaner in die Sklaverei geführt und in derselben halten, — aber die Hunderte von Millionen der nämlichen schwarzen Race welche dies nicht nur haben geschehen lassen, sondern welche sogar dazu wesentlich beigetragen: — weßhalb haben sie nicht das Unrecht unmöglich gemacht, oder die welche es verübt gezüchtigt? Haben wir nicht die Raubnester der nordafrikanischen Küste zerstört? Weßhalb müssen unsere Schiffe den Afrikaner vor unseren Sklavenhändlern schützen, und weßhalb schützt sich der Afrikaner nicht selbst? Weßhalb kreuzen nicht die Wachtschiffe mächtiger Negerstaten vor den Häfen von Westindien, Brasilien und den Küsten von Carolina, Florida und Louisiana? Hat, seit den Tagen des ägyptischen Alterthums, Afrika nicht Zeit genug gehabt die moralische, politische und technische Bildung zu entwickeln welche dazu befähigen würde? —

Von den großen praktischen Erfolgen in der Geschichte werden die theoretischen Streitigkeiten über die Ungleichheit der Anlagen und Bildungsfähigkeit der Individuen und Racen niedergeschlagen. „*Was du bist und vermagst, zeige*

es durch die That!" Das ist die Antwort auf jeden Rang=anspruch, und die Ungerechtigkeit beginnt nur da wo diese Legitimation nicht anerkannt wird. In solchem Falle wird freilich dann die That, durch welche die Legitimation der Ansprüche unternommen wird, zuweilen etwas gewaltsam ausfallen. Eine andere Lösung des Streites ist jedoch nicht möglich. Nur dadurch veredelt sich die Welt, daß das wahrhaft stärkere, welches natürlich auch das geistig stärkere und sittlich stärkere, das kräftigere und schönere, und das dem Ganzen der Welt nützlichere sein wird, den Sieg davon trägt über das schwächere und schwächliche in welcher Beziehung es immer sei. Der Wettstreit der Kräfte ist das Gesetz des Lebens. Wer in diesem Wettstreite sich nicht selbst zu helfen vermag, der soll in der sittlichen Gemeinschaft der Menschen und Völker zwar Schutz finden, er wird sich aber als Schützling gefallen lassen müssen unter der Leitung des Beschützers zu stehen.

Das ist die natur= und vernunftgemäße Stellung der Neger und anderer tiefstehenden Racen. Zur vollen Selbständigkeit sind diese Racen, wie sie sind, nicht befähigt. Was aus ihnen im Verlaufe einer Zeitdauer werden kann, für welche Jahrhunderte ein kleiner Maßstab sind, wagen wir nicht zu bestimmen. Daß aber mit dem Beschlusse den Neger zu emancipiren und in die Schule zu schicken, noch keine Veränderung bewirkt werden kann die denselben auf die Höhe der weißen Race hebt, ist gewiß. Ebenso gut könnte man hoffen durch guten Schulunterricht das Wollhar des Negers in blonde Locken zu verwandeln, seine schwarze Haut zu bleichen, seine dicke und breitgedrückte Nase in eine griechische umzugestalten, und seinem rohen Munde einen edlen und feinen Schnitt

zu geben. Eine Veredlung aber durch individuelle Ausbildung ist möglich sogut wie in einer höheren Race, nur wird sie auf ganz bestimmte und anders gezogene Grenzen stoßen, und die Vorbedingung dazu wird eine dauernde Vormundschaft sein. Sich selbst überlassen wird die Negerrace, selbst wo sie das Beispiel der weißen Race neben sich hat, auch auf dem Wege der allmäligen Erhebung durch individuelle Ausbildung wieder stehen bleiben. Wo sie aber als freies Element einer gemischten Bevölkerung lebt, wird sie naturgemäß untergeordnete Berufe betreiben und eine untergeordnete gesellschaftliche Stellung einnehmen, wie im Norden der Vereinigten Staten.

Im Allgemeinen zeigt die Erfahrung des ganzen Abschnittes der Menschengeschichte dessen Ueberblick uns gestattet ist, daß sich für die Menschenracen durch die besonderen Mischungen ihrer Eigenschaften ein verschiedenes Schicksal ergibt. Eine gewisse culturgeschichtliche Rolle ist auch der niedrigsten unter ihnen vorgezeichnet, wie sie dem Wurm und dem Käfer, der Flechte und dem Mose vorgezeichnet ist, — sei es auch nur die, höheren Bildungen den Boden und Weg zu bereiten. Die niedrigsten Rollen sind dabei vorübergehende. So haben selbst die jetzigen Negervölker und Indianerstämme eine noch tiefere Schicht unter sich, von welcher die Buschneger, die Pescheräs und Digger Indians Ueberreste bilden. Diese Ueberreste werden, wie die indischen und australischen Neger und Halbneger, mit der Zeit ganz verschwinden, und die Menschheit wird aus diesem Verschwinden den moralischen Gewinn ziehen, sich von den Mittelgliedern einer sie mit der Thierheit verknüpfenden Kette befreit zu sehen. Minder tief stehende Racen werden sich entweder bleibend in besonderer Stellung

halten, indem sie sich zu einer dauernden Rolle im großen Haushalte der Menschheit geschickt zeigen, wie der zwar von Natur träge, aber dabei brauchbare, lenksame und physisch fruchtbare Neger, — oder sie werden sich mit höheren Racen verschmelzen, wie ein Theil der indianischen Racen Amerika's, welche in ihrer Reinheit durch die ihnen eigenthümliche Verbindung von geistiger Unzulänglichkeit mit Stolz und Unlenksamkeit neben der weißen Race weder zum Herrn noch zum Diener, noch auch zum gleichgestellten Mitbürger taugen.

Diese großen Gegensätze sind allerdings dem europäischen Leben fremd und uns jetzt nur durch die Vorgänge und Culturerscheinungen des amerikanischen nahe gerückt. Was wir aber im vorigen Capitel von der Ungleichheit der Individuen, im gegenwärtigen von der der großen Racen gesagt haben, läßt zwischen sich ein weites Feld der Ungleichheiten engerer genealogischer Gruppen, wie der Völker, Stämme und Familien, auf welches die gewonnenen Ueberzeugungen ohne Schwierigkeit angewendet werden können.

Es gibt, sagen wir demnach ganz im Allgemeinen, angeborene und sich vererbende Ungleichheiten der Race im engeren oder weiteren Sinne. Dieselben sind unvermeidliche Theilerscheinungen der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Menschheit, und entsprechen, geradeso wie die Ungleichheiten unter den einzelnen Menschen, den Bedürfnissen des großen Haushaltes der Menschheit und einer unentbehrlichen Theilung der gesammten Culturarbeit.

Fünftes Capitel.

Die Verschiedenheit des Berufes.

Der Beruf eines Menschen ist der bestimmte Wirkungskreis welcher ihm durch Schicksal oder freie Wahl im Leben zufällt.

Es ist klar daß mit diesem Begriffe sich von Anfang an der Gedanke der dauernden Beschränkung und der Erfüllung einer gesellschaftlichen Pflicht verbindet. Die Verschiedenheit der Berufe ist die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit; und nicht allein die Arbeit überhaupt sondern auch die Beständigkeit in der Beschränkung auf eine bestimmte Arbeit wird dabei als Pflicht betrachtet. Zu etwas berufen sein, heißt dazu verpflichtet sein, womit von selbst die Beständigkeit und Beschränkung gegeben ist. Das gewöhnliche Urtheil nimmt dabei an daß jeder Mensch seinen Antheil an einer allgemeinen Arbeit verrichten soll, und daß er ihn so vollkommen wie möglich verrichten soll, was nur durch Ausdauer und Beschränkung geschehen kann. Ein berufloses Leben auch des reichen und vornehmen Mannes wird als ein leeres, werth- und ruhmloses beurtheilt; und durch das ausgebildete sittliche Urtheil einer Gesellschaft wie die englische werden selbst Frauen der höchsten Stände welchen aus irgend einem Grunde der natürliche Beruf des Geschlechtes in der Familie verschlossen ist, zur Wahl irgend eines anderen nützlichen Thätigkeitskreises getrieben. Daß ein Mensch seinen Beruf schlecht erfüllt, ist ein Tadel der auch den unabhängigsten trifft, und selbst ein unbegründeter Wechsel des Berufes ist keine Empfehlung, wenigstens nicht in unserer europäischen Gesellschaft. Das nordamerikanische Urtheil stellt

sich dazu allerdings etwas anders. Im Allgemeinen noch mehr als in Europa, wird in Nordamerika, wenigstens in den Staaten mit freier Arbeit, auch von dem unabhängigsten Menschen als Bedingung gesellschaftlicher Achtung eine nützliche Beschäftigung erwartet; aber in einer auf den Gedanken individueller Gleichheit gegründeten und dabei in steter Veränderung begriffenen Gesellschaft hat der Begriff des Berufes im europäischen Sinne sich unmöglich ganz ausbilden können. Nicht nur kennt das amerikanische Leben mit Recht keine „Kaufmannsgattin", Offizierswitwe", Schneiderstochter", und wie die geschmacklos impertinenten „Charakter"-Bezeichnungen weiter heißen mögen, unter denen der deutsche Polizeistat es heute noch wagen darf den weiblichen Theil seines Menschen-Viehstandes zu registriren; sondern überhaupt gibt es in Nordamerika, mit ganz bestimmten sehr eingeschränkten Ausnahmen, keine Berufe welche dem Leben des Einzelnen ein bleibendes Gepräge und eine dauernde Stellung geben, viel weniger noch könnte sich eine solche Stellung auf seine Familie ausdehnen. Die Verschiedenheit der Berufe löst sich in Nordamerika in die Mannigfaltigkeit der Geschäfte auf, denen in der großen Beweglichkeit aller Verhältnisse einer noch werdenden Gesellschaft die Beständigkeit fehlt. Die Zustände einer solchen Gesellschaft entwickeln auf der einen Seite eine weit vielseitigere Tauglichkeit und Geschicklichkeit der Menschen als in Europa bekannt ist, auf der anderen einen minder hohen Maßstab für die Ansprüche an manche wichtigen Leistungen, wodurch es entsteht daß die meisten Menschen zu den meisten Dingen zu brauchen sind, und der häufige Uebergang von einem Geschäft zum andern mehr mit Vortheilen als Nachtheilen verbunden ist. Nur Geschäfte deren Betrieb lange Studien und Uebun-

gen voraussetzt und deren Erfolg auf dem mit der Praxis wachsenden Ruhme beruht, werden auch in Amerika als eigentliche Berufe — professions — bezeichnet. Dahin gehört der Beruf des Arztes, der Beruf des Advokaten, und die Betreiber dieser Berufe werden dort auch im Gegensatze der busines men oder Geschäftsleute, ausdrücklich professional men — Berufsleute — genannt.

Es ist aber keinem Zweifel unterworfen daß die Unbeständigkeit der Berufe in Amerika eine unfertige Gesellschaft bezeichnet und den Erfordernissen einer höheren Bildung nicht entspricht. Der Unterschied der Berufe läßt sich von Unterschieden der Bildung, des Ansehens und der gesellschaftlichen Stellung nicht trennen, und wenn man allerdings das amerikanische System eine Rotation der Berufe nennen könnte, die, gleich der Rotation der Aemter im State, den Vorzug der Herstellung einer gewissen Gleichheit auf mittlerem Niveau hat, so kann eben dieser Vortheil doch nur auf Kosten außergewöhnlicher Leistungen und höherer Ausbildungen erlangt werden, welche gerade umgekehrt auf der Thatsache der Ungleichheit beruhen, und dabei einer höher entwickelten Gesellschaft unentbehrlich sind.

Unbestreitbar gehört die Theilung der Arbeit und eine gewisse Feststellung des Antheils welcher dem Einzelnen zufällt, zu den Eigenschaften eines civilisirten Lebens. Civilisirt ist eine Gesellschaft in welcher das Leben des Einzelnen dem socialen und politischen Zweckmäßigkeitsgedanken untergeordnet ist. Durch das Vorherrschen und die sittliche Ausbildung dieses Gedankens ist der Grad und die Art der Civilisation bestimmt. Bei ganz rohen Völkern ist von der Theilung der Arbeit und einer Beständigkeit der Berufe noch wenig vorhanden; indessen

fällt doch naturgemäß den verschiedenen Geschlechtern und Lebensaltern eine verschiedene Arbeit zu. Verschiedene Kräfte, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten machen sich gleichfalls schon in den rohesten gesellschaftlichen Zuständen geltend, und bedingen die Ausübung berufsmäßiger Verrichtungen und eine daran geknüpfte gesellschaftliche Stellung und Rangordnung. Mit der fortschreitenden Aus- und Durchbildung der Gesellschaft werden die Bedürfnisse verschiedenartiger, die Ansprüche größer, die Kräfte und Geschicklichkeiten ungleicher, die Beschränkungen nothwendiger, die Umgrenzungen der Thätigkeitskreise schärfer und enger. Den Priester, den Arzt, den Ausleger des Gesetzes, sehen wir im hohen Alterthume in den nämlichen Personen vereinigt: unsere Zeit dagegen kennt besondere Frauenärzte, Kinderärzte, Augenärzte, Ohrenärzte, und die einzelnen Gattungen von Rechtsfällen haben wie die einzelnen Krankheiten ihre besonderen Praktikanten.

Es ist unvermeidlich daß sich an die verschiedenen Berufsarten eine verschiedene gesellschaftliche Stellung, ein verschiedenes Ansehen, ein verschiedener Einfluß, ein verschiedener Rang knüpft. Die Erklärung dieser für die Politik wichtigen Thatsache liegt in der verschiedenen socialen Macht welche in den verschiedenen Berufen enthalten ist. Rang und Ansehen richten sich immer nach der Macht die ein Mensch oder eine Menschenclasse auszuüben vermag, geschehe dies nun durch physische oder geistige Kraft, durch Geld, durch Geschicklichkeit, durch Besitz seltener Güter, oder auch nur in Folge eines Vorurtheiles. In so fern nun in den Berufsarten, sei es durch ihre Unentbehrlichkeit, oder die Genüsse und Vortheile welche sie zu gewähren wissen, beides in Verbindung mit der Seltenheit der zu ihrer Ausübung erforderlichen

Eigenschaften, — sei es durch die mächtigeren Lebenskreise denen sie vorzugsweise dienen, — sei es durch die geistige Bildung welche sie voraussetzen und welche sich ganz im Allgemeinen oder in anderen besonderen Beziehungen als Macht benutzen läßt: — in so fern, sagen wir, in den Berufsarten ein verschiedenes Maß socialer Macht enthalten ist, in so fern ist mit ihnen eine niedere oder höhere gesellschaftliche Stellung verbunden. Dies ist unabänderlich und entspricht den Bedürfnissen der Gesellschaft. Eben so naturgemäß ist es freilich daß der sittliche Gleichheitstrieb gegen die so entstehenden gesellschaftlichen Ungleichheiten sich sträubt, wie er es gegen alle anderen Ungleichheiten in der Gesellschaft thut. Der Gegensatz, auf den wir noch besonders zu sprechen kommen, ist ein nothwendiger und entspricht der sittlichen Ordnung. Die Frage ist für uns an dieser Stelle nur, wie dieser Gegensatz sich in verschiedenen Bildungsformen und auf verschiedenen Bildungsstufen der Gesellschaft wirksam zeigt.

Bei der Ungleichheit der Lebensstellungen hat die Gesellschaft die schwierige Aufgabe, die Unzufriedenheit der Einzelnen mit ihrem Schicksal innerhalb der Schranken zu halten durch welche die gesellschaftliche Ordnung vor den Gefahren des Umsturzes und der Zerrüttung geschützt ist. Auch hier wie in anderen Gebieten des Lebens ist die Religion der Erreichung dieses Zweckes dienlich gemacht worden, und erst später hat sich allmälig der Gedanke der reinen Zweckmäßigkeit an die Stelle des Glaubens an göttliche Einrichtung zu setzen gewußt. Das indische und egyptische Castenwesen, in welchem die Berufe nicht nur für den Einzelnen unabänderlich festgestellt sondern sogar erblich gemacht waren, hat den Anspruch gemacht eine göttliche Einrichtung zu sein. Ein ganzer Theil

jener uralten Anschauungen ist in unser Zunftwesen und die mit diesem zugleich nun auch veralteten Begriffe von Lehrstand, Wehrstand und Nährstand übergegangen, und spukt noch in den Köpfen einiger antediluvianischen Dynasten und Barone, welche mit so großem Talente die Pflichten des Zehrstandes erfüllen. Unsere Zeit ist zum Glück über die platten Raisonnements der Gleichmacherei hinaus; aber eben so sicher ist daß sie nicht wieder auf Zünfte, Stände oder Casten im älteren Sinne zurückwill. Derselbe Zweckmäßigkeitsgedanke welcher die in's Einzelne gehende Theilung der gesellschaftlichen Arbeit gebietet, verlangt ein neues Princip für den Organismus der Berufe und der daran geknüpften gesellschaftlichen Stellungen. Dieses Princip kann kein anderes sein als das der Concurrenz und der Anerkennung der wirklichen Leistung. Die Ungleichheiten des Berufes und der Berufsleistung werden auch ferner verschiedene Achtung, verschiedenen Rang, verschiedene Stellungen bedingen. Wir werden auch ferner verschiedene Stände behalten, deren unterste Grundlage immer die Berufsarten abgeben werden. Aber diese Stände müssen Jedem zugänglich sein. Der gesellschaftliche Rang nach der gesellschaftlichen Leistung! — das muß die Maxime unserer Zeit sein; und damit Stände, wie es doch der alte Adel will, legitim seien, muß ein Jeder sowohl verpflichtet wie berechtigt sein sich in jedem Augenblicke durch persönliche Leistungen dafür zu legitimiren. Freie Bahn zu jedem Berufe, wie zu jedem Rang und Stand welcher an denselben geknüpft ist und sich nach der persönlichen Leistung ermißt! — das ist die praktische Forderung welche aus den Ungleichheiten der Berufe für die Politik unserer Zeit hervorgeht.

Sechstes Capitel.

Die Ungleichheit des Vermögens.

Das Vermögen im allgemeinsten Sinne ist die Gesammtheit der Mittel welche dem Menschen für seine Zwecke zu Gebote stehen. Diese Mittel aber gehören theils dem menschlichen Wesen selbst an, theils bestehen sie in fremden Dingen die der Mensch sich aneignet und die zusammen den Apparat seiner äußeren Mittel ausmachen. Jene ersten bilden sein leibliches und geistiges, diese letzten sein sachliches Vermögen. Nur von diesem soll hier die Rede sein.

Die Dinge welche dem Menschen zu seinen Zwecken dienen, machen seine materiellen Güter aus. Das Vermögen also, im sachlichen Sinne, ist die Gesammtheit der einem Menschen angehörigen materiellen Güter. Indessen sind es streng genommen nicht diese Güter selbst, es sind nicht die bestimmten Mittel für bestimmte Zwecke welche das Vermögen bilden. Diese vielmehr stellen nur die zufällige und zum großen Theil veränderliche Form des Vermögens dar. Das letztere seinem wahren Wesen nach besteht in dem allgemeinen Werthe welcher sich den einem Menschen gehörigen Gütern beimessen läßt. Nicht die Gesammtheit der Güter selbst, sondern die Gesammtheit ihres Werthes stellt im strengeren Sinne das Vermögen eines Menschen dar.

Der Werth der Güter beruht in ihrer Brauchbarkeit, das heißt in ihrer Wirksamkeit als Mittel für die menschlichen Zwecke. Diese Zwecke beziehen sich auf die Behauptung und Entwickelung des individuellen Lebens mit Einschluß seiner sittlichen Interessen und Verhältnisse, welche den eigentlichen Gehalt desselben ausmachen. Die Wirkung welche der

Mensch durch den Besitz der dazu gehörigen Mittel auf die Erreichung seiner Lebenszwecke ausüben kann, bestimmt den Werth der ihm gehörigen Güter, also sein Vermögen. Das Vermögen sagt was der Mensch im Leben vermag. Es stellt die Summe seiner Macht als ein Glied der Gesellschaft dar, — in unserem sachlichen Sinne also der Macht welche er durch materielle Mittel ausüben kann. Das Vermögen eines Menschen ist die materielle Macht mit welcher derselbe in den Kampf des Lebens eintritt.

Die Ungleichheit des Vermögens also ist die Ungleichheit der gesellschaftlichen Macht insofern diese in einem Apparate äußerer Mittel besteht. Als Ungleichheit der gesellschaftlichen Macht ist es, daß die Ungleichheit des Vermögens von den Aermeren bitter empfunden wird. Die Armen sind in der Gesellschaft die Schwachen: das ist der eigentliche Kern des Verhältnisses.

Das Wesen des Vermögens so verstanden: — was bedeutet in der Gesellschaft seine Ungleichheit? —

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuerst untersuchen ob die Ungleichheit des Vermögens vermeidlich ist. Die Ungleichheit der leiblichen und geistigen Kräfte ist unvermeidlich. Ist auch die Ungleichheit der materiellen Kräfte welche in dem Besitze der Güter des Lebens liegen, eine unvermeidliche? —

Wenn verschiedene Vermögen verglichen werden sollen, muß es einen allgemeinen Maßstab ihres Werthes geben. Das allgemeine Vergleichungsmittel aller Werthe in der gebildeten Welt ist das Geld. In Geldeswerth muß sich also auch das Vermögen eines Menschen ausdrücken lassen, wenn es seinen wahren, vollständig entwickelten Charakter haben soll.

Innerhalb des engen Kreises eines noch unentwickelten Volkslebens mag das Vermögen sich nach Leibeigenen, nach Sclaven, nach Viehheerden, nach Hufen Landes abmessen: alle diese Maßstäbe müssen sich doch wieder auf Geld reduciren lassen, wenn ein ausgebildeter und weiter reichender wirthschaftlicher Verkehr möglich sein soll.

So als allgemeine Werthgröße aufgefaßt, verliert das Vermögen alle qualitative Bestimmtheit und erhält einen rein quantativen Charakter. Wenn wir reiche und arme Menschen unterscheiden, sehen wir ganz von der Art der Begüterung und des Mangels ab. Für das praktische Leben setzen wir dabei als selbstverständlich voraus, daß die Form welche der Mensch seinem Vermögen zu geben für gut findet, von seinem Willen abhange. Ich habe kein Haus; aber wenn ich Geld habe, kann ich mir ein Haus kaufen. Ich habe kein Geld; aber wenn ich ein Haus habe, kann ich mir Geld verschaffen. Unzweifelhaft gehört auch, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, die Wandelbarkeit der Form in der sich das Eigenthum darstellen läßt, zu den wesentlichen Charakterzügen eines civilisirten Lebens. Der Besitz eines Goldbergwerkes in einem Lande wo der Besitzer der einzige Sachverständige oder Capitalist, — der Besitz eines musikalischen Instrumentes auf einer Insel wo der Besitzer allein es zu spielen versteht, kann sehr werthvoll sein, und ein großes Vermögen darstellen welchem unter den gegebenen Umständen *keine* andere Form gegeben werden kann. Eine solche Unveränderlichkeit der Form aber, in welcher das Vermögen dadurch sich darstellt daß es an Gelegenheit zum Austausch der Güter fehlt in denen es angelegt ist, besteht nur als Folge eines rohen gesellschaftlichen Zustandes und eines mangelhaften Verkehres mit der

Welt. Bei alledem hat jedoch die Wandelbarkeit der Form des Vermögens auch im civilisirten Leben ihre unübersteiglichen Grenzen.

Die quantitative Gleichheit des Vermögens — könnte man allenfalls glauben — lasse sich erzwingen. Es sei gerecht, nützlich und möglich — könnte man meinen — jedem Menschen ein gleichgroßes Vermögen zuzusichern. Man könnte dies meinen, so irrig die Meinung wäre. Niemand aber kann sich darüber täuschen daß das gleichgroße Vermögen zweier Menschen nicht die gleiche Form haben kann; und doch ist es diese Form am Ende in der das Vermögen unmittelbar fühlbar wird. Es gibt zahllose Dinge welche so allgemein und so vervielfältigt vorhanden sind daß sie Vielen zugänglich werden; sehr wenige Dinge aber sind in hinreichender Zahl und Masse da, um in den Besitz Aller kommen zu können. Nicht einmal gutes Wasser, gute Luft, Licht und Wärme ist für Alle vorhanden. Länder denen die eine oder die andere Wohlthat der Natur fehlt, bleiben darum nicht unbewohnt. Nicht jeder Mensch kann in einer schönen Gegend leben; nicht für jeden Grundbesitzer ist fruchtbarer Boden da; nicht ein Jeder kann an einem schiffbaren Strome, nicht ein Jeder an einem Seehafen wohnen; nicht ein Jeder kann ein eignes Haus, kann eignen Grund und Boden *haben*, nicht ein Jeder kann das eine und das andere *brauchen*. Oertlichkeiten, Naturbeschaffenheiten, Seltenheiten sind oft einzig in ihrer Art, und können nur von einem einzigen Menschen, höchstens von mehreren *gemeinsam*, besessen werden. Ein jeder, kann man leicht sagen, soll mit seinem Vermögen machen dürfen was er will; aber Keiner *kann* ganz damit machen was er will, und was zufällig dem

Einen in dieser Beziehung freisteht, ist nicht im Belieben des Andern. Wer mir im Ankauf einer Seltenheit, eines schön gelegenen Hauses oder Gartens, eines vortheilhaften Bauplatzes zuvorkommt, der schließt mich aus von den Genüssen welche an den Besitz gebunden sind, wie groß auch mein Vermögen sein mag.

Ein gleich großes Vermögen reicht also nicht hin die Menschen in eine gleich günstige Lage zu versetzen. Durch die quantitative Gleichheit des Vermögen wird seine qualitative Gleichheit nicht bewirkt; durch die qualitative Ungleichheit aber, welche unvermeidlich ist, wird auch die quantitative Ungleichheit hervorgebracht, erhalten, oder wiederhergestellt. Zwei Menschen von gleichgroßem Vermögen werden nur in den seltensten Fällen oder unter den eingeschränktesten Umständen im Stande sein es gleich groß zu erhalten, weil die Form die sie ihm geben müssen nicht für beide ganz die gleiche sein kann.

Was hilft zur Herstellung einer gleichen Lebenslage das gleich große Vermögen, wenn es nicht in den gleichen Dingen bestehen kann, und — fügen wir hinzu — wenn selbst die gleichen Dinge für verschiedene Menschen, zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Orte einen ganz verschiedenen Werth haben? Aus diesen Unterschieden entspringt eine verschiedene Wirkung der nämlichen Größe. Aus diesen Unterschieden entspringen die Schwankungen des Werthes der Dinge, entspringt das Steigen und Fallen der Vermögen im Verhältniß zu den Dingen, entspringt der Handel, die Speculation, die Veränderung des gegenseitigen Verhältnisses, und endlich die allgemeine Unsicherheit des Vermögens durch welche der Reiche arm werden kann, — wie durch Verstand,

Thätigkeit, Geschicklichkeit und Glück der Arme reich wird. Das Vermögen muß schon darum ungleich sein, weil es eine wechselnde, und für Jeden nach anderen Bedingungen wechselnde Größe ist.

So zeigt sich daß qualitative und quantitative Ungleichheit des Vermögens an einander gebunden und beide mit einander unvermeidlich sind. Jeder Versuch aber das Vermögen der Menschen wenigstens innerhalb der Grenzen der physischen Möglichkeit gleich zu machen und gleich zu erhalten, wie z. B. durch periodische Neuvertheilung aller Güter, oder durch Aufhebung des Erbrechtes mit gleicher Aussteuer der heranwachsenden Jugend, wäre eine Aufhebung des Privateigenthums, also eine Abschaffung des Privatvermögens. Daß damit die Gesammtheit der Güter der Erde zum Gesammtvermögen der Menschheit erklärt sein würde, wäre nichts Neues. Auch das Mittagsmahl einer Familie ist gemeinsam; die Frage aber was und wie viel jedes Familienglied davon bekommt, bleibt damit ungelöst. Die Frage würde also am Ende darauf hinauslaufen ob die Entstehung der Vermögen durch Ansammlung von Privateigenthum gestattet sein soll, oder ob jedem Menschen die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse durch den Stat fortlaufend zuertheilt werden sollen. Natürlich wird man sich klar machen daß mit letzterer Wahl die Gesellschaft theils in ein Spital theils in ein Zwangsarbeitshaus verwandelt werden würde. Gleiches Vermögen ist kein Vermögen, sondern ist eine Spitalversorgung für die Schwachen und ist Zwangsarbeit für die Starken. Die Entscheidung der Frage wird vernünftigen Menschen nicht schwer fallen, und damit ist auch die Unvermeidlichkeit der Ungleichheit der Vermögen entschieden.

Aber nicht nur physisch unvermeidlich, sondern auch sittlich nothwendig ist die Ungleichheit des Vermögens, weil das Bestehen und die Geltung des persönlichen Eigenthums das einzige ökonomische System darstellt welches den höheren sittlichen Anforderungen und einer höheren sittlichen Entwickelungsstufe der Gesellschaft entspricht, und weil in dieses System als ein nothwendiges Glied die Ungleichheit der Vermögen gehört.

Wir haben uns schon im ersten Bande dieses Werkes (Cap. 15) über die Eigenthumsfrage vom Standpunkte sittlicher Forderungen ausgesprochen, und sind dort zu dem Schlusse gekommen daß in der Verbindung von Concurrenz und Assecuranz das den sittlichen Forderungen entsprechende ökonomische System begründet liegt. Wir verweisen auf jene Ausführungen zurück, und haben hier nur noch einige Bemerkungen zu machen durch welche sie ergänzt werden. Dort war es uns darum zu thun die Forderungen des Rechtes und der Freiheit klar zu machen und an den Grundverhältnissen der Wirklichkeit zu messen; hier ist es unsere Aufgabe die unabänderlichen Thatsachen der Wirklichkeit zur Erkenntniß zu bringen, und an sie den Maßstab jener sittlichen Forderungen anzulegen.

Das sittliche Grundverhältniß des Privateigenthums ist dieses, daß es aus den persönlichen Mitteln für die persönlichen Zwecke des Menschen besteht. Jedes Mißverhältniß zwischen den Mitteln und den Zwecken kann vom Standpunkte des abstracten Principes als ein Uebel betrachtet werden. Soweit der Mensch seine Zwecke soll hegen dürfen, soweit sollte er auch der Mittel theilhaftig sein. Zuwenig oder zuviel Vermögen zur Ausführung vernünftiger und vor der Ge-

sellschaft giltiger Zwecke zu haben, — beides ist ein Uebel: aber nicht alle Uebel sind dazu da durch willkürliches Eingreifen in den natürlichen Zusammenhang der Dinge beseitigt zu werden. Ein solches Eingreifen wird sich in vielen Fällen als machtlos, in anderen als weit größere Uebel hervorbringend erweisen. Sehen wir wie es sich in dieser Beziehung mit der Vermögensfrage verhält.

Wenn eine sittlich richtige Vertheilung des Vermögens die ist, welche jedem vernünftigen und vor der Gesellschaft giltigen Zwecke die Mittel gewährt, so beruhen die ökonomischen Uebelstände nicht in der Ungleichheit, sondern in der Unverhältnißmäßigkeit und Zufälligkeit der Vermögen. Und in der That diese Unverhältnißmäßigkeit und Zufälligkeit ist das was dem gesunden, noch nicht durch Neid vergifteten Urtheile in höherem sittlichen Sinne als eine Ungerechtigkeit erscheint. Nicht daß der Eine reich, der Andere arm ist, nicht diese Thatsache bildet, von den Leiden der Noth hier abgesehen, das eigentliche Unrecht; sondern daß nur allzu oft der Schlechte und Dumme reich, der Gute und Geistvolle arm ist; — daß den kleinen Zwecken nur allzu oft große Mittel, den großen Zwecken kleine oder keine Mittel zu Gebote stehen.

Diese Thatsache im Gedanken aus dem Zusammenhange der Dinge gerissen ist ein Uebel, sie ist aber mit den Zielen und Wegen menschlicher Vervollkommnung so unauflöslich verbunden, daß sie in ihrer Unentbehrlichkeit als Entwickelungsmittel der höchsten sittlichen Eigenschaften und Kräfte zum Gegentheil eines Uebels wird. Vor allem aber ist für die Beurtheilung dieses Verhältnisses Eins festzuhalten: Nicht nur der Gedanke sondern auch die Wirklichkeit ist vernünftig und dadurch berechtigt. Die

Uebereinstimmung der in beiden liegenden Vernunft anzuerkennen, ist Aufgabe des Menschen. Schafft der Mensch sich in Gedanken seine Zwecke, so schaffe er sich zu ihrer Ausführung in der Wirklichkeit seine Mittel. Es ist seine sittliche Aufgabe beide in Uebereinstimmung zu bringen. Theoretisch freilich bestimmt der Zweck das Mittel, praktisch aber muß das Mittel auch den Zweck bestimmen. Einen Zweck zu hegen für den es keine Mittel gibt, ist eine Thorheit, welcher der am wenigsten sich hingeben wird der die Mittel für seine Zwecke sich selbst verschaffen muß. Niemand klagt mehr über die ungerechte Vertheilung des Vermögens, als der Projektenmacher welcher für seine Einfälle die Unterstützung fremder Mittel sucht. Die Nothwendigkeit sich diese Mittel durch eigene Anstrengung zu erwerben, und zugleich die eigenen Pläne in den Grenzen der Ausführbarkeit zu halten, zügelt auf der einen Seite den phantastischen Flug des Gedankens, und spornt auf der anderen die Kräfte zu den höchsten Leistungen deren der Mensch fähig ist. Beider Einflüsse bedarf die Gesellschaft.

Kein edleres Schauspiel gibt es, als den Menschen welcher mit Verstand und ausdauernder Anstrengung sich die großen Mittel für große Zwecke zu verschaffen weiß, Zwecke die in seinem Geiste gereift sind und deren Verwirklichung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. Große Zwecke zu hegen zu deren Ausführung die Mittel an den Bäumen wachsen, wäre kein besonderer Ruhm.

Die Untersuchung und Beurtheilung der gesellschaftlichen Einrichtungen aber, durch welche den äußersten schädlichen Wirkungen der Ungleichheit des Vermögens vorgebeugt werden kann, ist eine Frage der politischen Technik welche nicht an diese Stelle unserer Arbeit gehört.

Siebentes Capitel.

Die Ungleichheiten der gesellschaftlichen Stellung und der Kampf des Gleichheitstriebes gegen dieselben.

Im praktischen Sinne läuft alle menschliche Ungleichheit auf ein verschiedenes Maß der Kraft zur Erreichung der Lebenszwecke hinaus. Allerdings ist nicht nur das Maß sondern auch die Art der Kraft verschieden mit welcher der einzelne Mensch den Forderungen des Lebens gegenübertritt; aber in dem allgemeinen Kampfe um Dasein und Stellung müssen auch die verschiedenen Arten der Kraft zuletzt nur nach der Größe der ausgeübten Gesammtwirkung beurtheilt werden, ungefähr wie die verschiedenen Waffengattungen im Kriege. Der Eine mag körperlich stärker, er mag größer, schöner, klüger, talentvoller, gebildeter, reicher, sittlich besser sein als der Andere: der Erfolg ist immer daß er in irgend einer Beziehung mächtiger ist als dieser. Uebt dieser seine Macht durch den Geist, Jener durch das Geld, durch seine körperliche Erscheinung, durch seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit oder durch seinen gefürchteten Charakter aus, gleichviel: die Ungleichheit der Macht mit welcher der Mensch im Leben aufzutreten vermag, ist immer das Gesammtergebniß aller menschlichen Ungleichheiten.

Von dieser Ungleichheit der Macht ist dann weiter auch die gesellschaftliche Achtung in dem Sinne abhängig in welchem der Engländer und Amerikaner sein „respectable" versteht. Die Macht, in der That, ist das was den Gegenstand unserer Achtung ausmacht. Durch den Besitz der Mittel für seine Zwecke wird der Mensch achtbar. Ob diese Zwecke gute oder böse sind, ist eine Frage zweiten Ranges; die Frage der

Achtbarkeit ist die ob er die Mittel besitzt sie auszuführen. Edle Zwecke an sich können bewundernswerth sein; sie werden aber lächerlich wenn der Gedanke in gar keinem Zusammenhange mit der Möglichkeit seiner Ausführung steht. Das Böse mögen wir hassen soviel wir wollen; wenn es als Macht auftritt, können wir es nicht verachten, schon weil wir es fürchten müssen. Lieben oder hassen, verehren oder verabscheuen mögen wir aus moralischen Gründen: achten können wir nur den welcher etwas vermag, — welcher die Macht besitzt eine namhafte Wirkung auszuüben. Die Achtbarkeit ist ein wesentlich technischer, nicht ein moralischer Begriff, — das „technisch" allerdings hier in dem weiten Sinne einer Technik des gesellschaftlichen und politischen Lebens verstanden. Dies ist der wahre Sinn der „respectability" des Engländers und Amerikaners, an welche vom Idealismus des deutschen Urtheils so oft mit Unrecht der moralische Maßstab angelegt worden ist. Die Achtbarkeit — kurz gesagt — ist eine Machtfrage, und tritt als solche um so mehr in den Vordergrund, jemehr der Charakter eines Volkes ein praktisch politischer ist.

Bei diesem Zusammenhange in welchem die Macht mit der Achtbarkeit steht, müssen die menschlichen Ungleichheiten, indem sie auf Machtverschiedenheit hinauslaufen, unvermeidlich auch eine Ungleichheit in der Achtbarkeit der Menschen zur Folge haben. Dies ist der allgemeine Sinn dessen was man den gesellschaftlichen Rang und Stand nennt. Die verschiedenartigsten Bedingungen oder Formen der Ungleichheit vereinigen sich um dieses Ergebniß hervorzubringen. Hier verbindet sich der Vorzug des Vermögens mit dem der Race, da der des Talentes und der Bildung mit dem des Ver-

mögens, u. s. w. So entstehen verschiedene Formen der Bevorzugung welche man eine persönliche Aristokratie rein thatsächlichen Ursprungs nennen kann.

So lange diese Verhältnisse der freien Bewegung des Lebens überlassen sind, werden sie einem steten Wechsel unterworfen sein. Die Gesellschaft aber bedarf zu ihrem Bestande fester Machtverhältnisse. Indem die freie Bewegung des Lebens in einem allgemeinen Ringen nach Macht besteht, tritt sie in Widerspruch mit diesem gesellschaftlichen Bedürfnisse. So entsteht mit Nothwendigkeit auf der einen Seite der Trieb bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten festzustellen, auf der anderen sie einer steten Veränderung zu unterwerfen, sie in beständigem Flusse zu erhalten. Das Streben nach Gleichheit muß zum Theil diesem letzten Triebe zugeschrieben werden, insofern der bei der bestehenden Ungleichheit Benachtheiligte zunächst immer sich darauf beschränken wird dem Bevorzugten gleichgestellt sein zu wollen, ehe er soweit geht sich über ihn zu erheben. Die begründete Forderung sittlicher Gleichheit wird dabei bald bewußt bald unbewußt mit der unbegründeten der technischen Gleichheit vermischt. Die Verbindung sittlicher Gleichheit mit technischer Ungleichheit ist aber gerade das was einer höheren Organisation der Gesellschaft entspricht. Nur allmälig indessen geht die dahin führende Klärung der gesellschaftlichen Bestandtheile vor sich, und man möchte sagen daß die Staubwolken eines mißverstandenen Streites immer neu wieder das Ziel verhüllen.

Wir dürfen uns auf unsere bisherigen Entwickelungen beziehen, wenn wir sagen daß es Ungleichheiten des menschlichen Lebens gibt die von jedem vernünftigen Urtheile sogleich

als unentbehrlich, als unvermeidlich, als förderlich, als wohlthätig erkannt werden; unzweifelhaft aber gibt es auch Ungleichheiten welche sich als drückend, als hemmend, als schädlich fühlbar machen, und von welchen zugleich erkannt wird daß sie vermeidlich sind. Wir werden um das Verhältniß klarer zu machen, auf den Umstand zurückgehen müssen daß die Ungleichheiten der gesellschaftlichen Macht aus Unterschieden in der Art und Unterschieden im Maße der Kräfte zusammengesetzt sind. Soweit es sich um die Unterschiede in der Art der Kräfte handelt, ist im Allgemeinen die Ungleichheit wohlthätig. Die verschiedenen Arten menschlicher Kräfte ergänzen sich, und ihre Inhaber finden dabei gegenseitige Rechnung. Es ist der Nährstand, der Wehrstand und der Lehrstand; es ist der Bauer, der Handwerker, der Künstler, der Mann der Wissenschaft; es sind überhaupt alle die Betreiber einer getheilten Arbeit; es ist aber auch der Blinde und der Lahme welche bei der Ungleichheit gewinnen. Anders verhält sich's mit dem Maße der Kraft. Hier wird die Ungleichheit nur unter ganz bestimmten Bedingungen von dem Schwächern nicht als ein Uebel empfunden, nur dann nämlich nicht wenn das größere Kraftmaß des Starken dem Schwachen mit zu Gute kommt. Unter dem Schutze des Starken, allerdings, kann die Menge der Schwachen sich sammeln, welche zerstreut und ohne eine mögliche Gemeinsamkeit des Handelns unfähig gewesen sein würden menschlicher Gewaltthat oder feindlichen Kräften der Natur Widerstand zu leisten. Dies ist die Art wie sich überhaupt eine organisirte Gesellschaft und in ihr die Herrschaft bildet. Die Gewalt des Anführers kommt dem ganzen Heer zu Gute. Das große Capital in einer Hand, welches in unserer Zeit so große Macht erhalten hat und zu-

gleich so sehr angefeindet wird, beseitigt bei großen Unternehmungen, in denen Tausende einzelner Menschen und die ganze Gesellschaft Vortheil finden, die hemmende Wirkung sich widerstreitender Ansichten, die bei Associations- oder Statsunternehmungen unvermeidlich sind. Mehr als einmal, wo die Bürger dieser und jener Gemeinde in der Schweiz nicht dazu kamen sich über den Bau eines Schulhauses, über die Führung einer Straße zu verständigen, ist ein reicher Mann aufgetreten und hat gesagt: „Laßt mich die Sache auf meine Kosten machen, wie ich es für gut halte!" — und so ist es geschehen. Das sind Vortheile der Ungleichheit des Vermögens. So ist nicht nur die Verschiedenheit in der Art sondern auch die Ungleichheit in dem Maße der Kräfte eine Bedingung gesellschaftlicher Ordnung und gesellschaftlichen Lebens. Aber es gibt auch eine Ungleichheit der Kräfte die nicht dem Schwachen sondern einzig und allein dem Starken zu Gute kommt, — die den Starken immer stärker, den Schwachen immer schwächer macht, und zuletzt in die Vernichtung des letzteren ausläuft. Wenn gegen diese Gefahr die Schwachen sich unter der Fahne der Gleichheit sammeln, statt unter der einer wohlthätigen größern Macht, so ist das begründete Nothwehr; und wenn dabei ein allgemeines Princip proclamirt wird wo nur von der Abgrenzung thatsächlicher Macht die Rede sein sollte, so ist das nichts als das Bedürfniß eines leitenden Gedankens, und einer Vorstellung die mit der Kraft eines Ideales auf die Gemüther wirkt und die erregte Menge vereint gegen den gemeinsamen Feind führt.

Getrieben theils durch den Vortheil der bevorzugten Stellung, theils durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Macht und der Unentbehrlichkeit und Wohlthätigkeit der ge-

sellschaftlichen Unterschiede, getrieben endlich durch die Gefahren welche aus den Ausschweifungen eines mißverstandenen Gleichheitstriebes für die Gesellschaft entspringen, haben die Träger conservativer Interessen seit den ältesten Zeiten sich bemüht, gewisse Machtverhältnisse als Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung *festzustellen*, und mehr oder minder sehen wir bei diesen Bestrebungen überall die Religion von der Politik zu Hilfe genommen. Das ausgebildetste der socialpolitischen Systeme welches die Geschichte in dieser Richtung aufzuweisen hat, ist die Casteneintheilung der Inder und anderer Völker. Die Ergebnisse welche man dadurch erreichen wollte: die Zufriedenheit der Menschen mit ihrem Schicksale, die erhöhte Tauglichkeit für Berufe und Lebensstellungen, die Vermeidung der Nachtheile freier Selbstbestimmung bei unzulänglichem Urtheil, die Beseitigung der Gefahren welche aus einem ungeregelten Wettlaufe nach den Zielen des Glückes und der Macht für die Gesellschaft hervorgehen, — sind unstreitig wohlberechtigte Zwecke der Lebens- und Statsweisheit. Die Mittel aber durch welche man dieselben zu verwirklichen suchte, entsprechen nur einem kindlichen Zustande der Gesellschaft, und was in Indien von dem ganzen Systeme auf unsere Zeit gekommen ist, hat für die Politik nur den Werth welchen ein thierisches Petrefact für die Zoologie hat. Die Einsicht unserer Tage hat sich über die radicalen Gleichheitsforderungen der Revolutionstheorie erhoben. Wir erkennen nicht nur die Unvermeidlichkeit sondern auch die Unentbehrlichkeit der Ungleichheit in der Gesellschaft, — wir sind uns klar darüber daß das Unvermeidliche als Schicksal getragen werden muß. Eine *absichtliche* Unvermeidlichkeit aber, eine *künstliche* Unentbehrlichkeit, ein Schicksal welches nicht

die Probe unseres Widerstandes aushält, sind Mittel einer urweltlichen Socialpolitik, so plump wie die Knochen der Paläotherien und Basilosauren in den Diluvialschichten. Das Stände- und Zunftwesen des Mittelalters war schon ein beweglicher Organismus, und theilte nicht mit dem Castenwesen dessen monströsen Irrthum, die sittlichen Interessen des Individuums gänzlich den technischen Interessen der Gesellschaft aufzuopfern. Das Christenthum ließ eine solche Verirrung nicht mehr zu; aber was von den Ständen und Zünften sich noch bis auf unsere Tage erhalten hat, gleicht dennoch nur jenen lebenden Reliquien der Vergangenheit welche als letzte Mohikaner ihres Geschlechtes ein anachronistisches Leben fristen, bis sie ihre Bestimmung erreichen an sich selbst das Aussterben einer ganzen Lebensgruppe zu vollziehen.

Nicht eine geheiligte oder bürgerlich gesetzliche Stabilität, sondern eine freie Beweglichkeit des Lebens ist das Mittel die Ungleichheiten wohlthätig oder wenigstens erträglich zu machen. Freies Spiel der ungleichen Kräfte und Anerkennung der daraus hervorgehenden Machtergebnisse innerhalb der Schranken und unter dem Schutze dessen was als menschlich gleich und sittlich allgemein gelten muß, — oder kurz und in modern technischer Sprache ausgedrückt; — freie Concurrenz unter dem Schutze der Assecuranz — das ist ganz allgemein gefaßt die Formel für die Art wie unsere Zeit sich mit den Fragen der Gleichheit und Ungleichheit praktisch abzufinden hat.

Wie stellt sich dieses freie Spiel thatsächlich in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft dar?

Von den durch die Natur bestimmten Verschiedenheiten

des Geschlechtes, des Alters, der leiblichen und geistigen Kräfte und Vorzüge, von den Unterschieden der Lebenslage nach natürlicher und gesellschaftlicher Umgebung in Ort und Zeit, geht die Ungleichheit unter den Menschen aus, und es liegt in der Natur der Sache daß sie durch das stete Fortwirken dieser nämlichen Ursachen in bestimmten wichtigen Beziehungen immer größer werden muß. Mit den Fortschritten der Menschheitsentwickelung vervielfältigen sich die Umstände, Lagen und Bedingungen des Lebens. Die Vielartigkeit der Charaktere, der Fähigkeiten, der Geschäfte, der Stellungen und Verhältnisse aller Art, selbst der leiblichen Constitutionen und Physiognomien, und die Größe der Unterschiede in allen diesen Dingen, nimmt zu mit dem was wir als Bildung und Civilisation bezeichnen. Die Civilisation selbst, wie wir oben schon bemerkt haben, ist die Beherrschung des individuellen Lebens durch das Gesammtinteresse der Gesellschaft. Das von uns verurtheilte Casten-, Stände- und Zunftwesen stellt in seiner Unterwerfung des Einzelnen unter wahre oder vermeintliche Bedürfnisse der Gesellschaft verschiedene Formen der Civilisation dar. Der Utilitarismus vom gesellschaftlichen Standpunkte ist ihr Maßstab. So wie also die Interessen und Zwecke der Gesellschaft sich vervielfältigen, vervielfältigen sich die Unterschiede in den Bedingungen und Ansprüchen denen der Einzelne sich gegenübergestellt sieht. Die Civilisation ist ein gesellschaftliches Kunstwerk dessen Vollkommenheit auf der Theilung der Arbeit beruht, und dieser Theilung entspricht die Verschiedenheit der Personen und Lebenslagen. Selbst die Verschiedenheit der Racen ist eine der wesentlichsten Bedingungen der Civilisation. Alle Klimate der Erde, alle Regionen des Landes

und des Meeres, alle Höhen und Tiefen welche uns zugänglich sind, sollen den Zwecken des Menschengeschlechtes unterworfen werden, und die Verschiedenheit der Racen mit ihren ungleichen klimatischen Anlagen, ungleichen Neigungen und ungleichen Kräften des Arbeitens und Duldens ist dazu eine unerläßliche Voraussetzung. So ist die Ungleichheit eine Voraussetzung der Civilisation, die fortschreitende Civilisation aber eine Ursache vermehrter Ungleichheit, und beide schreiten mit einander fort.

Es ist also ganz folgerichtig wenn der Radicalismus der Gleichmacherei sich als Gegner der Civilisation erklärt und bei dem Naturzustande seine Zuflucht sucht. Die Art wie sich diese Richtung der Zeit in Rousseau und seinen Nachfolgern dargestellt hat, ist aller Welt bekannt. In der durch diese Geister beherrschten Periode sind die Wissenschaften und Künste und alle Verfeinerungen des Lebens nicht Wenigen nur als boshafte Erfindungen der Tyrannen zur Erhaltung und Vermehrung der Ungleichheit erschienen. Man kann diese verzwickte Weltansicht besonders gedrungen in Marat's „Chaînes de l'Esclavage“ ausgesprochen finden. Aber abgesehen von der Thorheit welche in dem Kampfe mit der ganzen geschichtlichen Wirklichkeit liegt, — abgesehen davon daß ein künstlicher Naturzustand der unnatürlichste aller Zustände ist, hat der Radicalismus jener merkwürdigen Periode, deren Nachklänge und zugleich auch Nachwehen wir erlebt haben, im Interesse seines Gleichheitsprincipes selbst sehr kurzsichtig geurtheilt und gestrebt. Denn gerade die Civilisation mit ihrer getheilten Arbeit und der ihr entsprechenden technischen und gesellschaftlichen Ungleichheit hat jene großen Eroberungen im Gebiete menschlicher Freiheit zur Folge, auf denen die Gleich-

heit der *sittlichen* Geltung der Menschen beruht. Durch die technischen Leistungen der Civilisation mit ihrer getheilten Arbeit und ihren ungleichen Verrichtungen und Lebenslagen werden die aus der Natur kommenden Gründe der Ungleichheit auf ihr geringstes Maß beschränkt. Aber gerade diese natürlichen Ursachen der Ungleichheit, insofern sie nicht zu den nothwendigen und förderlichen, sondern zu den zufälligen und hemmenden Thatsachen gehören, sind für die Interessen der sittlichen Gleichheit die allergefährlichsten. Sie nehmen, so lange der Mensch sie nicht mit Glück bekämpft, den heiligen Schein schicksalsmäßiger Bestimmungen für Verhältnisse in Anspruch, welchen kein anderer Charakter als der überwindbarer Mangelhaftigkeiten zukommt. So halten sie den sittlichen Muth des Menschen nieder, mit dem das Bewußtsein allgemeiner Menschenwürde gleichen Schritt hält. Gerade auf den Unvollkommenheiten des Naturzustandes beruht der faule Trost mit der Unvollkommenheit der Welt überhaupt, welcher die sittlichen Kräfte des Menschen mehr lähmt als irgend ein anderer Gedanke. Indem die Civilisation sich die Vervollkommnung der Welt zum Zwecke setzt, ist sie der eigentliche Antipode der Resignation, welche unvermeidlich mit der Verzichtung auf äußere Würde des Daseins zugleich eine Verzichtung auf die innere Würde des Bewußtseins in sich faßt. Jeder Schritt auf der Bahn technischer Verbesserungen des Lebens ist ein Gewinn an sittlicher Würde und damit an sittlicher Gleichheit, und indem diese technischen Erwerbungen durch die Vollkommenheiten getheilter Arbeit, also durch technische Ungleichheiten zu Stande kommen, gelangen wir zu dem Satze: *daß die sittliche Gleichheit der Menschen auf ihrer technischen Ungleichheit beruht.* — Die

sittliche Gleichheit durch die technische Ungleichheit herzustellen, ist die Aufgabe der Civilisation. Die Civilisation setzt, innerhalb gewisser Grundbedingungen, eine künstliche Ungleichheit an die Stelle der natürlichen, aber damit zugleich die technische Ungleichheit an die Stelle der sittlichen: — und gerade das ist es was wir fordern müssen. Die Vervollkommnung aller Mittel der körperlichen und geistigen Ausbildung, Kraft und Wohlfahrt, — der häuslichen Einrichtungen, der Verkehrsmittel, der Nahrungs- und Kleidungsstoffe, der Unterrichtsanstalten, der Heilkunde, des Maschinenwesens, der Wissenschaften und Künste: — alle diese Fortschritte der Gesellschaft beruhen auf der technischen Ungleichheit und wirken für die sittliche Gleichheit, unter der wir die Gleichheit anerkannter Menschenwürde für Jeden und für Alle verstehen.

Im Fortgange des Menschengeschlechtes von naturmäßigen zu culturmäßigen Zuständen — einer Bewegung in welcher Gleichheit und Ungleichheit, wie wir eben gesehen haben, sich versetzen — treten vielerlei Interessen in Kampf, von denen die einen sich unter der Fahne der Gleichheit, die andern unter der der Ungleichheit aufstellen. Der Kampf ist indessen nicht der zweier Principien, sondern der von Princip und Thatsache. Die Gleichheit ist ein Princip, die Ungleichheit aber nur eine Thatsache. Das Interesse der Gesellschaft aber ist zwischen Princip und Thatsache getheilt. Auf dem rechten Verhältniß beider beruht ihre Gesundheit. Und was für die Gesellschaft im Ganzen gilt, findet seine Anwendung auf jede einzelne Gruppe derselben. Ueberall kreuzen und mischen sich die Interessen der Gleichheit und Ungleichheit, und tauschen sogar vielfältig ihre Rollen im Spiele des

Lebens. Der Bürger welcher gegen den Adel die Forderung der Gleichheit stellt, strebt mit allen Mitteln einer rücksichtslosen Concurrenz sich durch ein größeres Vermögen über seine Standesgenossen zu erheben. Der radicale Schriftsteller welcher die Menschenrechte vertheidigt, ist zuweilen von einem geistigen Hochmuthe erfüllt welcher die sociale Gleichstellung der Genies und der gewöhnlichen Menschen als ein schwieriges Problem erscheinen läßt. Wir haben Vorkämpfer europäischer Demokratie gekannt welche erklärten nicht in Amerika leben zu wollen, weil dort „Mägde und Knechte sich mit der Herrschaft auf den Fuß der Gleichheit stellen", — oder eigentlich, weil es „Knechte und Mägde" dort nicht gibt. Solche Widersprüche mögen unbewußter oder bewußter Egoismus, sie mögen auch eine bloße Unklarheit des Denkens sein; immer aber sind sie ein Durchbrechen des natürlichen gesunden Urtheils durch die Thorheiten eines abstracten Systemes, dem die Wirklichkeit mit ihren mächtigsten Erfordernissen sich entgegenstellt. Auf der anderen Seite befindet sich der wahre Aristokrat, welcher mit allen Mitteln seine höhere gesellschaftliche Stellung zu behaupten sucht, in der Regel sehr wohl im Kreise von Seinesgleichen, und er ist in Wahrheit nur für die Ungleichheit um sich bei der Gleichheit desto besser zu befinden. Die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staten, die der Gegner sowohl wie der Vertheidiger der Sklaverei, urtheilt in diesem Geiste in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Schwarzen, den Indianern und den Chinesen. Damit wir — so urtheilt sie — unter uns gleich sein können, dürfen die farbigen Racen nicht mit zu uns gehören. Sie müssen entweder unsere Sklaven sein, oder sie müssen entfernt, ausgerottet, nicht zugelassen werden. Die radicalsten Bekenner der Gleich-

heit in der amerikanischen Gesellschaft sind für die Transportation der Neger, für die Ausrottung der Indianer und für die Zurückweisung der Chinesen. Der Radicalismus der Gleichheit schlägt um in den Radicalismus der Ungleichheit.

Die welche aus größerem Kraftgefühl, aus höherer geistiger Begabung, aus dem Bewußtsein besserer Beweggründe, aus Ehrgeiz, Herrschsucht, materiellem Eigennutze, oder aus welcher Ursache es immer sei, sich über Andere zu erheben suchen, haben ein Interesse an der Ungleichheit. Es wäre aber, wie man schon aus der Nennung möglicher Beweggründe ersieht, ungerecht zu behaupten daß sie dazu nicht eben so gut edle und vollkommen berechtigte wie unedle und unberechtigte Veranlassungen haben können. Es beweist schon einen edlen Geist wenn der Mensch emporstrebt ohne Andere zurückzuhalten, — einen edleren noch wenn er sich des gleichen Strebens Anderer erfreut. Eine solche Gesinnung gehört schon zu den Seltenheiten. Es verräth, neben der gemeinen Gesinnung, ein Bewußtsein der Schwäche und Unwürdigkeit, wenn der Hochgestellte mit Neid und Besorgniß auf die Erfolge der Emporstrebenden sieht, und es ist niederträchtig im schärfsten Sinne des Wortes, wenn er den Stillstand oder Rückgang der Welt verlangt, damit *seine* Kräfte ausreichen sich oben zu erhalten. Es wäre besser um uns bestellt, wenn nicht ein großer Theil der Bestrebungen die man als *conservative* rühmt und mit dem Wohle der Gesellschaft in Verbindung zu bringen wagt, diesem Bewußtsein eigener Unwürdigkeit der Machthaber entspränge, die sich sagen müssen daß es ein *schlechter* Zustand der Gesellschaft sein muß, in welchem *sie* etwas zu sein vermögen. Viel mehr gerechfertigt ist es, wenn der Schwache mit Besorgniß und Verdruß die wachsende Kraft

des Starken beobachtet. Selbst wenn jenem damit kein unmittelbares Unrecht geschieht, werden die Nachtheile seiner Stellung dadurch vermehrt. Aber auch hier müssen wir es für den Ausdruck einer gemeinen Gesinnung erklären, wenn der Wille herabzuziehen an die Stelle der Nacheiferung und des Emporstrebens tritt.

Es läßt sich hiernach ein aristokratischer und ein demokratischer Gleichheitstrieb unterscheiden. Der erste zeigt sich auf ausgeprägte Weise in der englischen und amerikanischen Gesellschaft wirksam. Er ist hier die Folge des Kraftgefühles der Individuen, welche sich zutrauen auch unter den größten Schwierigkeiten und Nachtheilen emporkommen, oder, bei aller Ungleichheit in anderen Beziehungen, selbst den Höchsten gegenüber sich mit ihrer Menschenwürde und ihren Menschenrechten geltend machen zu können. Der Muth dazu ist freilich auch in den politischen Verfassungen dieser Länder begründet; aber selbst der Negersklave der Vereinigten Staten, dem doch die Vortheile der Verfassung nicht zu Gute kommen, will, und sei es auch nur am Sonntage, ein „Gentleman" sein, und er, der Sklave, verachtet den europäischen Einwanderer, — den deutschen Arbeiter — dem, bis er einigermaßen amerikanisirt ist, ein solcher Ehrgeiz nicht zu Sinne kommt, sondern welcher seinem Gleichheitsdrange dadurch Luft macht, daß er die amerikanischen „Aristokraten" schmäht.

Der Gleichheitstrieb ist emporstrebend in den Ländern in welchen ihm Kraft zum Emporstreben und Aussicht auf Erfolg der dazu nöthigen Anstrengung gegeben ist; er ist herabziehend da wo ihm beides abgeht. Es bedarf keiner Bemerkung daß im ersten Falle die Gesellschaft die Bedingungen großer Leistungen, im letzten die Gefahr des Ver-

sinkens in sich trägt. Der offene Weg welcher in Amerika aus der Armuth in den Reichthum und aus der Dunkelheit in die Stellung vor der Welt, — in England aus dem Bürgerstande in den Adel führt, gehört zu den wesentlichsten Ursachen der außerordentlichen Kraftentwickelung dieser Länder, und zu den Gründen unseres Zurückstehens gehört es daß bei uns dieser Weg weit mehr versperrt ist. Aus den Schwierigkeiten des Emporkommens denen die gegebenen Kräfte nicht gewachsen sind, entspringt die Gewohnheit eines neidischen Urtheils und des Mißtrauens in die Reinheit der Mittel durch welche irgend ein Erfolg errungen wird. Beide gehören zu den minder rühmlichen Eigenschaften des deutschen Volkes. In Amerika drückt sich die Allgemeinheit des Emporstrebens und die Abwesenheit der Gewohnheit des Herabziehens unter anderem auch dadurch aus daß man bei der Vergleichung des Werthes verschiedener Menschen vielleicht wohl sagen hören mag der Eine sei *besser* als der Andere, nicht leicht aber daß der Eine *schlechter* sei als der Andere. Es gibt dafür eine charakteristische amerikanische Redensart welche sagt: „Jeder Mensch ist so gut wie der andere und noch ein ganz Theil besser." — Bei uns hat dafür Göthe die Bescheidenheit für eine Eigenschaft der Lumpe erklärt, womit gleichfalls die freie Erhebung Aller ausgedrückt ist welche dazu Kraft haben. Aber in dem Ausdrucke liegt zugleich das Urtheil daß diese Kraft nicht das Eigenthum Aller sein kann. In dem amerikanischen Spruche ist die Aristokratie des Demokraten, in dem Göthe'schen die Demokratie des Aristokraten ausgedrückt.

In dem allgemeinen Emporstreben der Einzelnen, gleichviel ob es eine Folge des Gleichheits- oder Ungleichheits-

triebes sei, — ob es bedingt sei durch den Trieb der Auszeichnung oder durch den des Gleichthuns, — in diesem Emporstreben der Einzelnen geht in Wahrheit der gesellschaftliche Fortschritt vor sich. Die ganze Bewegung, wie wir sie in unserer Zeit nach langer Stagnation der Gesellschaft so stark hervortreten sehen, mag mit widerlichen Erscheinungen verbunden sein. Das Streben der Auszeichnung und des Ueberbietens wie die Anstrengungen des Gleichthuns mögen sich an Eitelkeiten hängen oder in Rohheiten geltend machen, — dadurch wird nicht der allgemeine Werth der Bewegung in Frage gezogen. Man fragt uns: wohin soll es führen wenn Jeder es dem Anderen gleichthun, ja wenn Einer den Anderen überbieten will? — und wir antworten: das Gleichthun der Unteren soll dahin führen daß Ihr da oben Euch rühren müßt wenn Ihr an der Spitze der Gesellschaft bleiben wollt, — das Ueberbieten aber soll dahin führen daß die Auszeichnung in immer wesentlicheren, edleren und werthvolleren Dingen gesucht wird.

So hebt sich der allgemeine Zustand der Gesellschaft durch einen natürlichen Vorgang immer höher, und es bleibt für die Politik nur die Aufgabe, aus dem Flusse veränderlicher Gestaltungen die für den Bestand und den Organismus des States unentbehrlichen oder auch nur nützlichen Machtbildungen festzuhalten, im Allgemeinen aber soviel immer möglich das Zurücksinken des gesammten gesellschaftlichen Lebens in seinen einzelnen Punkten zu verhindern. Die menschliche Gesellschaft kann in dieser Beziehung einer zusammengesetzten Maschine, oder, wenn man lieber will, einem individuellen Organismus verglichen werden, dessen bewegende oder bewegungvermittelnde Theile mit Sperrungsapparaten

versehen sind, damit nur eine vorgängige aber keine rückgängige Bewegung möglich sei. Die Erblichkeit des Vermögens und des Ranges, die lebenslängliche Feststellung bestimmter Rangstufen mit Avancement, aber ohne Möglichkeit der Degradation außer unter ganz besonderen Ausnahmsbedingungen, die politischen Befugnisse welche mit erblichem oder persönlichem Range verbunden sind, die gerichtliche Unantastbarkeit eines geringsten Vermögensatzes und gewisser Realien, wie sie in den amerikanischen exemption laws für ein Capitalminimum, für ein Haus u. s. w. dem Gläubiger gegenüber allgemein anerkannt ist, — endlich das ganze Assecuranzwesen in Handel, Industrie und Oekonomie: — alle diese Einrichtungen gehören zu den Sperrungsapparaten welche der gesellschaftlichen Bewegung wohl den Vorgang aber nicht den Rückgang gestatten.

Der Werth dieser verschiedenen Einrichtungen kann nur in Verbindung mit bestimmten gesellschaftlichen Zuständen beurtheilt werden, was hier für uns nicht am Platze ist.

Achtes Capitel.

Die Ungleichheit der Macht als Ursprung des States.

Legitimität der Uebermacht. Legalismus und Legitimismus.

Ungleichheit der Macht ist der thatsächliche Ursprung des States und seiner Ordnung, sowie die Grundbedingung aller Statenverhältnisse.

Indem in einer Menschenmenge die auf gegebenem Raume sich in einer gewissen Lebensgemeinschaft befindet, die Ungleichheit der Macht sich bis zur Entstehung einer allgemeinen

Uebermacht steigert, bildet sich in den schwankenden und formlosen gesellschaftlichen Verhältnissen ein fester Punkt, mit dem die politische Organisation ihren Anfang nimmt. Mit der Uebermacht constituirt sich eine Gewalt die wir — je nach ihrer sittlichen Qualität — Herrschaft, Obrigkeit, Regierung nennen, und unter der die Gesammtheit der Beherrschten oder Unterthanen sich als das Volk ausbreitet. Diese verschiedenen Bezeichnungen deren wir uns für die Statsgewalt und die ihr Untergebenen bedienen, drücken nur verschiedene Stufen der sittlichen Cultivirung des gleichen Grundverhältnisses aus mit welchem überhaupt das Dasein des States beginnt*). Untergeordnete Machtunterschiede, sei es daß sie dem Entstehen der Uebermacht vorausgehen oder unter deren Schutze sich bilden, bedingen weiter den Organismus des States und damit seinen besonderen Charakter. Volk und Regierung zusammen machen die organisirte Machtgemeinschaft aus die

*) Buch I, Cap. 7, S. 146—152. Sollte Jemand durch diese Theorie empört werden und dieselbe für absolutistisch und reaktionär halten, so wünschen wir auf die Schrift eines Mannes zu verweisen der in einer vorzugsweise sich für liberal haltenden Partei, im deutschen Nationalverein, bekanntlich eine hervorragende Rolle spielt. Wir meinen L. von Rochau, dessen „Grundsätze der Realpolitik" wir hier schon darum anführen müssen, weil in dieser in vielen Beziehungen vortrefflichen Schrift der Machtgedanke für die Politik überhaupt wie in seiner Anwendung auf die deutschen Verhältnisse mit Klarheit und wahrem politischen Verständniß in den Vordergrund gestellt worden ist. In der genannten Schrift aber lesen wir z. B. die folgende hierher gehörige Stelle: „Die lange Dauer revolutionärer Zustände ist das untrügliche Merkmal des Mangels einer überwiegenden statlichen Macht und eines einheitlichen Volksgeistes; sie zeugt von der äußersten Zersplitterung und Feindseligkeit der Kräfte, auf deren massenhafter Vereinigung zu einer achtunggebietenden und Gehorsam erzwingenden Gewalt der Stat beruht". A. a. O. S. 38.

wir eine Nation nennen, und welche mit dem geographischen Gebiete ihrer Machtvollkommenheit den Stat darstellt.

Damit allerdings ist unmittelbar nur die Entstehung und der Organismus des Statskörpers gegeben. Der Stat hat auch einen Geist, eine Seele, die mit dem Leibe zugleich geboren wird. Wir wissen daß mit der Thatsache der Macht zugleich der Gedanke des Rechtes in's Leben gerufen ist. Der innere Zusammenhang von Recht und Macht ist von uns schon im ersten Bande dieses Werkes in seinen allgemeinsten Grundzügen dargethan worden*). Das Verhältniß von Macht und Recht ist das von Thatsache und Princip. Der Fortschritt von ersterer zu letzterem wird durch das sittliche Bewußtsein bewirkt. Die bewußte Machtgemeinschaft ist eine Zweckgemeinschaft, und die anerkannte Zweckgemeinschaft ist eine Rechtsgemeinschaft. Aber die Durchdringung des States mit dem Rechtsgedanken, oder mit anderen Worten seine Legalisirung, ist eben darum erst ein Ergebniß seiner Bildungsgeschichte, und der Rechtsgedanke kann also nie den Stat hervorbringen. Das thatsächliche Dasein des States ist noch kein legales; aber es ist mehr als das: es ist ein legitimes**). Durch das Recht legalisirt sich freilich der Stat, aber nur durch die Macht kann er sich legitimiren; — und das ist das Wichtigere, denn es betrifft sein Dasein, während die Legalisirung nur den Grad der Entwicklung des Statsbewußtseins bezeichnet. Legitim ist die Uebermacht von welcher der Ursprung des States ausgeht, legal sind

---

*) Buch I, Cap. 4, S. 21—25.

**) Siehe Cap. 2. dieses Buches, wo das Verhältniß zwischen Legalität und Legitimität schon berührt ist.

nur die Untermächte welche durch diese Uebermacht geschaffen werden, oder unter ihrem Schutze zur Anerkennung gelangen.

Die Unklarheiten über das Verhältniß welches zwischen der Legalität und der Legitimität besteht, haben in den Systemen und praktischen Richtungen der Politik viel Unheil gestiftet. Legitimismus und Legalismus haben sich einander als zwei sich ausschließende Principien gegenübergestellt, während jeder Stat eine Sphäre der Legitimität und eine Sphäre der Legalität haben muß. Es handelt sich darum daß dies richtig verstanden wird. Die Legalisirung des States soll nicht alle legitimen Machtbildungen ausschließen oder absorbiren. Der Legalität gegenüber macht sich die Legitimität praktisch als Autonomie geltend. Legitim ist was sein Recht aus der Macht der Thatsache, aus der Natur des Dinges selbst schöpft, und eben dies ist es was wir im Gegensatze gegen die Allgemeinheit des abgeleiteten Rechtes Autonomie nennen. Die Autonomie einer Provinz, eines Standes, einer Familie gehört der Sphäre der Legitimität an. Sie stützt sich auf Thatsachen der Macht welche dem Rechte vorausgehen, und welche vom Rechte entweder anerkannt oder bekämpft werden mögen, deren Vernichtung aber keineswegs immer zum Wohle der Gesellschaft und zum Siege der Freiheit gereicht. Ein legalistischer Absolutismus ist der Freiheit so gefährlich wie ein legitimistischer. Wenn durch den Absolutismus der Legalität alle autonomen Mächte im State absorbirt oder vernichtet werden, muß mit der Macht die Kraft und mit der Kraft die Freiheit untergehen. Die welche im Namen der Freiheit den äußersten Folgewirkungen des Legalitätsprincipes das Wort reden, ver-

gessen daß selbst die „Menschenrechte" welche das Grunddogma der Demokratie bilden, nicht legal, wohl aber legitim sind. Die Menschenrechte sind die unterste Stufe der Autonomie. Die Legitimität der Menschenrechte, die Legitimität höherer autonomischer Machtbildungen und die Legitimität autonomischer Uebermacht in der sich die Suveränetät des States darstellt, fließen aus der gleichen ursprünglichen Quelle, und nur das gegenseitige Verhältniß dieser legitimen Autonomien läßt eine legale Gestaltung zu und kann unter die Leitung legaler also secundärer Mächte gestellt werden. Diese legale Gestaltung allerdings ist eine Aufgabe der Statscultur; wir dürfen aber bestreiten daß die Vernichtung jener Autonomien der Freiheit förderlich sein würde. Nur eine blinde Demokratie kann z. B. verkennen daß sie mit dem Adel gemeinsame Interessen gegen die Beamtenherrschaft hat, welche letztere gewissermaßen eine verknöcherte Legalität genannt werden kann; obschon unbestreitbar auch das Umgekehrte, nämlich die Gemeinsamkeit gewisser Interessen der Demokratie mit dem Beamtenthum gegen den Adel besteht. Es handelt sich auch hier um das Gleichgewicht entgegengesetzter Principien die in gleichem Grade unentbehrlich sind. Aber wenn ein allgemeiner Sieg des radicalen Legalismus alle legitime Autonomie im Volke vernichtet hätte, würde sich dieses in eine Menge legaler Ziffern verwandelt sehen welche darauf warten reglementsmäßig zusammengestellt zu werden. Mensch und Vieh, Hund und Katze würden mit polizeilich erlaubtem Kraftmaße registrirt sein und nach der Registratur ein höchst legales Dasein führen, und es würde keine Thatsächlichkeit, keine Willkühr, aber am Ende auch keine Kraft mehr zu entdecken sein. Die Kraft ist nun einmal autonomisch,

immer legitimen und niemals legalen Ursprungs; denn durch das Gesetz wird überhaupt keine Kraft geschaffen sondern nur eine schon bestehende anerkannt und verwendet. Nur in diesem secundären Sinne gibt es in der Gesellschaft legale Kräfte.

Der Fortschritt der Legalität und die Absorption der Legitimität durch dieselbe, so sehr beide zum Culturprocesse gehören, sind zugleich Vorgänge in denen sich die zunehmende Altersschwäche einer Macht entwickelt. Zu den Erscheinungen dieser Entkräftung gehört es, wenn die bedrängte Legitimität sich an die Legalität klammert um gegen jüngere Kraft Schutz zu suchen. Es ist aber gerade dies das Schauspiel welches unserer Zeit von einem trostlosen Legitimismus gegeben wird. Statt mit dem Schwerte auf das ursprüngliche Recht einer mächtigen Thatsache zu pochen, wie es dem legitimen Machtbewußtsein geziemen würde, sucht er eine klägliche Stütze in der Legalität seiner Rechtstitel. Die wahre Legitimität hat aber nichts mit Documenten und Diplomen zu thun. Der Werth dieser Beweismittel liegt nur im Gebiete der Legalität. Die wahre Legitimität beruht auf der zureichenden Macht. Ihr Recht ist das Recht der übermächtigen Thatsache, das göttliche Recht des Schicksals. Legitim ist das fait accompli sobald es unbestreitbar geworden. Legitim ist der Eroberer sobald er festsitzt. Legitim ist der Fürst aus eigner Kraft, welcher nicht der Client eines Advocaten oder einer rabulistischen Diplomatie sein darf. Wenn die Legitimität anfängt Processe zu führen, hat sie bereits abdicirt, und kann nur noch als die Prätension einer mehr als dubiösen Legalität gelten. Kann ein vertriebener Fürst an der Spitze eines Kriegsheeres zurückkehren und seinen Thron wieder erobern: — ei! sehr wohl! — er hat die Legitimität seiner Sache gerettet!

— Kann er es aber nicht, so begebe er sich zur Ruhe! Die Geschichte hat einen Strich durch sein Recht gemacht indem sie seine Macht durchstrichen. Seine Ansprüche und Proteste, legal oder illegal, sind nicht mehr legitim. Der Legitimität auf dem Throne alle Ehrfurcht, besonders wenn sie Scepter und Schwert zu führen weiß: — der Legitimität in partibus höchstens Mitleid! — und selbst dies nur unter der Voraussetzung daß sie nicht zu prätenciös auftritt und daß sie Scandal vermeidet. Die stärkste Einsprache aber müßten wir erheben gegen eine Theorie nach welcher die Legitimität die Assecuranz einer Sinecure für suveräne Invaliden abgeben soll.

Sowohl praktisch wie theoretisch ist die Legitimität ein Princip dessen Name schon besagt daß es sich durch seine eigne Lebenskraft täglich und stündlich neu legitimiren muß. Diese Legitimirung einen Augenblick unterbrochen, — und die Legitimität selbst ist erloschen. Das Recht der Thatsache — auch der geheiligten Thatsache — steht und fällt mit der Thatsache selbst.

Neuntes Capitel.

Stat, Race, Nationalität und Nation.

So sehr ist die Ungleichheit eine Grundbedingung des States, daß in den meisten Fällen sogar das Zusammentreffen verschiedener Racen nöthig ist um ihn hervorzubringen. Es mag eine edlere Aufgabe sein welche von den höheren Menschenracen unter günstigen Bedingungen in einzelnen

Fällen gelöst werden kann, aus den individuellen Verschiedenheiten der Kraft, der Fähigkeiten, des Alters, des Vermögens, des gesellschaftlichen Ansehens, innerhalb einer Menschenmenge von gleicher Abstammung und Art die Machtunterschiede zu erzeugen ohne die kein Stat möglich ist. Jedenfalls ist sie eine schwerere. Aber selbst der Reichthum und das Ansehen patriarchalischer Stammeshäupter des orientalischen Alterthums scheint mit auf dem Besitze von Sklaven fremder Race, also auf einer Herrschaft über Fremde beruht zu haben. Kleine Gemeinwesen abgerechnet, die sich gleichsam im Schatten größerer Reiche zu bilden vermochten, in denen aber nachher in der Regel die Reinheit der Race am wenigsten Princip ist, erscheint die Entstehung reiner Racestaten in der Geschichte durchaus zweifelhaft. Die fränkische Macht durch welche Deutschland seine erste politische Organisation erhielt, hatte sich selbst erst als Herrschaft über römische, keltische und iberische Elemente ausgebildet. Germanische Herrschaft über Römer, Kelten, Iberer, Araber, Slaven, Finnen, Tataren hat das europäische Statensystem geschaffen, und hat von da aus im europäischen Kolonialbesitze sich über die anderen Welttheile ausgebreitet. Als Herrschaft höherer Racen über niedere treten die ältesten Culturstaten der Welt auf. Aus einer Hierarchie verschiedener Racen unter der Herrschaft der edelsten unter ihnen gingen die Statswesen Indiens und Aegyptens hervor. Zu dem Adel der meisten Länder der Welt hat eine andere Race als die der Masse des Volkes den Grund gelegt. Das indische Wort welches den Begriff der Caste ausdrückt, bedeutet bekanntlich Farbe, und altägyptische Gemälde stellen uns die Farbenunterschiede der Racen welche vor Jahrtausenden am Nile die Weltgeschichte machten

in typischen Bildern dar. Der erste König welcher in Athen herrschte war ein Aegypter; und was für die griechische Statenbildung sich uns in Kekrops darstellt, das sehen wir für die amerikanische in Manko Kapak und Quetzalkoatl. Fremde einer höheren oder gebildeteren Race bringen den Stat zu einer uncivilisirten Menschenherde. In Griechenland wie in Mexiko wiederholt sich mutatis mutandis die Geschichte in unserer Zeit. Europäische und angloamerikanische Abenteurer werden Häuptlinge indianischer Stämme, und würden zu amerikanischen Statengründern werden, wenn nicht schon durch die großen politischen Gebilde welche Europa in Amerika gegründet hat, der Boden dazu benommen wäre. Die Bewohner verschiedener Inseln der Südsee haben schon mehr als einmal weiße Männer mit Gewalt zurückgehalten um sie zu ihren Häuptlingen zu machen.

Die Bereitwilligkeit mit welcher Menschenmengen die es noch nicht zur Statenbildung gebracht haben, oder Völker die ein Statswesen nicht zu behaupten wissen, sich einer fremden Herrschaft übergeben oder unter ein fremdes Fürstenthum stellen, — ja die so oft sich wiederholende ausdrückliche Berufung eines Fremden auf den erledigten Thron eines Landes, weisen auf ein politisches Bedürfniß hin welches innerhalb einer und der nämlichen ungemischten Race nicht leicht befriedigt werden kann. Wenn zur Besetzung eines erledigten Thrones ein Fremder berufen wird, so beweist dies daß innerhalb des herrschaftsbedürftigen Volkes die Bedingungen der zur Gründung und Behauptung einer Statsgewalt unerläßlichen Uebermacht fehlen. Die Nebenbuhlerschaft gleichmächtiger Persönlichkeiten kann nur durch eine fremde Uebermacht bis zur Möglichkeit einer Statsordnung geschlichtet

werden. Die fehlende Uebermacht ist es, welche man sich aus der Fremde verschreibt*).

---

*) Es gibt hierüber das wunderbare Bekenntniß eines Russen. Konstantin Aksakow hat sich in einem Aufsatze „über das altrussische Gemeinwesen und die Volksberathungen oder Landesversammlungen“, welchen Bodenstedt im ersten Bande der „Russischen Fragmente“ an die Spitze gestellt hat, mit einer unglaublichen Naïvetät dahin ausgesprochen, daß der Stat, der Sache nach und dem Begriffe nach, den slawischen Völkern fremd sei. Aus ihrem eignen Wesen kennen sie nur die Volksgemeinde, auf russisch Semlja, die auf der Einstimmigkeit beruht, und die Nöthigung durch Stimmenmehr ausschließt. Auf dem Principe des Stimmenmehrs aber beruht, nach Konstantin Aksakow, der Stat, den der slawische Geist von Natur perhorrescirt. Der russische Schriftsteller hat nicht ganz Unrecht. Die Geschichte Polens beweist es, wie die Unfähigkeit sich einer Majorität zu fügen auch eine Verneinung des States ist, und den Polen wäre danach nur ihr wahres slawisches Nationalrecht widerfahren als man ihnen die Last des States abnahm. Aber Konstantin Aksakow erkennt an daß der Stat, wenn auch ein Uebel, so doch „ein unbedingt nothwendiges und zugleich unvermeidliches Uebel“ sei. So dachten, nach ihm, die russischen Slawen. Indem sie den Stat als unvermeidlich, „dabei aber doch blos als untergeordnetes Mittel und keineswegs als Zweck und Ideal ihres volksthümlichen Lebens betrachteten — haben sie sich nicht selbst zu einem State umgeschaffen, haben sie nicht aus sich selbst dessen Organisation ausgearbeitet, sondern sie holten sich den Stat übers Meer, aus der Fremde, wie ein fremdartiges Erzeugniß, indem sie den Fürsten Rurik mit seinen Brüdern zur Herrschaft über sich eingeladen“. — Immer und immer wiederholt Konstantin Aksakow in dem bezeichneten Aufsatze diesen Ausdruck, daß die Russen sich den Stat aus der Fremde, über's Meer haben kommen lassen. „Sie holten sich den Stat eigentlich zu dem Zwecke um das Heerwesen zu ordnen“ — sagt er; und durchweg stellt er „den Stat“ und „das Land“ einander gegenüber. Der Stat kann dem Lande nützlich aber auch gefährlich werden. Unter den Gefahren mit welchen derselbe das Land bedroht, ist, nach unseres russischen Philosophen Meinung, die größte die daß das Land selbst zum State

Der Stat also, weit entfernt ein Erzeugniß der Race zu sein, ist vielmehr ein Wesen welches auf Kosten der Race sich bildet, und von welchem Racen verschlungen und verdaut werden. Dieses Verdauungsgeschäft gehört zu den Culturleistungen um deren willen die Staten da sind. Die Verrichtung des Geschäftes zu einem der Anklagepunkte gegen den Absolutismus zu machen, ist widersinnig, da vielmehr umgekehrt eben diese Verrichtung zu den stärksten Rechtfertigungsgründen des Absolutismus für gewisse Culturstufen und politische Nothwendigkeiten gehört. Der Stat hat nicht nur gewissen Anforderungen zu entsprechen die sich auf die Interessen seiner Bürger beziehen, — er hat auch Aufgaben zu erfüllen in denen er als welthistorische Macht, als Organ für das Gesammtleben der Menschheit thätig sein muß, und nach der Arbeit welche ihm in dieser Eigenschaft zugemuthet wird, muß er mit gewaltsameren oder milder wirkenden Kräften ausgerüstet sein.

Wenn man in unserer Zeit die sogenannte Nationalität zum Principe der Statenbildung machen will, so meint man damit allerdings mehr als die Race. Bei der praktischen Wichtigkeit welche dieser unklare Gedanke erlangt hat, müssen wir hier das Nöthige thun ihn aufzuklären.

---

werde, weil das äußere Uebel dadurch sich zu einem inneren gestaltet(!). Selbst Stat zu werden, hält der Russe für „freiwillige innere, ja sogar geistige Selbstknechtung unter das Princip des Zwanges." — Man sollte das alles für Aeußerung eines individuellen Wahnwitzes halten, wenn nicht Bodenstedt ausdrücklich erklärte, die von K. Aksakow vorgetragenen Ansichten seien wirklich die russische Durchschnittsauffassung des States. Siehe Bodenstedt's Russische Fragmente. 1861. Band I, S. 41 ff.

Hält man sich an den landläufig gewordenen Sprachgebrauch, so bedeutet Nationalität etwas anderes als Race, etwas anderes als Volk, etwas anderes als Nation. Seiner Form nach sollte das Wort eine Eigenschaft bedeuten; also vielleicht Racencharakter, Volkscharakter, Nationalcharakter; und in diesem Sinne wird es auch mitunter gebraucht. Der für unsere Zeit bedeutungsvolle Sprachgebrauch bezeichnet aber mit der Nationalität nicht nur eine Eigenschaft sondern auch ein Wesen, — ein Ding was eine Race ist, oder auch mehr oder weniger als eine Race, — ein Volk, oder auch mehr oder weniger als ein Volk, — eine Nation, oder auch mehr oder weniger als eine solche. Was also ist es was er damit bezeichnet? —

Eine Nationalität, nach dem Sprachgebrauche des revolutionären Stats- und Völkerrechtes unserer Tage, ist eine Menschenmenge welche auf ihren historischen Charakter die Forderung gründet einen Stat für sich zu bilden. Das wäre die Nationalität als Wesen. Als Eigenschaft aber würde, nach eben diesem Sprachgebrauche, die Nationalität eben der historische Charakter sein welcher zur Bildung eines States berechtigen soll. Wie ist dieser Gedanke und seine Bezeichnung zu beurtheilen? —

Nach der Form des Wortes und der correcten Anwendung desselben bedeutet Nationalität soviel wie Nationalcharakter. Eine Nation ist eine Menschenmenge die einen Stat bildet*), Nationalität also ist der Charakter einer solchen

*) Für alle politisch ausgebildeten Völker ist der Begriff der Nation ein stats- und völkerrechtlicher Begriff, der zuweilen sogar mit dem des States selbst verwechselt wird. „The United States are a great nation" — kann man alle Tage in Amerika hören. Wir haben an anderem Orte

Menschenmenge, politischer Charakter, Statsgeist. In diesem correcten Sinne ist Nationalität das Ergebniß eines zurückgelegten Statslebens. Die revolutionäre Doctrin kehrt das Verhältniß um. Ihr ist die Nationalität die Voraussetzung des States, — das Wesen und der Charakter auf welche sie die Forderung statlicher Selbständigkeit gründen zu können glaubt.

Gibt es aber überhaupt ein Wesen welches schlechthin zu statlicher Selbständigkeit berechtigt ist, oder gibt es einen bestimmten Charakter auf den eine solche Berechtigung gegründet werden kann? — Die Frage läßt sich sehr einfach und bestimmt beantworten. Ja, es gibt ein solches Wesen und es gibt einen solchen Charakter! das Wesen ist eine Menschenmenge die eine Machtgemeinschaft bildet, — der Charakter ist die hinreichende Kraft um für diese Machtgemeinschaft die Machtvollkommenheit zu erzwingen, aus der die Rechtsvollkommenheit von selbst entspringt. Rechtsvollkommenheit und Machtvollkommenheit sind das worin die Suveränetät besteht. Eine suveräne Machtgemeinschaft ist eine Nation, ein Stat. Das Recht einer Menschenmenge einen Stat zu bilden, beruht auf der Macht dazu. Es gehört in das Gebiet der

---

den correcten Sprachgebrauch für den ganzen hierher gehörigen Kreis von Begriffen festgestellt. Der Stat ist die rechts- und machtvollkommene Gesellschaft. Er besteht aus der Nation auf ihrem Territorium; die Nation aber ist die Einheit von Volk und Regierung. Ein französischer Schriftsteller sagt in Uebereinstimmung mit uns: „Nationalité: expression un peu vague, et d'un français douteux. On disait autrefois une nation, et ce mot avait un sens très déterminé, puisque c'était l'appellation collective d'une réunion d'hommes soumis à un même régime politique.“ Albert de Broglie, in Le Correspondant, 25. Jan. 1863.

legitimen, nicht der legalen Rechte, und alle die Rechtstitel welche von der Nationalitätstheorie vorgebracht werden, sind gänzlich werthlos gegen den einen Rechtstitel welcher in der Macht liegt. „Ihr wollt euch von uns trennen und einen Stat für euch gründen? — Sehr wohl, versucht es! Wir werden es mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern suchen!" — Oder: „Ihr wollt uns gewaltsam mit euch und eurem State vereinigen? — Kommt her und versucht es! Wir werden uns wehren!" — Das ist die Sprache welche allein in diesen Verhältnissen einen Sinn hat, — es sei denn daß zufälligerweise ein freundliches Entgegenkommen zweier oder mehrerer Parteien eine friedliche Bildung möglich machte.

Wenn die sogenannten Nationalitäten mit theoretischen Rechtsgründen ihre Sache zu fördern suchen, so haben die Plaidoyers hauptsächlich die Vorbereitung zu einer Entscheidung durch die Gewalt zum Zwecke. Man führt für das Recht der statlichen Selbständigkeit theoretische Gründe ins Feld durch welche man Bundesgenossen erwerben, oder den Bundesgenossen die man schon hat einen Vorwand geben will die Rolle der Beschützer einer guten Sache zu spielen. Einer bloßen Theorie zu Liebe wird kein Stat das Schwert ziehen um einen neuen Stat gründen zu helfen. Dazu sind Interessen erforderlich welche sich vielleicht gern hinter einer Theorie verbergen, aber doch mit der Theorie nichts gemein haben. Daß die Macht und Gewalt es ist welche entscheiden muß, sehen eben so sehr die Prätendenten wie ihre Freunde und Beschützer ein.

Die Theorie, nach welcher Menschen von einem gewissen gemeinsamen historischen Charakter, welchen man eben Nationalität genannt hat, — die Theorie daß solche Menschen,

und **nur** solche Menschen, zusammen einen Stat bilden sollen und dazu durch diesen historischen Charakter berechtigt seien, ist so unklar und unpraktisch, daß man nicht glauben sollte es sei nöthig dagegen Worte zu verlieren. Nichts anderes aber ist dennoch der Inhalt der sogenannten Nationalitätstheorie die in unserer Zeit eine so große Rolle spielt. Es wird also doch nöthig sein den Gedanken einer weiteren Zergliederung und Beurtheilung zu unterwerfen.

Die Nationalität, unbestreitbar, besteht in einem gewissen historischen Charakter, oder in einer Menschenmenge die durch einen solchen Charakter verbunden ist. Wie aber muß dieser Charakter beschaffen sein wenn er zur selbständigen und einheitlichen Statenbildung berechtigen, wenn nicht gar verpflichten soll? Die Juden, ohne Zweifel, können sich eines höchst ausgeprägten historischen Charakters rühmen. Sollen also alle Juden zusammen einen selbständigen Stat bilden? Das scheint wenigstens die Meinung der Juden selbst nicht zu sein, denn wir sehen z. B. preußische und nichtpreußische Juden unter den Mitgliedern des Nationalvereins der doch nicht für ein Königreich Jerusalem wirkt; wir sehen polnische Juden unter den besten polnischen Patrioten; wir sehen ungarische Juden stolz auf ihr magyarisches Nationalcostüm; wir sehen italienische Juden als fanatische Italianissimi; und niemals haben wir schwärmerischere Anhänger eines Statswesens gesehen, als die Juden welche sich in den Vereinigten Staten eingebürgert haben. Die Juden selbst also sind weit davon entfernt das Nationalitätsprincip auf sich anwenden zu wollen, und die übrigen Menschen scheinen eben so weit davon entfernt zu sein es ihnen zuzumuthen.

Es wird an diesem Beispiele klar, daß der historische Charakter welcher zur selbständigen und einheitlichen Statenbildung berechtigen und verpflichten soll, einer näheren Bestimmung bedarf.

Man sagt uns dieser historische Charakter bestehe aus Gemeinsamkeit der Race, der Sprache, des Glaubens, des Wohnsitzes, der Schicksale. Alle diese Verhältnisse liefern Fäden aus denen sich das Band der Nationalität zusammenwebt. Das klingt sehr verständig, und wenn man die Kraft dieses Bandes praktisch prüfen will, wird man auch ein richtiges Ergebniß bekommen. Es wird entweder stark genug sein das Gewicht eines eigenen Statswesens zu tragen, oder es wird reißen. Die Rede ist aber hier von einer Theorie, nicht von einer praktischen Probe; und von dieser Theorie muß gezeigt werden daß sie durchaus ohne allen Werth ist. Unzweifelhaft werden Verhältnisse der Racengemeinschaft, Sprachgemeinschaft, Glaubensgemeinschaft, Landsmannschaft und Schicksalsgenossenschaft da wo sie zusammentreffen einen gemeinsamen Geist und Charakter erzeugen, der allen Grund hat den Versuch zu machen, ob er sich nicht in einem eignen Statswesen darstellen und als suveräne Macht geltend machen kann. Nur treffen in der Wirklichkeit alle diese Verhältnisse niemals vollständig zusammen, und es ist nicht im Interesse der sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes daß sie zusammentreffen. Das Recht zum Versuche in wie weit ein solcher Geist und Charakter erzeugt worden ist und was er vermag, muß zu jeder Zeit eingeräumt werden, um so mehr als der Versuch niemals verhindert werden kann. Die Theorie aber verwickelt sich in unlösbare Schwierigkeiten, und es ist bei ihr nichts zu gewinnen.

Untersuchen wir, um dies ganz deutlich zu machen, wie sich Race, Sprache, Glaube, Wohnsitz, Schicksal zu einander verhalten.

Zuerst ist zu bemerken daß Race und Sprache keineswegs immer zusammentreffen. Sollten Menschen in einem State vereinigt sein weil sie von einerlei Race sind, so könnte sich's treffen daß sie zweierlei Sprachen reden; sollten sie vereinigt sein weil sie einerlei Sprache reden, so könnte es sich treffen daß sie von zweierlei Race wären. Ethnologie, Sprachwissenschaft und Geschichte liefern uns zahlreiche Beispiele. Unsere eigne Zeit hat solche Verhältnisse der schlagendsten Art entstehen sehen. Die Neger von Haity reden französisch, die Mulatten von Santo Domingo spanisch; englisch aber ist die Sprache der Neger in der Kolonie Liberia, und wenn auf den amerikanischen Bürgerkrieg eine massenhafte Verpflanzung befreiter Sklaven nach Centralamerika oder Westindien und die Bildung dortiger Negerstaten folgen sollte, würde die Sprache dieser Ansiedelungen und Staten gleichfalls die englische sein. Unsere Zeit hat in Westindien den Ursprung eines kleinen Volkes gesehen welches sich an den Küsten von Centralamerika jetzt rasch vermehrt und verbreitet. Auf der kleinen Insel St. Vincent lebte ein schwacher Ueberrest der Ureinwohner Westindiens, die unter dem Namen der Caraïben bekannt sind. Ein Sklavenschiff strandete an dieser Insel. Die darauf befindlichen Neger retteten sich, verständigten sich mit den Caraïben, nahmen deren Sprache und Sitten an, und wurden in wesentlichen Beziehungen ein Volk mit ihnen. Physisch aber erhielt sich bis auf den heutigen Tag der Unterschied der schwarzen und der rothen Caraïben. Mit diesem Unterschiede der Hautfarbe wurde das

kleine Volk zuerst nach der Insel Ruatan und später an die Küste des Festlandes von Centralamerika verpflanzt, wo es zunahm an Zahl, Cultur, Unternehmungsgeist und politischer Bedeutung. Jetzt hat es einen großen Theil der Küsten von Honduras inne, bewohnt zahlreiche Dörfer, redet die gleiche caraïbische Sprache, macht sich immer auf gleiche Weise nützlich durch seine Thatkraft, Zuverlässigkeit und Intelligenz; aber immer noch unterscheiden sich die schwarzen und die rothen Caraïben.

Was heißt es dann ferner, es seien Menschen von einerlei Race, es reden Menschen einerlei Sprache? Sind die Baiern und die Niedersachsen von einerlei Race, weßhalb nicht auch die Deutschen und die Dänen, die Deutschen und die Schweden? Und reden die Schwaben und die Hannoveraner als Mundart die nämliche Sprache, weßhalb nicht auch die Deutschen und die Holländer? Wo ist die Grenze zwischen Sprache und Dialekt, wo die Grenze zwischen Race und Stamm? Und welcher Grad von Stammesverwandtschaft, welcher Grad von Sprachgemeinschaft soll erforderlich sein um der politischen Prätension als Stütze zu dienen? Sollen die Schwaben, die Friesen, die Sachsen besondere Staten bilden dürfen, oder soll dies auch nicht einmal den Dänen und den Holländern gestattet sein?

Und weiter: die Menschen, welche unzweifelhaft zu einer Race gehören und unzweifelhaft eine und dieselbe Sprache reden, sind oft weit über die Welt zerstreut. Sollen die Millionen Deutsche welche in Amerika, Australien, Rußland u. s. w. wohnen, gezwungen werden heimzukehren um an dem heimathlichen State theilzunehmen. oder sollen wir die Länder erobern in denen sie sich niedergelassen, und dieselben einem

deutschen Reiche einverleiben? Die Doctrinärs der preußischen Partei in Deutschland erklären die östlichen Provinzen des Königreiches für Theile Deutschlands weil sie eine wesentlich deutsche Bevölkerung haben, während sie gegen ganz Oesterreich protestiren in dessen Bevölkerung das deutsche Element nicht stark genug vertreten sein soll*). Aber abgesehen davon daß hier doch überall schon von Racenmischungen die Rede ist, müssen wir fragen weßhalb wir dann nicht auch Pennsylvanien für eine Provinz Deutschlands erklären. Wenn Deutschland reicht „soweit die deutsche Zunge klingt", — dann haben wir Provinzen in allen Welttheilen. Der äußerste Radicalismus der Nationalitätstheorie hat es denn auch, um solchen Einwürfen zu begegnen, recht eigentlich und wörtlich bis zur Bodenlosigkeit getrieben. Auf das Territorium kommt es nach dieser Theorie gar nicht mehr an. Der Stat ist zu einem bloßen Geiste geworden der über der Erde und über dem Wasser schwebt. Die Griechen wählen sich nicht einen König von Griechenland, — das wäre ein beschränktes, verächtliches Gebiet! — sie wählen sich einen „König der Griechen", dessen Herrschaft sich folgerichtig über die ganze Türkei, über die Donaufürstenthümer, über Südrußland, ja über die Welt erstreckt, soweit sich griechische Kornhändler darin etablirt haben mögen. An die Stelle eines Königs oder Kaisers von Frankreich ist schon längst ein „Kaiser der Franzosen" getreten; ja unserer Zeit war es vorbehalten die Polen unter einer in einem fremden Lande residirenden Regierung zu sehen! — Das alles sind Erscheinungen

*) Im Jahre 1848 reclamirte in Frankfurt ein berühmter Gelehrter Jütland für Deutschland, „weil nach seinen Untersuchungen die alten Jüten Deutsche gewesen." —

einer in Geburtswehen begriffenen Zeit, bei welchen es allein ungewiß bleibt ob nicht der Berg eine Maus gebiert. Die Nationalität zeigt sich dabei als eine Prätension die eine Realität werden will, oder als eine Prätension die über die Realität hinausgreift. Ueber die Prätension aber bringt sie selbst es nicht hinaus. Und die Sache wird nicht anders wenn wir zur Race und Sprache den Glauben und andere Charakterzüge hinzunehmen die der Culturform und Culturstufe angehören.

Erstlich lassen sich die Träger gleicher Bildungsformen und Bildungsgrade und die Bekenner gleicher Religionen sowenig auf einen Raum zusammenbringen, wie die Menschen welche zu einer Race gehören oder eine Sprache reden. Und wie nicht alle Menschen von gleichem Glauben zusammen wohnen, so haben auch in unserer Zeit fast nirgends alle zusammenwohnenden Menschen den gleichen Glauben. Nationalreligionen gehören durchaus einer vorübergegangenen Periode des Menschengeschlechtes an. Das innerste Wesen der Religion, welches mit fortschreitender Entwickelung des menschlichen Geistes sich mehr und mehr herausbildet, ist ein allgemein menschliches, ein geradezu antinationales. Die Politik würde zu einem Rückfall in die Barbarei werden, wenn jede Nation ihr besonderes Glaubensbekenntniß, jeder Stat seine eigene Kirche hätte. Die Ausbildung der Religionen steht allerdings in gewissen Beziehungen zum Racengeiste; aber es gibt keine Hauptreligion die sich nicht über mehrere Racen ausgebreitet hätte, und Racen und Stämme sehen wir durch verschiedene Religionssysteme oder Glaubensbekenntnisse getheilt.

Da die Religionssysteme die wesentlichste Grundlage der

Bildungsformen sind, so gilt für diese mit, was in Bezug auf jene im Verhältniß zur Sprache und Race gesagt wurde. Die Bildungsformen und Bildungsstufen sind durch den Geist und das Maß der Fähigkeiten der Racen wesentlich bestimmt; die Sprache ist der inhaltreichste Ausdruck aller dieser Verhältnisse: — und dennoch gibt es große Unterschiede in der Art und dem Grade der geistigen und gesellschaftlichen Bildung welche durch Racen und Sprachen hindurchkreuzen, und unter deren Einfluß sich verschiedene Racen und Sprachen vereinen. Es ist die herrschende Macht der natürlichen Lebenslagen, die durch Wohnort und Schicksal bestimmt wird, welche dies bewirkt. Der Gegensatz ansäßiger und umherschweifender Völker hat von jeher auf Seiten beider die verschiedensten Racen und Stämme vereint, während der nämliche Gegensatz zugleich die verschiedensten Racen und Stämme gekreuzt hat. Germanen und Kelten, Hunnen und Germanen, Magyaren und Slaven, sind in den großen Heerzügen und Wanderungen der Völker aus denen am Ende die Nationen der gegenwärtigen Welt hervorgegangen, Theilhaber der gleichen Unternehmungen und Schicksale gewesen, und verschiedene Stämme umherschweifender Indianer, deren Sprachen kaum eine Aehnlichkeit haben, vereinigen sich noch heute zu den Raubzügen durch welche das nördliche Mexico verheert wird. Will man aber eine weitere Racenverwandtschaft unter diesen Stämmen geltend machen, so besteht wieder der schneidende Gegensatz zwischen den ansäßigen Indianern der altamerikanischen Cultur und den umherschweifenden Barbaren der nämlichen Hauptrace. Schon die civilisirten Bewohner des alten Aztekenreiches sahen zwischen sich und den Horden der Otomis und Chontallis die nämliche Kluft, welche den alten Griechen vom „Barbaren", den Chi-

nesen vom „Tata" oder herumziehenden Mongolen und Kalmücken trennt. Der Charakterunterschied zwischen städtebewohnenden, landbewohnenden und nomadischen Arabern ist so groß, daß man Mauren, Fellas und Bedowinen für verschiedene Racen halten könnte und auch oftmals gehalten hat.

So kreuzen sich Race, Sprache, Glaube, Lebensart, Culturform auf das mannigfaltigste, und es ist nicht einzusehen wie aus dem Gewirr hier sich widersprechender dort zusammentreffender Umstände und Charakterbestimmungen für das Recht oder die Pflicht selbständiger und einheitlicher Statenbildung eine theoretische Ausbeute hervorgehen soll.

Näher allerdings kommen wir stats- und völkerrechtlichen Verhältnissen wenn wir auf die Gemeinsamkeit des Wohnsitzes, — auf das kommen was wir Landsmannschaft nennen können. Durch diese wird auch die Gemeinsamkeit der Schicksale bestimmt, durch welche die verschiedenartigsten Elemente der Race, der Glaubensgenossenschaft und der Culturstufe zu einem Ganzen verschmolzen werden können. Die Menschen welche in gleicher Zeit und in gleichem Raume vereint sind, werden mit einander von den gleichen großen Ereignissen der Natur und Geschichte betroffen: von dem gleichen Ueberfluß oder Mangel des guten oder bösen Jahres, von der gleichen Milde oder Rauhigkeit des Wetters, von der gleichen Pest, von der gleichen Eroberung durch fremde Heere und von der gleichen Befreiung durch gemeinsame Siege. In der Gemeinsamkeit alles dessen was den Menschen auf einem bestimmt umgrenzten Raume betreffen kann, liegt die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Anwendung der Kräfte, die Nöthigung zur Gesellschaft, der Trieb zur Statenbildung. Auch die Sprache als Mittel des geistigen Verkehres ist we-

sentlich durch den Raum bestimmt. Die Landessprache ist für ein gebildetes gesellschaftliches Leben wichtiger als die Stammessprache. Die Schwindeltheorie der bodenlosen Nationalität vergißt daß alle für die Statenbildung entscheidenden Bedingungen territorialer Natur sind. Ein Stat ist ein Land mit dem darauf errichteten gesellschaftlichen Baue. Die Liebe zu diesem Lande ist die Grundlage des Patriotismus. Diese Liebe kann sich vergeistigen, wie die Liebe der Geschlechter; sie wird aber immer ihren physischen Gegenstand suchen: das Land, als das Bleibende, auf welchem ein wechselnder gesellschaftlicher Bau mit wechselnden Bewohnern steht. Darum haben zu allen Zeiten die Menschen von dem heiligen Boden des Vaterlandes gesprochen*). Das Land ist der Grund auf welchem ein Stat erbaut werden kann. Die Menschen denen der Grund oder Bauplatz gehört, haben das Recht dazu. Gelingt es ihnen so sind sie eine Nation; solange sie sich bloß mit dem Projecte beschäftigen oder solange vielleicht gar das Eigenthumsrecht streitig ist, nennt man sie in unserer Zeit eine Nationalität. Das ist die positivste, rationellste Bestimmung des Begriffes. Landsmannschaft nicht Race, — Landessprache nicht Stammessprache, — Landessitte nicht Stammesart, — Landesgeschichte nicht Racengeschichte, — machen das aus was bei diesem Begriffe auf entschiedene Weise

*) Wer Jahre unfreiwillig außer dem Vaterlande zugebracht, ist vielleicht allein im Stande die Macht dessen was man die physische Vaterlandsliebe nennen könnte, ganz zu fühlen. Der Verfasser erinnert sich aber eines Schweizers in dessen Gesellschaft er einst den Bodensee von Lindau nach Rorschach kreuzte. Als der Schweizer an's Land stieg, stampfte er den Boden mit einem seiner Füße, indem er mit Selbstgefühl sagte: „So, jetzt sind wir wieder bei uns!" —

in Betracht kommt. Denn in der That, wenn Landsmannschaft, Landessprache, Landessitte, Landesgeschichte zusammenwirkend auf die Bildung eines selbständigen States hindrängen, dann hat eine Nationalität alle Gewähr daß es ihr gelingen werde ihre Prätension zu einer Realität, sich selbst also zu einer Nation zu machen. Der Landsmannschaft wird es dann aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen zur Landessprache, Landessitte und Landesgeschichte auch noch eine Landesregierung, eine Landesmacht und ein Landesrecht hinzuzufügen; und nun erst steht sie auf dem Boden der Politik, des Statsrechtes und des Völkerrechtes.

Eine Nationalität, können wir also zusammenfassen, ist eine Menschenmenge die eine Nation werden will, und die dazu die größte Aussicht hat, wenn sie eine hinreichend starke Landsmannschaft bildet. Race, Sprache, Sitte, Glaube, Schicksale können dabei förderlich oder hinderlich mitwirken. Das Gelingen ist eine Machtfrage. Das Recht der Sache aber gehört dem Kreise der Legitimität, nicht dem der Legalität an. Ganz nutzlos ist es darum auch, wenn eine Nationalität, um eine Nation zu werden, beweist oder zu beweisen sucht daß sie schon einmal eine Nation gewesen. Den Gegnern der Absicht ist das ganz gleichgiltig; und ein Recht welches nur aus der Macht folgen kann, auf verschwundene Macht gründen zu wollen, ist kein glücklicher Gedanke. Die Wahrscheinlichkeit spricht in diesem Falle verstärkt gegen das Unternehmen. „Wäret ihr noch niemals eine Nation gewesen, — hättet ihr noch niemals einen Stat gebildet: ihr könntet es werden, ihr könntet ihn schaffen. Da ihr es aber gewesen, da ihr ihn gehabt, und da ihr unfähig waret euch in dieser Eigenschaft und Stellung zu behaupten,

so ist es unwahrscheinlich daß ihr fähig sein werdet das Verlorene wieder zu gewinnen". In Fragen der Macht ist die Zukunft eine viel bessere Legitimation als die Vergangenheit. Eine historische Nationalität ist eine Nation in partibus. Ihr Geschrei über das Unrecht welches ihr geschieht, ist die Wiederholung der Legitimität die bei der Legalität betteln geht. Richtet sich eine gestürzte Nation wieder auf: — wohl! — Die Welt wird ihr Beifall zurufen! — Vermag sie es aber nicht, so halte sie sich still, ziehe langsam ihr Leben ein um es in ein größeres Ganze zu ergießen, und mache auf diese Weise in der Geschichte der Menschheit geltend was als Frucht ihres zurückgelegten Sonderlebens zur Reife gekommen ist. Eine Assecuranz für invalide Nationalitäten gibt es so wenig wie für invalide Suveränetäten.

Auf eine solche aber will die Nationalitätstheorie hinaus. Es gibt nicht nur abgedankte Fürsten, es gibt auch abgedankte Völker, und den einen ist so wenig zu helfen wie den anderen, wenn sie sich nicht selbst zu helfen wissen.

Die ganze Erscheinung der Nationalitätsbewegung ist in den culturhistorischen Vorgängen unserer Zeit begründet. Diese Vorgänge laufen sämmtlich auf das hinaus was man den demokratischen Charakter der Zeit genannt hat. Wir verstehen darunter nicht die Herrschaft der unteren Volksclassen, sondern die Betheiligung der großen Masse überhaupt an den Angelegenheiten des States. Wir werden an einer anderen Stelle zeigen aus welchen Weltverhältnissen dieser Zeitcharakter hervorgeht; hier haben wir es nur mit der Thatsache und ihrem Einfluß auf die Nationalitätsbewegung zu thun. Jemehr die große Menge der Menschen an den Statsangelegenheiten Theil nimmt, um so wichtiger wird es

ihnen daß ihre Sprache, ihre Sitte, ihre Bildungsform in den Regierungen zur Herrschaft gelangt. Jemehr sich der Stat demokratisirt, um so wichtiger werden Race, Sprache, Sitte; um so mehr tritt das Bestreben hervor die Gemeinschaft in diesen Dingen zur Bedingung der Statsgenossenschaft zu machen; um so mehr tritt die Bedeutung des Territorialverbandes und der Landsmannschaft zurück: — um so mehr aber müssen sich auch die größeren Statskörper zersetzen, wenn der Bewegung keine Grenze geboten wird. Zwar soweit die Bewegung auf locale Selbstverwaltung nach eigner Art und Sitte drängt, hat sie eine gewisse Berechtigung. Das wesentliche der Nationalitätstheorie aber ist die Forderung souveräner Selbständigkeit. Die Souveränetät ist es die den Stat von der autonomischen Provinz oder Gemeinde unterscheidet. Rechtsansprüche auf Selbstverwaltung mögen sich aus Race, Sprache, Religion, Gewohnheit, Sitte und engerer Landsmannschaft ableiten lassen; Rechtsansprüche auf Souveränetät schon darum nicht, weil die Souveränetät als Rechts- und Machtvollkommenheit etwas rein thatsächliches ist, auf das es überhaupt keinen Anspruch gibt. Man muß in ihrem Besitze sein, um etwas damit zu thun zu haben.

Die Souveränetät mit ihrer unabänderlichen Beziehung auf die Territorialherrschaft ist das Verhältniß welches über die Nationalitätstheorie entscheidet. Eine Nationalität will eine Nation werden, und eine Nation ist eine souveräne Nationalität. Souveränetät ohne Territorium ist undenkbar. Die Frage also bei dem Fortschritt von der Nationalität zur Nation ist die, wie sie zum Territorium kommt auf welchem sie ihre Souveränetät begründen kann. Wenn alle Italiener — die Venetianer inbegriffen — nach einem unbewohnten Theile

Amerika's auswanderten und dort einen Nationalitätsstat gründeten, könnte Niemand ihre Suveränetät bestreiten, vorausgesetzt der unbewohnte Theil Amerika's wäre nicht schon einer Suveränetät unterworfen, was doch sehr wohl der Fall sein könnte. Die Lehre daß das Land stats- und völkerrechtlich denen gehört die darauf wohnen, ist nur dann richtig wenn diese Bewohner sich schon als Stat darauf eingerichtet und geltend gemacht haben. Das Land im stats- und völkerrechtlichen Sinne gehört der suveränen Rechts- und Machtgemeinschaft welche sich darauf als Stat eingerichtet oder es seinem Statsgebiete einverleibt hat. Ein Land welches zu keinem Statsgebiete gehört, kann von jedem Volke in Besitz genommen werden. In Europa aber, wo es kein solches Land mehr gibt, ist die Entstehung einer neuen Nation nicht möglich außer auf Kosten einer alten. Der neue Stat welcher begründet werden soll, braucht ein Territorium, und dieses Territorium muß ein Stat oder müssen mehrere Staten welche bestehen, und welche darum geschwächt oder vernichtet werden müssen, hergeben.

Die Nationalitätstheorie sagt zu diesen Staten: gebt dieses Land heraus, ihr habt es mit Unrecht. Italien gehört den Italienern, Polen gehört den Polen, Irland den Irländern u. s. w. — Lassen wir an dieser Stelle die Principienfrage des Stats- und Völkerrechts, welche wir schon behandelt haben, fallen, und halten wir uns an thatsächliche Verhältnisse. Das Land, behauptet ihr, gehört seinen Bewohnern, gleichviel ob sie einen Stat bilden oder nicht. Das Recht auf ihrem Lande einen Stat zu bilden, sobald sie dazu Lust haben, sei ein natürliches, unveräußerliches Recht. Die Ansprüche der Nationalitätstheorie erscheinen damit ausschließlich auf

die Landsmannschaft gegründet. Es ist die Art wie die Ungarn vorzugsweise ihre Sache führen. — Sehr wohl! — Aber wenn das Land seinen Bewohnern gehört, weßhalb nicht Rom den Römern? — Ihr sagt die Römer sind Italiener, und Italien ist es welches den Italienern gehört. — Wie aber wenn wir sagten die Italiener sind Europäer, Europa gehört den Europäern, und muß deßhalb in einen Universalstat verwandelt werden? — Oder wie wenn wir fragten, wo ist die Grenze Italiens? — Ist Italien wo Italiener wohnen, oder gibt es nur Italiener soweit Italien reicht? Die Ungarn sagen, wer in Ungarn zu Hause ist, ist ein Ungar. Danach sind die deutschen Bewohner der Sette Communi Italiener. Wir haben nichts dawider; aber die italienischen Bewohner von Südtirol sind nach eben diesem Grundsatze Deutsche, und die italienischen Dalmatiner nach dem nämlichen Rechte sind keine Italiener sondern Oesterreicher, von den Venetianern nicht zu sprechen. Dalmatien, wird man uns vielleicht einräumen, mag ungewiß sein. Die Italiener welche dort leben, sind ausgewandert. Das Land welches sie innehaben ist nicht ihre Heimath. Aber was Italien, die von der Natur angewiesene Heimath der Italiener ist, — ihr natürliches Erbtheil, auf dem sie bestimmt sind ihre eigenen Herren zu sein, — das zeigt ein Blick auf die Landkarte. Das Meer und die Alpen haben seine unabänderlichen Grenzen gezogen. In diesen Grenzen ist es zu politischer Einheit und Selbständigkeit bestimmt.

In der That? — Aber wenn das Meer eure Grenzen gezogen hat, wie kommt ihr doch zu Sicilien und Sardinien? — Oder wenn das Meer nicht trennt sondern verbindet, dann gehört euch doch wohl am Ende auch Dalmatien und Triest?

— Wie aber wenn dann, die verbindende Eigenschaft des Meeres benutzend, die Franzosen Sardinien, die Engländer Sicilien in Besitz nehmen, oder gar sich auf eurer Halbinsel festsetzen sollten?

Wir haben in der That den Widersprüchen einer haltlosen Theorie schon allzuviel Raum und Aufmerksamkeit gewidmet. Die Betrachtung hat uns aber am Ende auf einen zweiten, nicht minder unklaren Gegenstand, nämlich die Naturbedingungen der Statsgebiete und die sogenannten natürlichen Grenzen geführt.

Zehntes Capitel.

Die Theorie von den natürlichen Ländern und Grenzen.

Es liegt in dem was wir die mathematische Natur des menschlichen Geistes nennen möchten, daß wir in den schwankenden und in einander fließenden Erscheinungen des Lebens nach dauernden Grundlagen und unveränderlichen Gesetzen suchen. Wir entsprechen damit einem Bedürfniß unseres eignen Wesens, indem wir der Ahnung dessen folgen was *ist* auch wenn wir es nicht wahrzunehmen vermögen, oder auch wenn wir es mißverstehen. Der systematische Geist welcher uns treibt in unsere Angelegenheiten irgend eine Ordnung und Regel zu bringen, sei sie auch noch so versteckt oder unzweckmäßig, — der nämliche systematische Geist nöthigt uns überall in der natürlichen und sittlichen Welt nach Ordnung und Regel zu suchen, und sie hineinzulegen wo wir sie nicht zu finden im Stande sind, und wo sie oft in etwas durchaus anderem beruht als was wir phantasiren.

Die Gesetze denen die Erscheinungen der politischen Welt unterworfen sind, bestehen in den festen Naturbestimmungen für den Gang einer Bewegung in der sich die Rechts- und Machtverhältnisse der menschlichen Gesellschaft entwickeln. Diese festen Naturbestimmungen sind aber oft am unrechten Orte gesucht worden. So in der Nationalitätstheorie, — so in dem Gedanken der natürlichen Länder und Grenzen.

In dem Wechsel und der scheinbaren Willkür des politischen Besitzes haben die Menschen die Frage aufgeworfen, ob die Erdoberfläche nicht durch die Natur in eine gewisse Zahl von Räumen eingetheilt sei, welche bestimmt seien die Territorien der Staten zu werden. Man beschäftigte sich mit einer natürlichen „Classification der Länder", wie der Naturhistoriker mit dem natürlichen Systeme der Pflanzen oder der Thiere. Ein Land wurde als ein von der Natur gegebenes Ding, — als ein Individuum betrachtet, — ja dieser unpassende Ausdruck wurde durch den berühmtesten neueren Geographen, Carl Ritter, geradezu in die geographische Terminologie eingeführt. Er nannte freilich die Welttheile „Individuen der Erde", aber er ging mit seiner Anschauung auch in's Kleine, indem er Hochländer, Tiefländer, Stufenländer, Mündungsländer, Küstenländer als natürlich individualisirte Räume zu Gegenständen seiner wissenschaftlichen Betrachtung und Schilderung machte. Unzweifelhaft ist diese ganze Art die Erdoberfläche zu schematisiren von Ritter auf das Geistvollste behandelt worden. Ein gleich lebendiger Sinn für Natur wie für Geschichte ist ihm dabei zu Hilfe gekommen. Aber die Neigung den äußeren Zusammenhang zwischen beiden zu überschätzen, und, wo er nicht klar ist, in geheimnißvoller

Weise zu ahnen und anzudeuten, hat an ihm einen einflußreichen Beförderer erhalten, dessen wissenschaftliche Verdienste in vielen Beziehungen nur ihren Glanz auf die Nebelhaftigkeiten des deutschen Geistes werfen konnten. Fortwährende Verwechslungen von Natur- und Culturverhältnissen sind bei einer solchen Behandlung der Erdkunde unvermeidlich gewesen, und finden sich bei den Vorgängern wie bei den Nachfolgern Ritter's. Ein förmliches System der „natürlichen Länder" — eine Aufzählung und Grenzbestimmung aller Länder der Welt „nach Naturgrenzen classificirt: also natürliche Classification" — wurde schon von Gatterer versucht, dessen „Abriß der Geographie" 1775 erschien. Aber trotz allen „Naturgrenzen" stellte er „zuerst die neuen Länder aller Erdtheile, dann die alten in Europa, Asien und Afrika" dar, — ohne alle Besorgniß daß Jemand die Frage aufwerfen könne, wie die „Naturgrenzen" zu der Veränderung gekommen, durch welche aus den „alten Ländern" die „neuen" geworden sind.

Das Bestreben, der Politik eine feste Grundlage von Naturverhältnissen zu geben, wozu die Ermittlung dessen zu gehören schien was von Natur „ein Land" ist, genau so wie die Ermittelung dessen was von Natur „ein Volk", nach heutigem Sprachgebrauche „eine Nationalität" ist, erhielt als Gegensatz gegen die Zufälligkeiten der Eroberung und die stupide Willkühr und Zweckwidrigkeit der Ländervertheilungen und Grenzbestimmungen durch Friedenschlüsse und Congresse eine gewisse praktische Bedeutung. Das nationale Bewußtsein namentlich des deutschen Volkes suchte nach bleibenden Grundlagen des unabhängigen und geeinten politischen Daseins. Seinen inneren Zuständen gemäß war dieses Suchen

ein theoretisches und ging in der Schule vor sich, in welcher nun mit steifer Methodik eine neue Wissenschaft von den „natürlichen Ländern" vorgetragen wurde. Man hat seitdem diese Verhältnisse klarer und praktischer auffassen gelernt; aber viel ist noch immer von der wunderlichen Mischung doctrinärer Pedanterie mit nebelhafter Unklarheit übrig geblieben, welche bei uns so gern mit Tiefe des Geistes verwechselt wird. Noch kürzlich haben wir in einer werthvollen politischen Schrift von theilweise ganz positivem Inhalte die wunderliche Bemerkung gelesen, unter den fünf Welttheilen sei Europa der einzige welcher „wahre Länder" besitze*). Unter „wahren Ländern" aber versteht der Verfasser eben jener Schrift geographische Gebiete, die durch natürlichen Charakter und natürliche Begrenzung zu Statsgebieten bestimmt sind. „Das was wir ein Land nennen", sagt er, „erscheint uns zunächst als ein geographisches Gebiet dessen Selbständigkeit wesentlich in seiner Abgeschlossenheit nach Außen gegeben ist. Ein Land ist auf den ersten Blick das was innerhalb einer natürlichen Grenze liegt**). Aber unmittelbar darauf sehen wir daß er damit zugleich den Gedanken des Statsgebietes

*) L. Stein, Oesterreich und der Frieden. Wien, 1856. S. 5.

**) Solche Länder soll, nach L. Stein, kein Welttheil außer Europa haben. „Das geographische Bild Europa's zeigt uns eine Reihe von Gebieten, die mit deutlich ausgeprägter Selbständigkeit neben einander liegen. In fast wunderbarer Weise sind sie so verbunden daß keines des anderen entbehren kann und doch keines von dem anderen ganz abhängig ist. Kein anderer Welttheil zeigt uns etwas ähnliches. In allen anderen dehnen sich große meist regellose Massen, unordentlich von Gebirgen durchzogen, neben einander". Daraus leitet der Verfasser der erwähnten Schrift es her, daß die übrigen Welttheile so wenig für den Fortschritt der Menschheit gethan haben. A. a. O. S. 6.

verbindet, da er den Ausdruck „Macht“ und selbst „Großmacht“ für „Land“ substituirt.

Damit der Grundgedanke dieser unklaren Speculationen sich zu einer Theorie verarbeiten ließe, wäre es nöthig daß bestimmte Erfordernisse aufgezählt werden könnten durch welche ein „geographisches Gebiet“ geeignet wird gerade ein „Statsgebiet“ zu sein. Es läßt sich zeigen daß es keine solchen bestimmten Erfordernisse gibt. Schon der Begriff eines geographischen Gebietes ist ein ganz unklarer und unbestimmter. Betrachten wir die Beschaffenheit der Erdoberfläche, so unterscheiden wir Land und Wasser, Höhen und Tiefen, verschiedene Bestandtheile des Bodens, verschiedene geologische Alters- und Lagerungsverhältnisse, verschiedene Klimate, verschiedene Floren und Faunen, verschiedene menschliche Bewohner, — endlich verschiedene Staten zu denen sich diese letzteren geeint, und von denen jeder ein besonderes Gebiet hat, auf welchem er, um ein Stat zu sein, suverän sein muß. Nach jeder dieser verschiedenen Erscheinungen theilt sich die Erdoberfläche in gewisse mehr oder minder bestimmt begrenzte und charakterisirte Gebiete. So unterscheiden wir nach den Grenzen von Wasser und Land die Oceane, die Welttheile; in diesen die Seen, in jenen die Inseln. Wir unterscheiden Wasserbecken und Flußgebiete; — wir unterscheiden Gebirgssysteme, Hochländer, Tiefländer; — wir unterscheiden petrographische und geologische Formationen; — wir unterscheiden Waldländer, Grasfluren, Steppen, Wüsten, Verbreitungsbezirke und Höhenregionen einzelner Pflanzen wie ganzer Pflanzengeschlechter und Familien; — wir unterscheiden ähnliche Räume für die Verbreitung der Thiere; — wir unterscheiden endlich die Wohnsitze verschiedener Menschenracen, und die Gebiete

der suveränen Rechts= und Machtgemeinschaften zu denen diese Racen sich hier verbunden dort getheilt haben. Indem wir aber die so verschiedentlich gekennzeichneten Räume mit einander vergleichen, finden wir daß sie sich auf das mannigfachste durchkreuzen. Gebirgsketten setzen sich fort unter dem Meere, und ihre Gipfel erscheinen als Inselreihen über dem Wasser. Ausgedehnte Felsgebilde und geologische Formationen decken zur Hälfte weite Ländergebiete, und schießen zur anderen Hälfte unter die Wasserflächen der Meere und Seen. Ströme und ihre Nebenflüsse brechen quer durch Gebirgsketten, und rinnen über die verschiedensten mineralischen und geologischen Gebilde. Von allen diesen Umständen zwar beeinflußt, im allgemeinen aber doch durch die mathematischen und astronomischen Verhältnisse des Erdkörpers bestimmt, laufen die klimatischen Zonen nnd Regionen über alle diese Verschiedenheiten der Erdoberfläche hinweg. Alle diese Thatsachen werden ferner zu Bedingungen für die Vertheilung der Pflanzen, deren Gebiete, zwar an Klima, Boden, Höhe und Tiefe gebunden, dennoch schon darum weil die sie bedingenden Verhältnisse sich kreuzen, von den Grenzen keiner einzelnen Classe derselben abhängig sein können. Flüsse, Winde, Thiere bringen den Samen in andere Räume, auf anderen Boden, in andere klimatische Verhältnisse als in denen der ursprüngliche Standort ihrer Arten gelegen, und indem die so verpflanzten Gewächse sich unter den neuen Verhältnissen zu erhalten streben, entstehen Varietäten und Arten von denen später wieder andere Verhältnisse gekreuzt werden. Das Thierreich, beweglicher und vom Boden minder abhängig als die Pflanzenwelt, zieht noch freier seine Lebenskreise durch dieses Gewebe von Naturbedingungen. Abhängig von Klima und Nahrung, hat es sich in

die Verhältnisse der Erdoberfläche hinein entwickelt; noch mehr aber als die Wanderungen der Pflanzen spielen die der Thiere eine Rolle in der Bildungsgeschichte der Erdoberfläche, und mit neuer Heimath bilden sich neue Racen und Arten.

Auf der Grundlage aller dieser Thatsachen und Verhältnisse endlich, baut sich das menschliche Leben auf; zuerst nach seiner leiblichen Natur, dann mit seinen geistigen Schöpfungen und nach seinen geistigen Bedürfnissen. Sich dem Sklavenstande der thierischen Natur entwindend, — freier als das Thier in der Gesammtheit wenn auch nicht in jeder einzelnen seiner Bewegungen, — in vielen Beziehungen zur Herrschaft über die Natur befähigt und die Natur seinen Zwecken dienstbar machend, ist der Mensch am allerwenigsten an Ort, Raum und bestimmte Naturbedingungen gebunden. Wie auch die Entstehung der Racen und Sprachen mit ursprünglichen Wohnsitzen der Menschen zusammenhangen mag, — wenige Völker oder Völkertrümmer, wenn irgend welche, wohnen noch da wo die Wiege ihres Dasein gestanden. Schon die Wanderungen welche die Geschichte kennt, oder welche sich durch Sprache und Tradition nachweisen lassen, sind hinreichend diesen Satz zu begründen. Die mächtigsten Racen und Völker, und einige andere die sich durch Wandertrieb und Zähigkeit des Charakters auszeichnen, sind über die Erde verbreitet. Im vorigen Capitel haben wir geschildert, wie von einer und der nämlichen Race verschiedene Zweige verschiedenen Culturformen anheimgefallen sind. Entweder ist diese Verschiedenheit der Cultur die Folge der verschiedenen Wohnsitze, oder die Wahl der Wohnsitze ist eine Folge der Culturverschiedenheit. Steppen und Wüsten haben Nomaden erzeugt, und Nomaden lieben Steppen und Wüsten, und ziehen sie den fruchtbareren

Räumen vor in welchen der Mensch auf feste Wohnsitze angewiesen ist. So können Zweige eines und desselben Stammes in geographischen Gebieten des verschiedensten Charakters wohnen. Kurz das menschliche Leben kreuzt am allermeisten alle die Gebiete welche wir für die verschiedenen Classen von Naturerscheinungen unterscheiden müssen.

Einen abgeschmackten Gedanken möchte man es nach allem dem nennen, daß das höchste Gebilde auf der Oberfläche dieser Erde, — der Stat, an von der Natur vorgezeichnete Gebiete gebunden sein sollte. Dieser armselige Einfall von Schulmeistern denen die Veränderlichkeit der politischen Grenzen auf ihrer Landkarte unbequem fällt, ist widerlegt durch die Art wie sich alle Verhältnisse der physischen Geographie kreuzen. Er ist widerlegt durch die physische und politische Geschichte der Menschheit; und er würde, wenn er nicht widerlegt wäre, verdammt sein durch die Ziele der Culturgeschichte, welche nur auf dem Wege der mannigfachsten Kreuzung und Durchdringung erreicht werden.

Um dieß in voller Deutlichkeit einzusehen, braucht man sich nur einen Stat zu denken wie er das Ideal gewisser Theoretiker sein mag. Er habe eine Bevölkerung die aus einer einzigen ungemischten Race mit einer einzigen ungemischten Sprache besteht. Diese Bevölkerung enthalte die Race vollständig, so daß kein Stamm oder Zweig derselben anderwärts zu treffen sei und die Sprache nirgends auswärts gesprochen werde. Diese Race habe für sich ihre eigene Religion und Kirche, zu der sonst Niemand gehöre und innerhalb deren ein Schisma unbekannt sei. Das Statsgebiet sei rund von Gebirgen umgeben. Seine Gewässer sammeln sich in ein einziges großes Stromgebiet. Quelle und Mündung mit angren-

zender Meeresküste gehören dem einen State, so daß er die Herrschaft über den Strom mit keinem anderen zu theilen braucht. Der Boden dieses hydrographischen Beckens sei durchweg von eigener Beschaffenheit. An der Grenze des States wechsele auch das Gestein. Der ganze Stat stehe auf Granit und an seiner Grenze beginne der Kalkstein oder umgekehrt. Flora und Fauna seien eben so eigenthümlich und scharf abgegrenzt. Bis an die Grenze herrsche die Eiche und an der Grenze beginne die Tanne oder umgekehrt. Endlich habe auch das Klima seinen besonderen Charakter der das Land von den Nachbarländern unterscheidet.

Wenn eine solche Bildung möglich wäre: wäre sie nicht der Stat wie er nach dem Ideale gewisser Theoretiker sein soll? — So scheint es! — Wir aber würden zu der übrigen Menschheit sagen: Auf! Fallt darüber her und zerstört ihn, und rottet das Volk aus welches sich herausnimmt in diesem Grade etwas Appartes sein und etwas Appartes für sich haben zu wollen! Ein solches Ding wäre absolut culturwidrig, und es müßte eher verboten sein einen solchen Raum — das wahre „natürliche Land" — zu bewohnen, als daß es erlaubt sein dürfte genau nach den Grenzen desselben einen Stat zu bilden. Die Theilung zwischen verschiedenen Nachbarstaten würde das sein was allein den Interessen der Menschheit entspräche. —

Aus der bisherigen Betrachtung des ganzen Gegenstandes ergibt sich von selbst, welchen eingeschränkten Sinn die Forderung natürlicher Grenzen nur haben kann. Natürliche Grenzen in dem Sinne als ob die Natur gesagt hätte: bis hieher soll dieser Stat reichen und da soll der andere beginnen — solche Grenzen gibt es nicht und soll es nicht geben.

Solche Grenzen gibt es nicht, schon darum nicht weil die bestimmenden Naturscheiden nicht auf die gleiche Linie zusammentreffen. Die Wasserscheide ist nur in den seltensten Fällen der Gebirgsrücken. Mit den Grenzen der Formationen haben beide nichts zu thun, und der Unterschied des Gesammtcharakters eines Alpenlandes von den Ebenen am beiderseitigen Fuße ist größer als der zwischen seinen beiderseitigen Abdachungen. Die verschiedenen Linien welche zur Bestimmung von Naturgrenzen der Staten verwendet werden könnten, laufen theils neben einander her, theils kreuzen sie sich, so daß kein Gesammtergebniß daraus abgenommen werden kann. Wenn ein Stat eine natürliche Grenze verlangt, so meint er auch damit etwas ganz anderes als was jene doctrinären Reformatoren der Landkarte im Sinne haben, welche darauf ausgehen dieselben stabil zu machen. Ein Stat meint damit eine Grenze nach dem bestimmten Naturverhältniß, welches zu dieser bestimmten Zeit, unter diesen bestimmten Verhältnissen, an dieser bestimmten Stelle seinen Interessen, und vor Allem seinen Machtbedürfnissen entspricht, und darum für ihn gerade jetzt an dieser Stelle die natürliche und zweckmäßige ist. An dem einen Orte und zu der einen Zeit kann dies ein Fluß, an einem anderen Orte und zu einer anderen Zeit ein Gebirg sein. Ein See, ein Meerestheil, kann hier trennend dort verbindend wirken, und in dem einen Falle kann darum eine Küstenlinie als natürliche Grenzen gelten im anderen nicht. Die Theorie daß die Meere und die Gebirgszüge natürliche Grenzen seien, weiß Frankreich mit dem Besitze Algiers wie mit dem des Elsaß zu verbinden. Doctrinär und mit wenig Bezug auf praktische Anwendung ist die Theorie von den natürlichen Ländern und Grenzen von den Deutschen, — mit

Freiheit und praktischer Klugheit von den Franzosen vorgetragen worden. Wir, die wir nichts erobern wollten, stellten fremden Anmaßungen ein dummes System gegenüber; die Franzosen, denen es um Gebietserwerbungen oder andere Zwecke zu thun war und zu thun ist, machten und machen sich Theorien nach ihrem Bedürfniß und wechseln damit je nach Umständen. In einer der vielen officiellen Flugschriften welche in den letzten Jahren in Paris gedruckt worden sind, ist die französische Theorie der natürlichen Grenzen so vorgetragen wie sie den heutigen Interessen Frankreichs zu entsprechen scheint*). Ein andermal werden wir sie anders zu lesen bekommen. Das Wahre und Unveränderliche an der Sache ist aber, daß jeder Stat nach den Grenzen strebt die ihm unter gegebenen Verhältnissen die vortheilhaftesten zu sein scheinen. Lassen wir also die Theorie von den natürlichen Grenzen fallen, durch welche keine Nation die andere täuschen wird. Gestehen wir uns gegenseitig — die verschiedenen Nationen einander — daß für jeden Stat die natürlichen Grenzen da sind wo seine Territorialinteressen aufhören. Nach den Grenzen die ein Stat braucht oder zu brauchen glaubt, wird er zu allen Zeiten streben. Ob er sie erreicht, ist für ihn und Andere eine Machtfrage.

*) Le Rhin et la Vistule. Paris 1861. Die Lehre von den natürlichen Flußgrenzen ist in dieser Flugschrift widerlegt, die von den natürlichen Gebirgsgrenzen substituirt. Der Rhein sei eine natürliche Grenze Frankreichs? welche veraltete Ansicht! In unserer Zeit trennen die Flüsse nicht: sie verbinden! Die Gebirge sind es welche trennen! Auf ihren Gipfeln geht eine wahrhaftige Theilung vor sich: hier Frankreich, da Italien! — das ist die dermalige Form welche in Frankreich die Lehre von den natürlichen Grenzen angenommen hat.

Elftes Capitel.

Die territorialen Bedingungen des politischen Lebens.

Wir sind mit dem Vorigen überhaupt auf die geographischen und topographischen Grundlagen des States gekommen. Von diesen Grundlagen ist die Politik in doppelter Weise abhängig: — quantitativ und qualitativ, indem durch dieselben theils unmittelbar die Macht der Staten bestimmt, theils der culturhistorische Geist und Charakter derselben bedingt wird welcher seinerseits wieder ein wesentliches Machtelement bildet. Wie in der Gesellschaft der einzelnen Menschen alle Unterschiede zuletzt zu Unterschieden der persönlichen Macht werden, so in der Gesellschaft der Staten alle Verschiedenheiten, also auch die durch die Territorialverhältnisse bedingten, zu nationalen Machtunterschieden. Nicht nur durch seine materiellen Offensiv- und Defensivmittel, sondern auch durch den Geist, den Charakter und die Bildung der Nation ist die Macht eines States bestimmt. Alle diese Machtelemente aber sind von der Größe, Lage, Gestalt und Beschaffenheit seines Gebietes abhängig.

Die Größe eines Statsgebietes ist weder unter allen Umständen ein Vortheil, noch unter allen Umständen ein Nachtheil. Ist das große Gebiet gut bewohnt, so bildet es die Grundlage der Einwohnerzahl, in welcher die unmittelbar wirkende Kraft des States enthalten ist. Ist es schlecht oder stellenweise gar nicht bewohnt, so sind die entfernten Punkte schwer zu vertheidigen aber auch nicht leicht mit Erfolg anzugreifen. Viel wird dabei auf die Culturstufe, die Culturform und den Charakter des Volkes ankommen. Ein minder civilisirtes Volk, dessen unbewegliches Eigenthum und dessen

am Boden haftendes Nationalvermögen noch wenig entwickelt ist, hat im Besitz eines ausgedehnten Territoriums ein mächtiges Defensivmittel, da es ihm dadurch leicht wird sich vor einem eindringenden Feinde zurückzuziehen, das preiszugeben was sich nicht retten läßt, im Zurückziehen sich zu sammeln, und endlich mit einiger Freiheit Zeit und Ort zu einem wirksamen Widerstande zu wählen. Auch bei höherer Cultur eines Landes wird einem opferwilligen Patriotismus und ausdauerndem Heldenmuthe auf einem ausgedehnten Gebiete der Widerstand leichter. Im Verhältniß der Größe des Ganzen kann der Theil größere Opfer bringen, mit größerer Wahrscheinlichkeit daß sie nicht vergeblich gebracht und daß sie später wieder ersetzt werden. Rußland und Amerika befinden sich in einer oder der anderen Beziehung in dieser vortheilhaften Lage, und geringschätzig auf ihre Macht herabzusehen, wie es von politischen Doctrinärs neuerdings geschehen, weil bisher das letzte nur eine geringe Offensivkraft zu entwickeln berufen war, das erste jetzt durch innere Schwierigkeiten gelähmt scheint, ist gedankenlos. Ein großer Körper übt schon durch sein bloßes Dasein, dadurch daß er einen Raum einnimmt und nicht aus dem Wege geht, eine große Macht aus. Es ist unsere Sache darauf zu achten daß wir uns nicht daran stoßen. Er stößt uns vielleicht nicht, aber unser Schade ist es wenn wir ihn stoßen. Ein großer Theil des Respectes welchen trotz jenen Doctrinen die Welt instinctmäßig vor Rußland und den Vereinigten Staten fühlt, vor beiden selbst im Augenblick innerer Zerrüttung, beruht auf diesem Verhältnisse. Armuth wie Reichthum kann unter Umständen einem sehr ausgedehnten Statsgebiete defensiv zu Nutzen kommen. Ist es reich, so besitzt es in sich selbst die Hilfsquellen durch

welche es in den Stand gesetzt wird das in seinen äußeren Theilen gelegene Nationalvermögen preiszugeben und später wiederherzustellen; — ist es arm, so wird der Mangel einen eindringenden Feind in den meisten Fällen härter treffen als die Einwohner. Nur wenn an den äußersten Grenzen eines großen Statsgebietes ganz besonders werthvolle Dinge dem feindlichen Angriffe ausgesetzt sind, Dinge die schwer zu vertheidigen und deren Vertheidigung doch durch die wichtigsten Interessen geboten ist, wird das große Gebiet zur Last für eine ungenügende Bevölkerung. In solchen Fällen kann ein Territorialverlust, in so fern er zu einer Concentration der Statskräfte führt, zu einem Gewinne werden. Er läßt sich der Beschneidung eines schwächlichen Baumes vergleichen, welcher später, nach erfolgter Sammlung neuer Kräfte, auch neue Schossen und Zweige treiben mag. Die Frage ist einzig ob im Volke dazu die Kraft liegt. Die mexikanischen Provinzen welche in die Gewalt der Vereinigten Staten gekommen sind, — Texas, Neumexiko, Theile von Sonora und das ganze Obercalifornien — waren weit entlegen, schlecht bevölkert, schwer zu vertheidigen und doch äußerst werthvoll. Der beste Theil ihrer Bevölkerung hat sich, ihre Besitzungen theilweise zurücklassend, bei der Eroberung nach dem inneren Mexiko zurückgezogen. Die Bevölkerung und Kraft Mexiko's wurde dadurch in hohem Grade zusammengedrängt. Ungleich besser als vorher hätte sie nun im Stande sein müssen einer fremden Invasion Widerstand zu leisten. Allein die Verluste haben nicht die heilsame Wirkung gehabt welche bei einer tauglicheren Nation hätte eingetreten sein müssen, und Wunder in der That müßten vorgehen ehe Mexiko die Kraft entwickelte die verlorenen Gebietstheile wieder zu erobern.

Wie Territorialverluste, so sind auch Territorialerwerbungen je nach den Umständen ganz verschieden zu beurtheilen. Eine sehr belehrende Erwägung, den zweideutigen Gewinn einer Erwerbung deutschen Gebietes auf dem linken Rheinufer betreffend, hat eine von uns schon erwähnte officielle französische Flugschrift enthalten*), in welcher das Bekenntniß abgelegt wird daß eine zu große Verstärkung durch das deutsche Element für Frankreich Nachtheile haben könnte, die den Vortheil der Gebietserweiterung aufwiegen. Frankreich, so wurde in jener Flugschrift ausgesprochen, verdanke seinen bewunderungswürdigen Zusammenhalt verschiedenen Ursachen, unter denen das glückliche Verhältniß der Elemente welche zur Bildung seiner Bevölkerung beigetragen haben, den ersten Rang einnehme. Frankreich möge sich hüten das glückliche Gleichgewicht dieser Elemente zu zerstören. Es verhalte sich mit den Nationen wie mit den Metallen, bei deren Legirungen es nicht bloß auf die Qualitäten sondern auch auf die Proportionen ankomme. Der Elsasser sei jetzt ein guter Franzose. Aber man nehme an, es werden dieser Million französirter Deutschen welche nicht fähig sind ihre Autonomie zu verlangen, drei oder vier Millionen germanisch gebliebener Deutschen hinzugefügt: würden die Elsasser nicht mit diesen gemeinsame Sache machen und alle mit einander sich zum deutschen Mutterlande gezogen fühlen? — Diese Reflexionen wurden in einer officiellen französischen Schrift vorgetragen, und wenn sie auch momentan dem Zwecke dienen sollten Deutschland zu beruhigen, so sind sie darum schwerlich minder aufrichtig gewesen. Die Sache verhält sich wirklich so. Ganz

*) Le Rhin et la Vistule.

im Allgemeinen genommen kann ein Reich durch Territorialvergrößerungen die Menge der verschiedenartigen Volkselemente so stark vermehren, daß es dadurch seinen Untergang bereitet. Es fragt sich also wie ein möglicher Territorialzuwachs beschaffen ist, welche und wie viele Menschen darauf sind, und welche Wirkung ihre Einmischung in den Stoff haben wird aus dem der Stat zusammengesetzt ist.

Bei alledem behält der Territorialbesitz ganz für sich allein, als bloße geographische und topographische Thatsache, ganz abgesehen von den Menschen, seine fundamentale Bedeutung. Der bloße Umstand daß ein Stat diese oder jene räumliche Position inne hat, sei es auch nur damit sie ein anderer Stat nicht innehaben oder nicht ohne Friedensbruch einnehmen könne, vermag über die wichtigsten politischen Verhältnisse zu entscheiden.

Neben der Größe ist also auch die geometrische Gestalt des Statsgebietes von großer Wichtigkeit. Im Allgemeinen ist klar daß unter dem Gesichtspunkte der Vertheidigung und Ueberwachung, also vom Standpunkte der reinen Defensivpolitik, die kürzeste Grenzlinie im Verhältniß zum Flächenraume die vortheilhafteste ist. Geschlossene Statskörper deren Grenzlinien sich der Kreisform nähern, werden also in dieser geometrisch-defensiven Beziehung die stärksten sein, und der Vortheil wird mit der Größe zunehmen. Solange nicht besondere Umstände und aggressive Zwecke in's Spiel kommen, wird deßhalb die „Abrundung" des Territoriums ein allgemeines Ziel der Politik der Staten sein. Gestalten wie die der Republik Chili, des States Californien, des Königreichs Preußen, gehören zu den ungünstigsten, und würden, wenn nicht Chili durch seine Abgelegenheit, Califor-

nien aber und Preußen als Glieder größerer föderativer Körper gesichert wären, durchaus unhaltbar sein. Hat Preußen ein Recht sich als unabhängigen europäischen Stat hinzustellen, so ist auch die preußische Politik einer Abrundung durch Erwerbung oder Unterwerfung der dazu erforderlichen kleineren deutschen Staten gerechtfertigt. Aus dem deutschen Bunde losgelöst, ist in territorialer Beziehung das jetzige Preußen nicht zu behaupten. Bei dem ersten Kriege müßte es entweder in Stücken gehen, oder es würde durch den Krieg sein Gebiet ergänzen und abrunden. Allerdings aber verlieren diese Territorialinteressen ihre Wichtigkeit für einen Stat der seine Sicherheit wesentlich in seiner Verbindung mit einem größeren föderativen Körper zu suchen hat. Das Territorium hat diese hohe Wichtigkeit nur als Träger voller Suveränetät, und wo die Suveränetät, wie in jeder Bundesgenossenschaft, für das einzelne Glied nicht vollständig ist, tritt auch die Wichtigkeit der Gestalt des besonderen Territoriums zurück. Das Territorium ist ein Besonderes aber die höchste Territorialhoheit ist eine gemeinsame, woraus die Solidarität der Vertheidigung entspringt. Die Form und Beschaffenheit der Grenzen innerhalb einer Bundesgenossenschaft ist ziemlich gleichgiltig; ja selbst die Größe verliert ihre Bedeutung, wie die Schweiz und Nordamerika zeigen.

Eine reine Defensivpolitik ist indessen unmöglich, schon weil ohne Angriff keine Vertheidigung gedacht werden kann. Es gibt keine reine Defensivpolitik und es gibt keine bloß mathematische Grenzlinie. Die strategische Natur des Bodens, der nationalökonomische Werth einzelner Räume und Oertlichkeiten, die politische Wichtigkeit eines Besitzes welcher aggressiven Absichten dienen soll, die Unentbehrlichkeit eines

vorgeschobenen Postens für den politischen Einfluß, die Nothwendigkeit auf bestimmte Elemente der Bevölkerung und deren Wohnsitze, oder auf bestimmte unentbehrliche Erzeugnisse Rücksicht zu nehmen: — alle diese Beweggründe können zu den größten Abweichungen von einer im allgemeinen wünschenswerthen Geschlossenheit und Abrundung des Territoriums führen, und können eine höchst unregelmäßige Grenzlinie, ja sogar abgesonderte Gebietstheile und auswärtige Besitzungen nöthig machen.

So haben wir es eigentlich hier noch einmal mit den natürlichen Grenzen zu thun, und es stellt sich hier erst der wahre Sinn dieses Begriffes klar heraus. Natürliche Grenzen sind die welche der Natur des bestimmten States und seiner Bedürfnisse entsprechen. Die natürliche Grenze eines States ist die deren er bedarf um in seinem natürlichen Macht- und Sicherheitsbedürfniß befriedigt zu sein; und da für dieses Bedürfniß jeder Stat selbst als der alleinige Kenner gelten muß, so kann auch jeder Stat allein entscheiden was er als seine natürlichen Grenzen betrachtet, woraus nicht folgt daß er sie durchaus haben müsse.

Aus allen diesen Bestimmungsgründen geht eine förmliche Strategie der Territorialpolitik hervor, für die sich, wenn damit für den praktischen Fall etwas gedient wäre, zwar gewisse ganz allgemeine Regeln angeben lassen würden, die in ihren einzelnen Fällen aber so mannigfaltig ist wie die Stellung der Staten in der Weltgeschichte. Der Sinn für diese Art von Strategie ist eine der wichtigsten Eigenschaften des Statsmannes; denn in manchen Beziehungen hat sich die ganze Politik nach den daraus hervorgehenden

Erwägungen zu richten, die sich unmittelbar auf das allgemeine Schicksal des States beziehen.

In Bezug auf die natürliche Beschaffenheit des Statsgebietes muß es für die Territorialpolitik der leitende Gedanke sein, daß der Stat durch mannigfaltigen Reichthum und vielartige Productivität seines Gebietes und seiner Besitzungen von anderen Staten unabhängig sein könne, vor Allem in den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen und Wehrmitteln. Daß die Ausdehnung des Gebietes in dieser Hinsicht zu einem Vortheil wird ist klar, indem mit derselben eine Erstreckung über mannigfaltigere Bodengestaltungen, Klimate, Standorte und Fundorte gegeben ist. Die Beschränkung auf sich selbst soll dabei freilich nicht als wesentliche Voraussetzung gelten. Im Gegentheile: die Voraussetzung der Territorialpolitik kann in unserer Zeit nur der freie Austausch der Güter zwischen den verschiedenen Gegenden der Erde sein, und der Gedanke andere Länder entbehren zu können um sich des Austausches der Erzeugnisse mit ihnen zu enthalten, läuft gegen die allgemeinen Interessen der Menschheit. Ohne allen Zweifel ist es sogar das Recht einer Nation sich den freien Verkehr mit einer anderen zu erzwingen. Jedes Erzeugniß der Natur oder des Gewerbfleißes wird irgendwo am vorzüglichsten oder am wohlfeilsten gefunden; ganz abgesehen davon daß es Dinge gibt die überhaupt nur aus gewissen Ländern bezogen werden können. Es ist ein natürliches Recht aller Menschen, daß durch den Austausch der Güter Alle in den Stand gesetzt werden an dem allgemeinen Vermögen der Menschheit theilzunehmen, und sich dabei die Gunst der Bedingungen zu verschaffen welche ein freier Verkehr darbietet. Das ist der richtige allgemeine Gedanke

welcher dem Systeme des Freihandels zum Grunde liegt. Aber es wäre sehr voreilig daraus den Schluß zu ziehen, daß die nationalökonomische Unabhängigkeit als Gesichtspunkt der Territorial- und Handelspolitik nur soviel wie die Erhaltung der Zahlungsfähigkeit durch eine günstige Bilanz bedeute. Die Vortheile des Handels bedeuten nichts für eine blockirte Küste. Da kann der Fall eintreten daß die kostbarsten Producte werthlos sind weil man sie nicht essen kann. Ein kleines Gebirgsland kann durch eine Grenzsperre auf das Aeußerste bedrängt werden. Was es bedeutet im Kriege kein Material zum Schießpulver zu haben, hat die Erfahrung gelehrt. Kein Brennmaterial für Dampfschiffe und Locomotiven zu besitzen, würde in unserer Zeit ebenfalls sehr nachtheilige Folgen haben können. So unvorsichtig darf sich also kein Stat auf seinen auswärtigen Handel verlassen daß er sich im Kriegsfalle dem Mangel der nöthigsten Dinge aussetzt; und je mannigfaltiger und reicher abgesehen von der Größe das Gebiet eines States ist, desto weniger droht ihm diese Gefahr. Dies sind Gesichtspunkte welche bei Erwerbungen, Abtretungen und Austauschen von Gebietstheilen, und bei Anstrengungen welche für ihre Behauptung zu machen sind, nicht aus den Augen verloren werden dürfen. Aber auch durch ihren Einfluß auf die Gewerbthätigkeit und die Belebung des inneren Handels und Verkehres, durch welchen Bildung und Nationalreichthum erzeugt werden, ist die Mannigfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit, des Klimas und der Naturerzeugnisse von hohem Werthe für einen Stat. Nicht mit Unrecht hat man einen Theil der Gründe der Ueberlegenheit der europäischen Nationen und Staten über die Völker und Reiche anderer Welttheile in der Mannigfaltigkeit der europäischen

Bodengestaltung und anderer Naturverhältnisse unseres Welttheils suchen zu müssen geglaubt, obschon eben diese in's Kleine gehenden geographischen Verhältnisse auch einen wesentlichen Theil europäischer Kleinstaterei und Kleinigkeitskrämerei verschuldet haben, in welchen im Verhältniß zu Rußland und Amerika eine Schwäche Europa's beruht.

Da die Erdoberfläche ihre gegebenen physisch-geographischen Verhältnisse hat, so hängt die Beschaffenheit eines Statsgebietes von seiner Lage ab. Diese entscheidet darüber welche physisch-geographischen Gegenstände und Beschaffenheiten sich in seinem Gebiete eingeschlossen finden, und ein ganzer Theil der Geschichte und des Charakters eines States ist einfache Folge seiner geographischen Länge und Breite. Ob am Meere oder im Innern eines Continentes; ob in der gemäßigten, kalten oder der heißen Zone; ob wasserreich oder wasserarm, fruchtbar oder unfruchtbar: diese und andere Verhältnisse, deren fundamentale Wichtigkeit jedem Verstande einleuchtet, entscheiden sich durch den bestimmten Raum auf der Erdoberfläche welchen ein Stat einnimmt. Es handelt sich dabei indessen keinesweges nur um das Verhältniß zur Natur. Nicht minder als diese entscheidet die Lage der Staten gegen einander über ihr Schicksal und ihre Geschichte.

Ein Stat für sich allein könnte selbst bei den vortrefflichsten inneren Einrichtungen und dem glücklichsten Volksleben den höheren sittlichen Bedürfnissen der Nation die ihn darstellt nicht genügen. Ein Stat bedarf einer ebenbürtigen politischen Welt außer sich der er sich gegenüberstellen, an der er sich seines eigenen Geistes bewußt werden, an der er seine eigene Kraft erproben kann. Ein Stat allein kann so wenig

die Bestimmung des States erfüllen wie ein menschliches Individuum allein die Bestimmung des Menschen. Höhere politische Cultur entwickelt sich nur in einem Systeme von Staten unter welchen geistige und materielle, historische und geographische Gegensätze bestehen, und die durch ihre benachbarte Lage dennoch auf-einander angewiesen sind. Die Frage welche räumliche Stelle ein Stat in einer Gesellschaft von Staten einnimmt, hat also eine hohe Wichtigkeit, und es gibt einige allgemeine Verhältnisse nach welchen sich der Werth dieser Stelle beurtheilen läßt.

Zu einem Statensysteme, d. h. zu einer Gruppe von Staten welche zu einer in sich geschlossenen Wechselwirkung unter einander befähigt sind, gehören mindestens drei: — zwei welche einen ersten Gegensatz bilden, und ein dritter der sich vermittelnd dazwischen schiebt. Größere Statensysteme wiederholen diese Anordnung in mehreren Richtungen, oder schieben zwischen die Extreme und ihre Mitte abermals Zwischenglieder ein; und wo eine dieser durch die Logik und Geometrie des Ganzen bedingten Bildungen nicht vorhanden ist, da ist wenigstens eine bleibende Tendenz dazu vorhanden, welche dann auch schon die Stelle einer politischen Macht einnimmt, und, in so fern sie ihren bestimmten Sitz hat, auf die räumliche Geltung der wirklich vorhandenen Glieder des Systemes einwirkt. Ein Beispiel haben wir in den gemeinsamen Interessen der reindeutschen Staten zwischen Oesterreich und Preußen innerhalb des deutschen Bundes. Sie stellen die Anlage zur Bildung einer dritten deutschen Macht dar, welche fast wirkt als ob diese Macht schon vorhanden wäre und dem Wechselverhältniß Oesterreichs und Preußens wichtige neue Beziehungen hinzufügt.

Die einfachste Form der zur Darstellung eines Staten-systemes mindestens erforderlichen Dreiheit ist die in gerader Linie, wo dann das mittlere Glied zugleich die nämliche Rolle für eine zweite die erste kreuzende Richtung spielen kann, und damit zum Mittelpunkte eines größeren Ganzen wird. In der einfachsten Form liegt auf diese Weise zugleich die Anlage zu den mannigfaltigsten Verhältnissen, und zu viel reicheren Lebensbeziehungen als die sind welche sich aus einer triangulären Anordnung ergeben.

Nach diesen Verhältnissen schätzt sich der Werth der gegenseitigen räumlichen Lage der Staten in einem Staten-systeme. Ob ein Stat im Mittelpunkte eines Systemes, — ob er an einem Ende desselben, — ob er zwischen der Mitte und einem Ende, oder zwischen zweien der äußersten Glieder seitwärts von der Mitte liegt: — jeder dieser Fälle hat seine Folgen für seine Verhältnisse zu allen übrigen, und unterwirft sogar den Geist des gesellschaftlichen Lebens bestimmten unvermeidlichen Formen der Abhängigkeit des einen States von dem anderen. Ob ein Stat östlich oder westlich, südlich oder nördlich von einem anderen gelegen ist, bringt neue und wichtige Bestimmungsgründe in seine Verhältnisse zu diesem und zu den übrigen Gliedern eines Systemes. Es ist damit über geistige Machtelemente entschieden welche wir im Folgenden näher betrachten wollen. Ein geistiges Princip aber, am einen Ende eines Statensystemes entwickelt, muß am entgegengesetzten darauf hinwirken das umgekehrte hervorzurufen oder zu stärken und zu entwickeln; und die räumliche Mitte zwischen beiden ist entweder verurtheilt der Schauplatz des Kampfes zwischen ihnen zu werden, oder gezwungen auch die geistige

Vermittlung zu übernehmen, und ein innerlich versöhnendes oder äußerlich neutralisirendes Drittes hinzustellen.

Wir werden weiter unten sehen welche entscheidenden Folgen aus diesen Bedingungen der räumlichen Lage für die Geschichte und Politik der Gegenwart hervorgehen. Vorher müssen wir jedoch den Zusammenhang entwickeln in welchem die politische Macht mit den die Gesellschaft beherrschenden Culturformen und Culturrichtungen steht.

Zwölftes Capitel.

Die culturhistorischen Bedingungen der Politik.

Der Stat ist nicht, wie von gewisser Seite behauptet worden ist, eine Anstalt zu Beförderung der Bildung. Er ist sowenig eine Schulstube wie eine Kirche oder eine Kaserne. Der Stat ist eine suveräne Macht- und Rechtsgemeinschaft, deren gesondertes Dasein nach den Bedingungen der zeitlichen und örtlichen Möglichkeit ihr oberster Zweck ist. Gewisse Formen, Stufen und Richtungen der Bildung können ihm dabei behilflich, aber auch in hohem Grade hinderlich sein. Wissen, hat man gesagt, ist Macht, — aber die Vielwisserei kann einen Stat zu Grunde richten. Dem Gedanken gebührt die Herrschaft, er muß aber der rechte Gedanke sein. Die Kunst mildert die Sitten und hilft die inneren Zustände der Statsgesellschaften veredeln, — aber die Erfahrung zeigt daß sie eben so sehr den öffentlichen Geist entnerven und verdrehen kann. Ein ungebührliches Vorherrschen ästhetischer Bildung ist ein großes Uebel für einen Stat, eben so sehr wie ein ungebührliches Vorherrschen des philosophischen Denkens.

Ein Volk von Philosophen, Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Aesthetikern würde treffliche Schulmeister für andere Nationen abgeben die im Besitze politischer Macht sind, — einen mächtigen Stat für sich selbst würde es nicht zu gründen oder zu erhalten vermögen. Es gibt Beispiele in der Geschichte in denen diese Lehre enthalten ist, und das deutsche Volk ist nahe daran gewesen die Zahl der Beispiele zu vermehren. Die eigenthümliche Unfruchtbarkeit und Gehaltlosigkeit der preußischen Politik ist nur ein Ausdruck der unfruchtbaren speculativen Richtung der preußischen Bildung überhaupt. Das ist der „Kerl der speculirt" — wie Mephistopheles sich ausdrückt — und der den Weg aus der dürren Heide nicht herauszufinden weiß. Man müßte das gesammte preußische Erziehungswesen vom State emancipiren und dem Privatleben übergeben, wenn das Uebel schnell und gründlich geheilt werden sollte. Der österreichische Geist ist ein anderer; es läßt sich aber nicht behaupten daß er, weil in ihm die höheren theoretischen Fähigkeiten verkümmert sind, die praktischen um so höher entwickelt habe. Im Gegentheile: — die utilitarische Civilisation, wie man sie in England und Amerika versteht, liegt dem österreichischen Volkscharakter in allen seinen Elementen noch ferner als dem preußischen. Hat der Oesterreicher gewiß nicht zuviel gedacht, so hat er ganz gewiß auch nicht zuviel gemacht; aber er hat desto mehr gelebt, desto mehr genossen. Und wird der Preuße auf der Höhe der Reflexion sich selbst Gegenstand des Denkens, so wird der Oesterreicher sich selbst Gegenstand des Genusses. Er thut was weder dem abstracten Denker noch dem fleißigen und verständigen Praktiker einfällt, — er costümirt sich: — er ist nicht nur lyrisch, musikalisch, sinnlich, — er ist auch

malerisch und melodramatisch. So sehen wir in den beiden deutschen Großstaten in entgegengesetzter Weise eine Einseitigkeit des Bildungscharakters welche beiden in ihrer Art gleich nachtheilig ist. Beide Charakterzüge aber in Verbindung haben Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht. Ganz Deutschland denkt zu viel, empfindet zu viel, genießt zu viel, melodramatisirt zu viel um es zum rechten politischen Charakter zu bringen, — und da man in Deutschland diese Richtungen unseres Volkslebens „Bildung" zu nennen pflegt, so zeigt sich wie schädlich diese unter Umständen für den Stat werden kann.

Nicht sicherer ist man das Bedürfniß des States zu treffen, wenn man, um Einseitigkeiten der Bildung zu vermeiden, sich auf die Allseitigkeit der Bildung als Princip verlegt. Wir haben in einem früheren Capitel den Irrthum eines solchen Strebens*) hervorgehoben; wir haben jedoch dabei vorzugsweise die inneren Bedürfnisse der Statsgesellschaften im Auge gehabt, welche auf Brauchbarkeit für bestimmte Berufe und Stellungen drängen. In der Gesellschaft der Staten unter einander findet aber etwas ähnliches statt. Bildung des Geistes, des Gemüthes, vor Allem aber des Charakters der Menschen braucht jeder Stat; jeder Stat braucht aber eine bestimmte Proportion und eine bestimmte Form in der sich für eine bestimmte Zeit und ihre Bedürfnisse die Bildung in ihm darstellt. Welche diese ist zu verstehen, ist die Aufgabe des Statsmannes wenn er in den Gang der Bildung eingreifen will.

---

*) Man könnte es kurz die Erziehung des „Herrn Mikrokosmus" nennen.

Die Bildungsgeschichte der Menschheit ist ein organischer Entwickelungsproceß in welchem sowohl neben einander im Raume wie nach einander in der Zeit bestimmte Erscheinungen in einer logischen Verbindung auftreten. Es ist die Logik des Gedankens und der Thatsache zugleich welche sich darin darstellt, und in welcher die in der Welt waltende höchste Vernunft sich enthüllt. Für das theoretische Urtheil ist sie ein Zusammmenhang von Ursachen und Wirkungen, für das praktische, welches das der Politik ist, ein Zusammenhang von Mitteln und Zwecken in welchem der einzelne Stat seine Stelle zu suchen hat. Der einzelne Stat, wie bewußt er auch diese Stelle einnehmen mag, ist nur ein nach den Grenzen seiner Territorialsuveränetät herausgeschnittenes Stück des allgemeinen culturgeschichtlichen Organismus. Das Höchste was er erreichen kann, ist daß er dabei weiß was er ist und was er zu thun hat. Der Culturproceß nämlich geht in der doppelten Form vor sich, daß während die Gesetze seiner Bewegung und die Gestaltungen welche er hervorbringt dem menschlichen Geschlechte als Ganzem angehören, jeder einzelne Vorgang und jedes einzelne Ergebniß doch zugleich in die Entwickelung eines Individuums oder einer organisch verbundenen Gruppe von Individuen fällt. So wird jedes Individuum und im weitesten Kreise jeder Stat zum Inhaber und Träger bestimmter historischer Interessen, — zur bewirkenden Kraft bestimmter historischer Vorgänge, — zum Materiale bestimmter historischer Gestaltungen; — und Individuen, Nationen und Staten erhalten den höheren historischen Charakter, werden zu großen Menschen, großen Nationen und politischen Großmächten, wenn sie mit dem was sie für sich selbst sind gerade dem wesentlichen Bedürfnisse der Periode ent-

sprechen und dem geistigen Grundgehalte derselben Form und Ausdruck verleihen. Solche Menschen und solche Nationen können mit Recht repräsentative genannt werden, und mit Recht sind sie nicht bloß die Repräsentanten sondern auch die beherrschenden Mächte ihrer Zeit. Denn in den Erscheinungen der Culturgeschichte ist eine Rangordnung, je nach der Bedeutung die sie für das gesammte menschliche Leben haben, indem sie, aus mehr oder minder tiefen Gründen hervorgehend, mehr oder minder hohen Zielen der Entwickelung entgegenführen; und dieser Rangordnung historischer Interessen muß die Rangordnung der Nationen und Staten entsprechen so gut wie die der Individuen. Es gibt eine culturhistorische Aristokratie der Staten und Völker wie der Menschen. Der Reihe nach bringt die Geschichte Völker und Völkergruppen mit den ihnen angehörigen Statenbildungen in den Vordergrund ihrer Schaubühne, und es ist natürlich daß auch ihr Selbstgefühl dem ausgezeichneten Platze entspricht den sie einnehmen, und der ausgezeichneten Aufgabe die sie zu verrichten haben. Nur die Einbildung auf eine Vergangenheit welcher die Gegenwart nicht entspricht, macht einen beklagenswerthen statt eines achtunggebietenden Eindruckes. Den lebendigen Mächten der Geschichte gegenüber ist ein demokratisches Moralisiren über die Freiheit und Gleichheit der Völker und Staten machtlos und nichtig. Die abstracten Forderungen mit denen im Gebiete des Statsrechtes so wenig anzufangen ist, werden in dem des Völkerrechtes gänzlich sinnlos. Der Stat welcher an der rechten Stelle den rechten Culturgedanken verwirklicht, darf nicht nur herrschen sondern er soll auch herrschen, und er darf nicht nur sondern er soll sich die Elemente unterordnen deren er dazu bedarf.

Das ist es wozu die Staten ihre Macht haben, und das Verständniß ihrer Aufgabe ist es woraus sie im letzten Grunde ihre Macht schöpfen.

Nicht eine bestimmte Form oder Stufe menschlicher Bildung, die wir vielleicht für die beste halten möchten, — nicht diese ist es was Staten zu erstreben haben; — sondern nach Zeit und Ort ihre geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, welche dieselbe auch sein mag und mit welchen Mitteln es geschehen mag: — mit denen der Freiheit oder der Gewalt, mit denen des Friedens oder des Krieges.

So wird es für den leitenden Statsmann unerläßlich daß er sich einen klaren Begriff von der geographischen, historischen und logisch-idealen Bewegung der Cultur macht, nach der er seine Zeit und die Art wie sie mit ihren Forderungen an ihn herantritt zu beurtheilen hat.

Die Schwierigkeiten der Zerlegung eines so verwickelten Organismus wie ihn die Bildungsgeschichte des Menschengeschlechtes darstellt, die Schwierigkeiten der Erkennung seiner Bestandtheile, die Vorliebe für gewisse Theorien die über den Mangel thatsächlicher Kenntniß hinwegführen sollen, die Einseitigkeiten zu denen das menschliche Denken immer geneigt ist, haben Versuche hervorgerufen seine Erscheinungen aus einzelnen Classen von Ursachen herzuleiten; z. B. ausschließlich aus der Natur der Länder, — ausschließlich aus den Anlagen der Racen, — ausschließlich aus den Regierungsformen die man für äußerliche Zufälligkeiten oder für Werke der individuellen Willkühr gehalten, — ausschließlich aus den Religionen die man als von außen hinzukommende Lehrgebäude angesehen. Alle diese Verhältnisse aber sind theils selbst nur Theilerscheinungen von Culturfystemen, theils einzelne Be-

dingungen die mit anderen zusammen ein Ergebniß hervorbringen. Eine ausschließliche Ursächlichkeit kommt keiner derselben zu.

Eine der einseitigsten Arbeiten mit denen neuerdings die Erklärung culturgeschichtlicher Erscheinungen versucht worden ist, haben wir in dem ersten Bande von Buckle's Geschichte der Civilisation in England erhalten. Es wäre ein Uebel wenn sich die Ansichten dieses Engländers, welche mit einem gewissen Glanze realistischen Wissens und sehr viel Anmaßung aufgetreten sind, in der Politik geltend machen könnten. Sie sind oft scharfsinnig aber fast überall einseitig und häufig platt. Die gesellschaftlichen Systeme Indiens, des alten Aegyptens und Persiens, und die ähnlichen Erscheinungen im alten Mexiko, Peru und Centralamerika, läßt der englische Schriftsteller, der sich für einen philosophischen Historiker hält, aus einfachen Ursachen des Klima's und des Bodens hervorgehen. Indem er vom Einfluß physikalischer Gesetze — „the influence of physical laws“ — spricht, welcher überhaupt so große Dinge hervorbringen soll, versteht er darunter den Einfluß von Klima, Nahrung, Boden und landschaftlichem Charakter; die Verschiedenheit physiologischer und psychologischer Anlagen der Racen rechnet er nicht dazu, wahrscheinlich weil er sie selbst für eine Folge jener sogenannten physikalischen Gesetze hält. Aus den äußeren Einflüssen der Natur sind nach ihm „viele der großen und hervorstechenden Unterschiede zwischen den Nationen hervorgegangen die man einer ursprünglichen Verschiedenheit der Race zuzuschreiben pflegt“. Aber wenn dies auch wahr ist, so folgt daraus nicht daß eine ursprüngliche oder ältere Verschiedenheit der Racen, welche den Einflüssen aller jetzt vorhandenen geographischen Bedingungen

vorausgeht, hypothetischer sei als die Annahme, die schwarzen, braunen, gelben und weißen Menschen, aus welchen nach den alten Malereien die ägyptische Bevölkerung bestand, und die unzweifelhaft in jener gesellschaftlichen Ordnung des Landes eine Rolle spielten, seien an Ort und Stelle durch die Einflüsse des Klimas, der Nahrung und des Bodens hervorgegangen *).

---

*) Das ganze sehr umfangreiche zweite Capitel des ersten Bandes von Buckle's History of Civilization in England ist einer sehr gelehrten Untersuchung über den Einfluß der äußeren Natur auf die gesellschaftlichen Zustände gewidmet, worin viele fruchtbare Gesichtspunkte festgestellt sind. Das Buch ist aber gerade in diesem sehr bewunderten Abschnitte dennoch äußerst mangelhaft. Ueberall werden Racenverhältnisse übersehen oder verleugnet, und Naturverhältnisse welche der Theorie nicht entsprechen, werden dieser zu Liebe in gleicher Weise behandelt. Die Fruchtbarkeit des Nilthales allein hätte nach den Ansichten des englischen Theoretikers den Unterschied zwischen der altägyptischen Civilisation und der Barbarei nubischer und sudanischer Negerstämme hervorgebracht, als ob Aegypten die einzige fruchtbare Gegend Afrika's wäre, und als ob die Kasteneintheilung gar nichts mit einer Hierarchie zusammenlebender Racen und mit Priesterkolonien und importirten Religionssystemen zu thun hätte. „Die Armuth der Natur“ — meint Buckle — habe die übrigen afrikanischen Völker zur Barbarei verdammt! Er sagt von der altägyptischen Cultur: „a civilization which forms a striking contrast to the barbarism of the other nations of Africa, none of which have been able to emerge from the ignorance to which the penury of nature has doomed them“. L. c. p. 45, auch 79. Man möchte, wenn man die Geographie Afrika's kennt, diese Stelle in dem Werke eines so gelehrten Mannes für unglaublich halten. Aber vorgefaßte Meinungen machen immer blind gegen Thatsachen. Mit aller seiner Gelehrsamkeit ist eben H. Th. Buckle ein gewöhnlicher Radicaler, und J. St. Mill, den er gegen die Racenverschiedenheit citirt, ist der allgemeinen Tendenz nach auch nichts Anderes. Warme und fruchtbare Länder — dies ist die Buckle'sche Theorie in Bezug auf Indien, das alte Aegypten, Persien, Mexiko, Peru und Centralamerica — haben

Unzweifelhaft hat die Milde des Klima's und die Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich wohl auch das heimathliche Vorkommen der Pflanzen welche die Hauptquellen der Ernährung zu bilden geeignet waren, sehr viel mit den Ursprüngen der Civilisation zu thun. Von Anfang an kommen aber für diese Ursprünge noch ganz andere Verhältnisse in's Spiel. Die Entstehung der Menschenracen, worin sie auch begründet

---

einen Ueberfluß an wohlfeilen Nahrungsmitteln; Arbeitslohn ist also niedrig; eine große Ungleichheit in der Vertheilung der Güter ist davon die Folge; die Einen — und das sind die Wenigen — erhalten Zeit sich mit geistigen Interessen zu befassen, während die Anderen — und das sind die Vielen — für sie arbeiten. Denn da Reichthum und Bildung die beiden größten Machtmittel sind, so werden die Wenigen mächtig und unterdrücken die Vielen, die sie Pyramiden bauen oder andere Sklavendienste verrichten lassen. — Soweit die Buckle'sche Theorie! — Viele Thatsachen aber widersprechen geradezu diesen einfachen Erklärungen. Persien hatte mit Indien oder Aegypten nicht die Natur sondern den Einfluß der Racenmischung gemein; auf dieser beruhte das persische Kastenwesen sogut wie das indische und ägyptische. Die altmexikanische Cultur, welche unzweideutiger Volkssage gemäß von einwandernden Stämmen importirt wurde, und also auch von Anfang an mit Völkermischungen verbunden sich darstellt, faßte zuerst Fuß auf dem mehr kahlen und trocknen als üppigen oder überfruchtbaren Plateau von Anahuak. Der Cactus und die Agave — die Charakterpflanzen dieser Region — gehören nicht der wasserreichen Wärme an von der Buckle träumt. Yukatan, dessen wunderbare Städteruinen Buckle anführt, ist so wasserarm daß die Bewohner jener alten Prachtbauten ihr Trinkwasser von unterirdischen Quellen aus tiefen Schachten heraufholen mußten. Peru besteht theils aus Sandwüsten theils aus hohen und rauhen Gebirgen, und sein anbaufähiges Land, mühsam durch Wasserleitungen vermehrt, liegt entweder in tiefen Thälern oder längs den einzelnen Wasserläufen durch die Wüste. Auf der Ostseite der Anden aber, also gerade da wo die große Fruchtbarkeit und der Wasserreichthum in Verbindung mit der Wärme beginnt, ist die Grenze der altperuanischen wie der neuperuanischen Cultur, wo die Wohnsitze der Wilden beginnen.

sein und wie sehr sie selbst den Erscheinungen der Cultur im weitesten Sinne angehören mag, geht dem voraus was wir auch im niedrigsten Sinne des Wortes Civilisation nennen dürfen. Als die Civilisation ihre ersten Wurzeln schlug, war die Verschiedenheit der Racen schon eine Thatsache, und der Gegensatz der Racen in Verbindung mit dem Gegensatze zwischen mehr und minder fruchtbaren, mehr und minder wünschenswerthen Wohnsitzen — dieser doppelte Gegensatz, den Buckle ganz übersieht, ist die Ursache mannigfaltiger historischer Vorgänge gewesen in deren Folge erst höhere Culturanfänge entsprungen sind.

Sehr fruchtbare Länder von sehr unfruchtbaren umgeben mußten die Schauplätze solcher Vorgänge in besonderem Grade sein. In Räumen von großer Fruchtbarkeit und Milde des Klima's und von anderen Vorzügen der Natur wurden Menschen zuerst ansässig. Hier war es wo Menschen sich zuerst drängten, sich zuerst gegen massenhaften Zudrang zu vertheidigen hatten; Menschen zuerst als Eroberer sich über die Besiegten setzten; Menschen zuerst sich eine erzwungene Racenmischung gefallen lassen mußten; Menschen zuerst die Aufgabe erhielten aus einer solchen Mischung eine bleibende Ordnung zu schaffen; Menschen zuerst durch Bedrängniß von außen und Uebermacht im Inneren in die Nothwendigkeit und Möglichkeit versetzt wurden die Aufgabe zu lösen. Das Bündniß zwischen dem Herrscher und dem Priester war hier vorbedingt, und das Uebrige folgte theils aus der Natur des Landes, wofür dann Buckle schätzenswerthe Aufklärung gibt, theils aus dem schematisirenden Geiste einer jugendlichen Entwickelungsperiode und einer philosophirenden Race, die als Stifterin von Religionen und Statsordnungen theils an ver-

schiedenen Orten die nämliche war, theils ihre civilisatorische Mission auf andere übertrug und durch andere fortsetzte. Racenwanderungen und Racenmischungen, Eroberungen und Priesterkolonien, Naturcontraste und anhaltende Natureinflüsse: — das sind wohl die Vorgänge und Umstände gewesen durch welche die ersten gesellschaftlichen Bildungsformen hervorgerufen und bedingt worden sind.

Einen entscheidenden Einfluß auf die großen Ergebnisse der Culturgeschichte haben unstreitig die Wanderungen und Zusammendrängungen der Racen nach den Himmelsgegenden und Welttheilen gehabt.

Eine allgemeine Bewegung der menschlichen Bildung in der Richtung von Osten nach Westen, welche durch Umwege, Abschweifungen und Rückschläge ihren großen Charakter nicht verliert, ist eine alte und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Erscheinung; und wenn man die Entwickelung Amerika's, die Länder des großen Oceans und die Verhältnisse von China und Japan in's Auge faßt, wird es mehr als wahrscheinlich daß die Bewegung nach Vollendung des ersten einen zweiten Umlauf um die Erde machen wird. Ein Russe hat vor einigen Jahren den Gedanken ausgesprochen daß von Amerika aus die Cultur den Amur hinauf nach Sibirien eindringen müsse. Vor der Hand indessen, bis uns das Neueste wieder aus Osten kommt, liegt uns das Neue im Westen, — in Amerika.

In dem Fortrücken des culturgeschichtlichen Materiales stellt der Westen immer eine Kolonie des Ostens, der fernere Westen eine Kolonie der Kolonie dar. Frühe in der Geschichte unseres Geschlechtes sind im Südosten der alten Welt Gesellschaften entstanden welche es zu den ersten Stufen der

Civilisation gebracht. Ihr Ursprung scheint mit Wanderungen in Verbindung zu stehen deren älteste Anstöße, nach vielfältigen der physischen Geographie wie der Ethnologie entlehnten Beobachtungen und Thatsachen, durch geologische Vorgänge und Verhältnisse gegeben waren. Sie standen im Kampfe mit den sie umschweifenden Barbaren, gegen die sie ihre Grenzen erweiterten, und die sie entweder vor sich her drängten oder durch ihre Culturkolonien überwanden. Alles was auf die Urgeschichte der Menschheit in der alten Welt hinweist, läßt auf Vorgänge ähnlich denen schließen welche in unserer Zeit durch die Kolonisation der neuen Welt bewirkt werden. Von festen Ansiedelungen aus dringt der Kaufmann, der Kolonist, der Missionär, der Krieger in die Länder der Wilden ein, diese Stämme überwindend und sich unterwerfend, kastenmäßig von ihnen sich getrennt haltend oder mit ihnen sich mischend, jene aus ihren Wohnsitzen treibend und zur Aufsuchung und Eroberung neuer Wohnsitze zwingend. Von den Verdrängten nehmen die einen selbst im Weichen noch mehr oder minder von der Cultur der gebildeten Eindringlinge an, während die anderen hartnäckig in ihrem rohen Zustande verharren, bis sie von der Uebermacht der Bildung ereilt werden, vor ihr erliegen und in Nichts verschwinden. In der Urgeschichte der alten Welt scheinen allerdings diese Vorgänge in ungleich größerem Maßstabe und sich länger fortsetzend stattgefunden zu haben als in Amerika seit der Entdeckung. Für die Culturgeschichte aber ist es von entscheidender Wichtigkeit daß in denselben, in der alten Welt wie in der neuen, und im Uebergange von der ersteren zur letzteren, die Bewegung von Osten nach Westen durchaus die Oberhand über jede andere Richtung erhalten hat. Der Grund davon

muß in der Lage des ersten mächtigen Civilisationsgebietes von welchem die Anstöße ausgingen, in der Gestalt des asiatischen Continentes, in klimatischen Bedingungen und in untergeordneten geographischen und ethnographischen Verhältnissen gesucht werden. China, Korea und Japan möchte man für die Ergebnisse ostwärts geschobener Culturkolonien halten, und in dieser Richtung mag auch Amerika ältere Bildung empfangen haben; die große und herrschende Bewegung aber ist nach Westen gegangen. Sie ging etappenweise und in Unterbrechungen vor sich. Im äußersten Westen Europa's aber setzte ihr für längere Zeit das Weltmeer eine unbestreitbare Grenze. Nachdem die von Osten kommenden Menschenströme sich hier bis auf die äußersten Halbinseln, Landzungen und naheliegenden Inseln ergossen, stauten sich ihre Massen. Wie sehr die sich folgenden Züge auch nachdrängen mochten: — hier, am atlantischen Weltmeere, mußten Alle zuletzt Stand halten. Hier mußten sie umkehren oder bleiben. Hier mußten sie sich vertheidigen, herrschen oder unterliegen. Hier mußten die Unterliegenden dienen oder verschwinden, sich einer gesellschaftlichen Ordnung fügen oder sich ausrotten lassen, arbeiten oder verhungern. Hier wurden die Racen gemischt und die Mischungen unter die Herrschaft der kräftigsten Elemente gestellt. Hier gingen aus der Gedrängtheit der Bevölkerung alle die Nöthigungen zu künstlicheren Einrichtungen, technischen Fortschritten, geistigen Anstrengungen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen und sittlicher Ausbildung hervor, durch welche erst eine eigentliche Civilisation geschaffen wird. Im Osten scheint in China und Japan Aehnliches geschehen zu sein. Auch hier setzte die Geographie dem räumlichen Ausweichen mehr oder weniger bestimmt eine Grenze. Die

besten Beobachter haben in der chinesischen wie in der japanischen Bevölkerung sehr verschiedene Raceuelemente nachgewiesen. Auch dort ist durch die Schranken welche das Meer einer sich drängenden Bevölkerung gesetzt, und durch importirte Herrschaft und Cultur, die Civilisation entstanden; aber die Verhältnisse waren in jeder Beziehung minder günstig als in Europa, wo die Vorzüglichkeit der Racen die zuletzt massenhaft die Herrschaft über ihre Vorgänger errungen haben, dem Gesammtergebniß jenen höheren und freieren Charakter gegeben hat welcher die europäische Civilisation vor der chinesischen und japanischen auszeichnet.

Im Westen von Europa bildeten sich also zuletzt die Brennpunkte der Civilisation. Ihre Wärme und ihr Licht wirkten von da aus zurück, durchdrangen ostwärts den Welttheil, welcher sich nun von Abend her höher civilisirte, — als die Entdeckung von Amerika abermals dem Strome nach Westen die Schleußen öffnete. Massenhaft ergossen sich die Menschen mit dem Geiste und später mit der Bildung des europäischen Abendlandes nach der neuen Welt. Der Westen hatte seinen ferneren Westen gefunden. Aber immer noch war kein Ziel für die große Massenbewegung erreicht. Ergreifend hat ein amerikanischer Schriftsteller den geheimnißvollen Zauber geschildert, welcher auch in der neuen Welt die Kinder des Ostens nach dem „far west" zieht. Der ferne Westen — wo ist er? — Liegt er dort über den blauen Höhen der Alleghanies? — Er liegt weiter! — Jenseit des Mississippi oder Missouri? — Weiter, viel weiter! — Jenseit des Felsengebirges? — Weiter, immer weiter! — Jenseit der Sierra Nevada? — — Hier endlich, abermals am westlichen Gestade eines Continentes angelangt, ist dem

Menschenstrome, welcher seine Skelette längs den Prairiestraßen zurückgelassen, ein „Halt“ geboten, wenn auch in unserer Zeit es kein unüberwindliches sein kann. Mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt sich nun höhere Bildung an den Ufern des Stillen Meeres. Wissenschaft und Kunst finden Boden und Auszeichnung in einer Gesellschaft, die nicht so alt ist wie in Europa manches Project zum Bau eines Schulhauses*). Der Ackerbau wetteifert mit dem Bergbau, und californischer Weizen gelangt bis in die Häfen der Ostsee! — Indessen schon überschreitet auch dort der Strom seinen Damm. Californische Auswanderer erscheinen auf den Sandwichinseln, in Australien, in Japan und an der Mündung des Amur. Deutsche Californier gehen den Amur hinauf durch das Innere von Asien nach Petersburg**), um das russische Gouvernement für ihre Kolonisationspläne zu gewinnen! — Die Bewegung hat, wenn auch bis jetzt nur in wenigen Individuen, ihren ersten Umlauf um die Welt gemacht; man sieht aber es bedarf keines mystischen Zusammenhanges mit dem scheinbaren Umlaufe der Sonne um den Vorgang zu erklären.

So erscheint im ganzen Verlaufe der Culturgeschichte der Westen als eine Kolonie des Ostens, der fernere Westen

---

*) Der Buchhandel von San Francisco hat sich verschiedener Erzeugnisse zu rühmen von denen einige durch Eleganz der Ausstattung, andere durch ernsten wissenschaftlichen Gehalt im Verlagskataloge der ersten Firmen der alten Welt eine ehrenvolle Stelle einnehmen würden. In erster Beziehung dürfen wir z. B. die Scenes of Wonder and Curiosity in California, San Francisco 1861, — in zweiter Halleck's International Law. San Francisco 1861 nennen.

**) Männer die dem Verfasser von San Francisco her persönlich bekannt sind, haben dies ausgeführt

als eine Kolonie der Kolonie; und dieses Verhältniß gibt dem Osten und dem Westen ihren beziehungsweisen Charakter. Der Auswanderer läßt die historischen Voraussetzungen seines Lebens im Mutterlande zurück. Er tritt in der neuen Heimath auf als ein Individuum losgelöst von den Banden alter gegebener Verhältnisse. Die neuen Verhältnisse in welche er sich begibt, wählt oder schafft er sich selbst. Aber die Bedürfnisse des Lebens dringen in dieser Loslösung mit doppelter Gewalt auf ihn ein. Er hat keine Zeit nachzuhängen den Träumen seiner Phantasie, den Stimmungen seines Gemüthes, den Grübeleien seiner Vernunft. Hier macht das Bedürfniß seine Forderungen geltend. Hier muß gearbeitet, hier muß Dringendes, Nothwendiges, Nützliches, Unentbehrliches geschaffen werden; hier muß das Auge scharf, das Ohr offen, die Hand am Griffe, der Arm schlagfertig, das Messer bereit, „das Pulver trocken" gehalten werden. Allen diesen Anforderungen steht das Individuum für sich allein gegenüber, und das „Hilf dir selbst" wird zur obersten Lebensregel. Wie haben sich unsere „Europamüden" getäuscht, wenn sie der untergehenden Sonne folgend jenseits des Weltmeeres sich eines stillen Abends zu erfreuen hofften! Was ihnen als ihr stiller Abend vor der Einbildungskraft geschwebt, war der laute Morgen anderer Leute, die mit lärmender Thätigkeit sie um die ersehnte Ruhe brachten. Das Gestirn dem sie westwärts gefolgt, war die aufgehende Sonne eines Tages, geräuschvoll und betäubend wie der mit dem der Dichter den zweiten Theil des Faust eröffnet:

Horchet! Horcht! dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.

Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!

Das ist der unruhige, laute, gewaltige Charakter des Westens. Es ist der Charakter des Koloniallebens. Dieses ist von Natur thatkräftig im ausgezeichneten Grade. Es ist dabei individualistisch, realistisch, ohne Residuen aus früheren Zeiten, ohne Voraussetzungen für die künftigen, ohne Respect vor der Gewohnheit, ohne Regeln für die Praxis. Es ist scharfsichtig oder scharfsinnig, erfinderisch, schnell und entschlossen; dreist, verwegen, rücksichtslos, radical: — in allem aber, was es sei, utilitarisch. Der utilitarische Geist ist es der nach Westen stetig zunimmt. Je mehr wir uns nach Westen bewegen, desto mehr entwickeln sich vor unseren Augen seine Wirkungen. Mehr und mehr sehen wir die Menschen befreit vom nutzlosen Rückstande der Jahrhunderte, von den Hemmungen der Tradition, von den Fesseln ererbter Lebenslagen und Einrichtungen, von der „ewigen Krankheit“ in der sich historische Contagien fortpflanzen. In demselben Maße entwickelt sich der Fleiß, die Reinlichkeit, die körperliche und geistige Gesundheitspflege, die Erziehungskunst, der Verkehr, die Technik, die Politik. Die Maschine tritt an die Stelle der Handarbeit; und während damit der Mensch aus der Stellung des Lastthieres heraustritt, nimmt doch der Fleiß und die Thatkraft zu, und es steigern sich alle Anforderungen an die Leistung und die Production. Ueberhaupt wird westwärts mehr und mehr die Leistung der ausschließliche Maßstab der Achtung. Der Satz, daß edle Naturen mit dem zahlen was sie sind, nicht mit dem was sie thun, gehört dem Orient an; und selbst der gute Wille wird vom echten und extremen

Geiste des Westens nicht mehr als ein Verdienst angerechnet. Man soll nicht wollen was man nicht kann, oder man soll sorgen daß man könne bevor man Pläne macht. Die Größe der Zwecke ohne zureichende Mittel verstärkt hier nur das ungünstige Urtheil. Sein ist Können, Können ist Thun, Thun ist Hervorbringen: das ist hier die Art zu urtheilen. Etwas hervorbringen und damit Erfolg haben: das ist hier das höchste Verdienst. In seiner Entartung ist dieser Geist „the worship of success!“ — die Anbetung des Erfolges; in seiner edlen Entwickelung die Hochstellung aller wahrhaft wohlthätigen und die Gesellschaft fördernden Leistungen.

Dieser utilitarische Geist und seine Wirkungen also nehmen nach Westen hin zu, und danach beurtheilt der Westen den Osten. Der Europäer betrachtet den Orientalen als einen Zurückgebliebenen: es kann keinen richtigeren Ausdruck geben. Ein Zurückgebliebener ist er dem Raume, ein Zurückgebliebener der Zeit nach. Im Westen liegt das Neue, und das Neue ist das was an der Zeit ist. Mit allen seinen ehrwürdigen Charakterzügen ist der Osten immer hinter der Zeit zurück. Die Entwicklung des realistischen, utilitarischen Geistes hat aber die Macht im Gefolge. „Westwärts durchläuft der Stern der Herrschaft seine Bahn“ — ist der sinnvolle Ausspruch eines amerikanischen Dichters; und wie der Europäer den Orientalen für einen Zurückgebliebenen hält, so wird er selbst vom Amerikaner für einen solchen angesehen, und die verwegene und jugendlich übermüthige Gesellschaft am stillen Meere, in Californien und Oregon, blickt ihrerseits mit Geringschätzung auf die Bewohner von New-York, Philadelphia oder Boston, als auf ein altmodisches Volk herab.

So erhält der Westen vom Osten sein Material an Menschen und historischer Bildung, welches er nach Gesichtspunkten der Nützlichkeit wäscht, putzt, filtrirt, destillirt, sich zubereitet, verwendet, und mit seinen eigenen Gegenwerthen bezahlt. Für Menschen und historische Bildung zahlt er mit Erfindungen und Maschinen; für den Traum mit der Wirklichkeit, für die Vergangenheit mit der Zukunft. Und dieses Verhältniß ist nicht nur ein reales sondern auch ein ideales. Nicht nur Menschenströme haben sich von Osten nach Westen ergossen, auch Ströme des geistigen Lichtes haben diesen Weg genommen, und auch mit ihnen ist der Proceß der Filtration und Destillation vor sich gegangen von dem wir gesprochen. Auf dem jugendlichen Boden auf welchem Vorstellungen, Ideale und Begriffe sich aus dem sinnlichen Leben herausarbeiten mußten, haften an ihnen die Merkmale des sinnlichen Ursprungs, die ihnen einen poetischen aber auch unklaren Charakter ertheilen. Durch Uebertragung auf einen anderen Boden werden sie gereinigt, — sie werden abstracter aber klarer, ärmer aber geschickter zu praktischer Verwendung, zu neuer Verkörperung in minder sinnlichen Formen. Auch die Religion des Westens ist utilitarisch. An die Stelle des Gebetes setzt sie die Arbeit, an die Stelle des Glaubens die Werke, an die Stelle der Resignation die Forderung einer ernst gemeinten Verbesserung der Welt und aller ihrer Zustände. Vom Westen dringt diese Religion des Utilitarismus nach dem Osten vor mit der physischen Reinlichkeit, der zweckmäßigen Thätigkeit, und mit den gewaltigen technischen Hilfsmitteln welche ihr dienen.

Man kann sagen daß von der Macht dieser rückläufigen westöstlichen Culturbewegung unsere ganze Zeit beherrscht wird.

Was wir Liberalismus, Civilisation, Fortschritt, Aufklärung nennen: es ist alles nichts als der Geist des utilitarischen, realistischen, praktischen Westens der auf den contemplativen, idealistischen, transcendentalen Osten hereindringt. Auch die politischen Einrichtungen und Begriffe erhalten wir fertig vom Westen. Wir beklagen uns über die Schablonenmäßigkeit des Liberalismus; aber die Früchte anderer Klimate müssen wir nehmen wie sie sind. Sie wachsen nicht bei uns; und so patriotisch es sein mag Eicheln statt feinem Obste zu essen — es ist ein wohlgemeinter aber dennoch unverständiger Patriotismus. Er ist in dem Falle in welchem sich gegenwärtig Europa befindet um so unverständiger, als der utilitarische Geist des Westens allein uns die Kraft geben kann seinen eigenen Verirrungen zu begegnen. Wissen wir ihn nicht in uns aufzunehmen, so sind wir sicher von ihm überwältigt zu werden. Ihn in uns aufnehmend, bedingen wir eine fruchtbare Wechselwirkung; ihn zurückstoßend, unterliegen wir seiner Gewaltthat. Und welcher Geist ist es, den uns der Osten zu Hilfe sendet? Vermag uns seine naturwüchsige Rohheit und der ehrwürdige Schimmel seines Alters, vermag uns seine organische Hinfälligkeit und sein malerischer Schmutz, oder vermag uns sein Glaube, sein Gebet und seine Resignation zu schützen? Der Osten freilich hat auch Kanonen, aber der Westen hat sie ihm gegossen. Der Osten hat auch Schiffe, aber der Westen hat sie ihm gebaut. Der Osten erhält auch Eisenbahnen, aber der Westen baut sie, bezahlt sie und oftmals verwaltet er sie sogar. Der Osten wird auch von Gas erleuchtet, aber der Westen hat es ihm angezündet. Der Osten wird auch von elektrischen Drathen durchschnitten, aber der Westen hat sie erfunden und gezogen. Und selbst das russische

Reich: — was ist es anderes als der westliche Gedanke der sich gewaltig und absolutistisch dem trägen Osten auf den Nacken gesetzt? — Worin besteht die Größe des Halbbarbaren welcher Petersburg erbaute anders als in der Fähigkeit dies alles zu begreifen? — Die Cultur als Naturproceß, d. i. die naturwüchsige Geschichte, bewegt sich von Osten nach Westen, — die Natur als Culturproceß, d. i. die Civilisation, von Westen nach Osten: das ist das wichtige allgemeine Ergebniß zu welchem wir gelangt sind.

Im Verhältniß zu diesem aus der Geschichte der Menschheit im Großen hervorgehenden Gegensatze zwischen dem Orient und dem Occident ist der nur klimatische des Nordens und Südens von untergeordneter Bedeutung. Man könnte diesen einen endlichen, jenen einen unendlichen nennen. Der Süden mag mehr sich dem Osten, der Norden mehr dem Westen zukehren oder offen erhalten. Die beiden entgegengesetzten Strömungen haben ihre Um- und Seitenwege, welche durch geographische und klimatische Verhältnisse bedingt sind; im Allgemeinen aber wird der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden von dem zwischen dem Osten und dem Westen überherrscht, was sich gerade in diesen Seitenströmungen ausdrücklich an den Tag legt. Die westöstlichen Lagenverhältnisse der Staten sind wichtiger als die nordsüdlichen. Staten mögen in der nordsüdlichen Richtung an einander grenzen, sich vergrößern oder theilen, ohne daß damit welthistorische Wandelungen gegeben sind; in der westöstlichen Richtung verhält es sich anders. Nicht in ein Südreich und Nordreich, sondern in ein Westreich und Ostreich ist das römische Reich zerfallen. Mit dem deutschen Reiche hat sich zweimal der gleiche Vorgang wiederholt: erst in der Theilung des Frankenreiches und

nachher in der Absonderung Oesterreichs. Was sich neben dem in nordsüdlicher Richtung geschieden, ist durchaus nebensächlich und wird nie einen welthistorischen Gegensatz bilden helfen. So erhält selbst das Verhältniß Oesterreichs zu Italien zum Theil dadurch seine höhere Bedeutung, daß das letztere Land sich im Süden Europa's trennend zwischen den Westen und den Osten legt. Darin wieder beruht im Norden die Wichtigkeit Dänemark's. Wie die gegenwärtigen Bedingungen der politischen Macht sind, kann Italien für sich selbst nicht wieder zum Ausgangs- oder Mittelpunkte eines großen Reiches werden, und eben so wenig ist es befähigt eine eigenthümliche Cultur von irgend welcher Bedeutung zu entwickeln. Aber als Mittelglied zwischen dem francogallischen und dem byzantinisch-levantischen Machtgebiete ist es ein Land an das sich schwerwiegende Interessen knüpfen, Interessen durch die es noch für längere Zeit zum Gegenstande des Streites gemacht werden wird. In Deutschland ferner wäre eine bleibende Theilung in Nord und Süd nicht so bedeutungsvoll für die fernere Entwicklung der europäischen Machtverhältnisse, wie ein endgiltiges Ausscheiden Oesterreichs und dessen Anweisung auf den Osten. Sogar für Amerika gilt dieses allgemeine culturhistorische Verhältniß, obschon die Längenerstreckung des amerikanischen Festlandes gerade das Entgegengesetzte möchte erwarten lassen. Schon die amerikanische Urgeschichte läßt den Gegensatz des Westens und Ostens in den Vordergrund treten. Eine gewisse Gleichartigkeit der alten Cultur läuft von der Südgrenze Chili's bis über Oregon hinaus*) dem Westen des

*) Buckle macht über die südliche Grenze von Peru und die nördliche Grenze von Mexico eine in jeder Beziehung verfehlte Bemerkung. Sie ist historisch so nichtssagend wie geographisch. History of Civilization in England I, 98.

amerikanischen Continentes entlang, und hat überall ohne Ausnahme ostwärts die Länder der Barbaren gehabt, hat sie zum Theil noch, oder würde sie ohne die europäische Einwanderung noch haben. Wie diese altamerikanische Bildung auch entstanden oder an ihre Sitze gelangt sein mag: gleichviel — sie constituirte sich politisch überall als Herrschaft westlicher Civilisation über östliche Wildheit; und abermals in unserer Zeit ist der Gegensatz zwischen den pacifischen und den atlantischen Ländern Nordamerika's und Südamerika's augenscheinlich bestimmt eine höhere culturgeschichtliche Rolle zu spielen als der Gegensatz der nördlichen und südlichen Hälfte des Continentes. Der Gegensatz aber zwischen Amerika und Europa überhaupt ist der entscheidende für die politische Geschichte der nächsten großen Culturperiode geworden, wie sich aus dem weiteren Verlaufe unserer Betrachtung ergeben wird.

Die Beweggründe welche aus allem diesem für den praktischen Staatsmann entspringen, werden an einer späteren Stelle herausgehoben werden.

Dreizehntes Capitel.

Die Culturperioden, Culturformen und Culturvölker.

Getragen von den im vorigen Capitel geschilderten äußeren Vorgängen, entwickeln sich innere Verläufe und Ergebnisse die einer höheren Ordnung der Dinge angehören. Nach deren Verständniß haben wir hier zunächst zu streben.

Land und Volk mit einander bilden die materielle Grundlage jeder besonderen Culturform. Auf dieser Grundlage müssen

sich eben so wohl die ökonomischen Systeme wie die Religionssysteme, und, zwischen diesen beiden äußersten Gliedern, die Moralsysteme, die Rechtssysteme und die politischen Ordnungen entwickeln. Die Bedingungen gesellschaftlicher Macht- und Rechtsverhältnisse sind zugleich die Bedingungen des individuellen Glückes, dessen Vorstellung die Triebfeder ist für das was der Mensch thut oder erstrebt, wie für das was er wünscht, glaubt, hofft, liebt, träumt, denkt, dichtet und künstlerisch darstellt. Auch die innere Welt der Gedanken, Zwecke und Ideale steht auf jener materiellen Grundlage, und gestaltet auf ihr die räumlichen und zeitlichen Formen in deren Entstehen und Vergehen sich uns die Culturgeschichte darstellt.

Alle diese Ergebnisse und Vorgänge sind materiell von den ökonomischen Systemen, geistig von den Religionssystemen beherrscht. Das Verhältniß in welchem diese beiden zu einander stehen, ist das der Wirklichkeit zum Ideal oder umgekehrt. Dieses Verhältniß also ist das eigentliche Thema der Culturgeschichte. Wie verhält sich die Wirklichkeit zum Ideal und wie verhält sich das Ideal zur Wirklichkeit: jede große thatsächliche Beantwortung dieser Fragen entscheidet über eine große Culturform und eine große Culturperiode der Menschheit. Dieses Verhältniß muß den Mittelpunkt des Kreises bilden, in welchem unsere Untersuchung sich in diesem Capitel zu bewegen hat.

Unter diesem höchsten Gesichtspunkte betrachtet, und von den älteren Civilisationsformen abgesehen welche in der That nur den Charakter von Vorläufern gehabt haben, so hoch auch von griechischen Philosophen selbst die altägyptische Cultur gestellt worden ist, — sind der Geschichtsperiode in deren Beginne wir leben, und der Culturform in deren Entstehung

wir begriffen sind, zwei andere vorausgegangen, von denen jede auf ihrer Höhe es zu einem gesellschaftlichen Gebäude von selbständigem Stile gebracht hat. Wie ein griechischer Tempel und eine gothische Kirche, war jedes in seiner Art vollkommen. Was in Asien und Afrika der hellenischen Bildung vorausging, lastete noch wie eine ägyptische Pyramide massenhaft auf dem Geiste, oder umgab ihn mit seiner Finsterniß wie ein nubischer oder indischer Felsentempel. Das Ideal erscheint darin noch in den Fesseln der Materie. Erst im griechischen Leben wird es frei, und mit dieser Freiheit beginnt sein Verhältniß zur Wirklichkeit sich zum Thema der Culturgeschichte herauszubilden.

In jeder der beiden großen Perioden die wir als der unsrigen vorausgehend bezeichnen, haben die an ihrer Bildung betheiligten Völker sich eine Zeit lang mehr oder minder befriedigt gefühlt. Hatten sie, wie wir, ihre Leiden, so wurde für diese nicht ein sociales System verantwortlich gemacht welches aus seinem Zusammenhange mit einem unbestrittenen Religionssysteme einen geheiligten Charakter entlehnte, und dessen wunderbare Harmonie den Gedanken an menschliche Willkühr nicht aufkommen ließ. Vor dem Willen der Götter und dem unabänderlichen Schicksale verstummte das Murren der Alten, wie vor dem unbegreiflichen Rathschlusse des allweisen und allgütigen Gottes die Klage unserer gläubigen Vorfahren.

Anders fühlt und denkt in unsern Tagen der Theil der Menschheit an welchen die Entwickelung der höheren Bildung geknüpft ist. Wir machen für unsere Leiden das herrschende System und für dessen Mängel uns selbst verantwortlich, weil die Seele daraus gewichen ist die uns mit seinen äußeren

Härten versöhnen würde, und weil seinen Theilen der harmonische Zusammenhang fehlt welcher allein dem Vorwurfe der Willkühr zu begegnen im Stande wäre. Wir leben in einer Zeit des Ueberganges, des Umgestaltens und Werdens, und müssen das Mißbehagen erdulden welches in einer solchen Zeit unvermeidlich ist.

Wir müssen versuchen den Sinn dieser Uebergangszeit auszulegen. In dieser Zeit leben wir, in dieser Zeit liegen für uns die Aufgaben der Politik, und die erste Forderung die wir an den Statsmann im höheren Sinne zu stellen haben, ist die daß er seine Zeit verstehe. Wir haben im vorigen Capitel die Voraussetzungen zum Verständniß ihres materiellen Charakters und ihrer äußeren Vorgänge entwickelt; wir haben hier die Aufgabe ein Gleiches für ihren geistigen Charakter und ihre inneren Vorgänge zu thun.

Der Mittelpunkt aller höheren Interessen, aus welchem alle Erscheinungen der Cultur ihrem Geiste nach hervorgehen, um den sie sich alle gruppiren, auf den sie sich alle dauernd beziehen, ist, wie wir schon angedeutet haben, das Verhältniß des Ideales zur Wirklichkeit. In demselben Maße in welchem sich unter dem Drucke des thierischen Daseins, aber aus dem Stumpfsinne des thierischen Lebens heraus, in den Menschen die Vorstellungen eines höheren, edleren, glücklicheren Zustandes bildeten, in demselben Maße wurden diese Vorstellungen das immer hellere Licht welchem die Menschheit auf dem dunkeln Wege ihrer Veredelung folgte. Von da aus erscheint, wie hoch oder tief auch der Mensch das Ideal erfassen mag, sein ganzes Leben von demselben beherrscht; und die Entwickelung des Ideales im Bewußtsein, die Darstellung desselben in den Werken der bildenden Kunst, die fortschrei-

tenden Ansprüche an die Wirklichkeit nach seinen Maßstäben und Forderungen, die Verwandlung dieser Forderungen in Aufgaben der Ethik und Politik, die praktische Arbeit an der Lösung dieser Aufgaben und der Verwirklichung dieser Zwecke durch den Betrieb der Wissenschaft, durch die Leistungen der Erziehung, durch die Hilfsmittel der Technik, — endlich die kritische Rückwirkung der so gewonnenen Ergebnisse auf die Veredelung aller idealen Vorstellungen und auf die Reinigung des höchsten Ideales in unserem Bewußtsein, von welchem die Heiligung des ganzen Lebens und der Welt überhaupt ausgehen muß, — dies alles macht den geistigen Inhalt der Culturgeschichte aus.

Dieser große geistige Vorgang hat seine einfache Logik. —

Der griechische Geist, in welchem die vorchristliche Bildung ihren Höhepunkt erreichte, suchte sein Ideal in der natürlichen Schönheit der wirklichen Welt, sei es wie sie sich unter den günstigen Naturbedingungen des griechischen Lebens von selbst dem Menschen darbot, sei es wie die Kunst sie im Bilde veredelt aber immer doch als Natur darstellte. Die Wirklichkeit als Ganzes hätte freilich dem idealen Interesse des Griechen nicht entsprechen können; aber als Ganzes faßte er auch die Wirklichkeit nicht auf; an sie als Ganzes machte er keine Ansprüche. Sie löste sich für ihn in einzelne Erscheinungen auf, unter denen er sich das Schöne und Bedeutungsvolle auswählte. Die Welt war ihm das mit einzelnen Reizen geschmückte stückweise Dasein: und selbst ihre düsteren Partien dienten ihm als willkommene Kunstmittel, um durch den Schatten das Licht desto besser hervorleuchten zu lassen.

Diese Weltansicht mußte ihrer Natur nach fragmentarisch

sein. Nur ein ästhetischer Eklekticismus konnte sich auf diese Weise mit der Wirklichkeit abfinden. Von jeder ernsteren Geistesrichtung, die in der Welt ein Ganzes zu erkennen suchte und die Einheit dieses Ganzen zu finden bemüht war, mußte jenes geistreiche Stückwerk als unbefriedigend erkannt werden, und endlich mußte es der Macht dieser ernsteren Richtungen weichen.

Es waren drei verschiedene Formen des Strebens nach Einheit durch deren Zusammenwirken die Beseitigung vollbracht wurde: die philosophische Richtung des griechischen Geistes selbst, die politische Richtung des römischen und die religiöse des jüdischen.

Die griechische Philosophie — der innere Feind des griechischen Lebens — half, wie neuerdings die Philosophie der christlich-europäischen Welt dieses nämliche Geschäft in Bezug auf die Culturform dieser letzteren verrichtet, das alte System auflösen und ein neues vorbereiten. Sie stand zum herrschenden Geiste des Griechenthums nur in dem negativen Gegensatze in welchem unsere Philisophie zum Christenthume steht; und auch ihre positiven Gedanken konnten, wie die der unsrigen, gleich Keilen die in einen niedergestreckten Baumstamm getrieben werden, nur eine negative Wirkung ausüben. Positiv war der Gegensatz des römischen Geistes; aber er war nur formaler Natur. Dem Stückwerke der griechischen Aesthetik und der griechischen Philosophie stellte er die Einheit an sich als praktischen Zweck gegenüber; aber er dachte diese Einheit als leere Form, denn seiner Weltherrschaft, die auf die äußere Einheit gerichtet war, fehlte die innere Einheit eines idealen Lebens, — ein Charakterzug welcher noch heute den lateinischen oder romanischen Epigonen des

Römerthums in der alten und neuen Welt mehr oder minder anhängt.

Dieser leere Gegensatz der wesenlosen Einheit gegen das einheitlose Wesen bildete den tiefen Abgrund welcher den Naturalismus des Griechenthums von dem Supranaturalismus des Christenthums trennte, und über den die Menschheit nur auf der Brücke des Judenthums gelangen konnte. Die abstracte Einheit des Wesens, als formloser Kern zur hohlen römischen Form, war das Princip des Judenthums. Dieses stellte in seiner Art fertig dar was die griechische Philosophie hätte bezwecken mögen, und so war die zwischen beiden bestehende Anziehung welche so wichtige Culturfolgen gehabt hat, im Principe beider begründet. Nach einer Seite also dem Griechenthume, nach der anderen dem Römerthume gegenüber stehend, durch beide ergänzt und beide ergänzend, wurde das Judenthum der Uebergang zu einem neuen Systeme, in welchem das Ideal als ein Ganzes zur Wirklichkeit als einem Ganzen in Verhältniß trat.

Die Leiden der Völker im Verfalle der antiken Welt hatten den Geist der Menschen mit farbreichen Träumen und Vorstellungen eines besseren Zustandes erfüllt. Der Glanz des Ideales wurde gehoben durch die Finsterniß welche sich auf die Wirklichkeit gelagert hatte. Denn „Finsterniß deckte die Erde und Dunkel die Völker". — Aus der allgemeinen Noth schöpfte dieser Gemüthszustand der Menschen seine heiße Sehnsucht nach dem Glücke; aus dem Griechenthume die schöne Form seiner Bilder; aus dem Judenthume die innere Einheit und asketische Strenge; aus dem Römerthume die äußere Einheit und praktische Thatkraft: — es schien die Zeit gekommen das Ideal nicht nur in einer die

Höhen und Tiefen der Menschheit umfassenden Erhabenheit und Ganzheit zu denken, sondern auch seine Verwirklichung für möglich zu halten. Den Juden schwebte diese Verwirklichung in der Verheißung des Messias, den ersten Christen in der Hoffnung und Erwartung des Reiches Gottes auf Erden vor.

Hier ist der Punkt wo der realistische Geist, der in der neuesten Zeit erst zu seiner vollen Entfaltung gelangt ist, seinen Ursprung nimmt, und die Juden sind es welche ihn einführen. Wir können damit schon in jener frühen Periode, im Zeitpunkte der Entstehung des Christenthumes, die Elemente des Gesammtgedankens der menschliche Cultur überblicken.

1. Das Ideal wird in der Wirklichkeit gesucht und stückweise gefunden; verschönernd wird der Natur nachgeholfen: die Wirklichkeit wird idealisirt.

2. Die Wirklichkeit als Einheit und das Ideal als Einheit treten sich unversöhnlich gegenüber; die Wirklichkeit überhaupt wird verworfen und das Ideal nimmt eine transcendentale Form an.

3. Eine bessere Wirklichkeit wird geträumt, — erhofft, — und zuletzt erstrebt: das Ideal erscheint als bestimmt, realisirt zu werden.

Die Juden und ersten Christen haben es mit ihren Erwartungen ganz ernsthaft realistisch gemeint. Sie haben geglaubt daß ihre Hoffnungen hier, in dieser Welt, auf dieser Erde, in diesem zeitlichen Leben in Erfüllung gehen würden. Aber sie erwarteten die Erfüllung durch ein plötzliches Wunder, nicht durch die langsame Arbeit des Menschengeistes im Verlaufe einer Bildungsgeschichte von Jahrtausenden.

Als das beginnende Christenthum zur Erkenntniß kam daß sein Glaube an das plötzliche Anbrechen des Reiches Gottes auf Erden eine Täuschung gewesen, — als es die Größe der Arbeit vor sich sah die gethan werden sollte, und die Länge des Weges der zu durchlaufen war, wurde es kleinmüthig. Es gab die äußere wirkliche Welt Preis, und rettete seine Ideale in eine innere Welt des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung!, von welcher ihm die Erfüllung in einem überzeitlichen Jenseits zugesichert wurde. Je mehr es sich diesem Troste im Gemüthe überließ, um so mehr wurde das wirkliche Dasein vernachlässigt, um so passiver wurden Unvollkommenheiten und Ungerechtigkeiten ertragen. Der menschliche Stat verlor alle seine sittliche Bedeutung; die Politik ging unter im Hinblick auf eine überweltliche Ordnung, und die weltliche Herrschaft mit ihren Härten gehörte nur noch zu den Prüfungen denen der fromme Christ nichts als seine Ergebung, die geduldige Unterwerfung unter den Willen Gottes entgegenzusetzen hatte. Doch konnte der Geist der Menschheit nicht ganz in dieser kleinmüthigen Resignation dahinsiechen. Die gesunde Lust am Leben und der kräftige weltliche Sinn mußten durchbrechen wo begünstigende Umstände vorhanden waren. Das glückliche Beispiel erfolgreicher Kraftanwendung welches nie ganz fehlen konnte, zeigte auch dem Unglücklichen und Schwacheu die Möglichkeit einer Verbesserung weltlicher Zustände. Die Weltlust wuchs empor neben der Weltverachtung und der Weltentsagung. Mehr als halb wurden die Menschen dem Moralsysteme wieder untreu welches auf die Lehren der Resignation und die frommen Erwartungen des Glaubens gebaut war, und abermals

traten die Forderungen weltlichen Glückes, weltlicher Schönheit, Freiheit und Gerechtigkeit auf.

In diesem Schwanken zwischen Muth und Entsagung, zwischen Thatkraft und gläubiger Passivität, bildete sich das politisch-sociale System und die ganze Civilisationsform des mittelalterlichen Christenthums aus. Der wesentliche Charakter dieses Systemes und seiner Cultur ist der, daß seine ganze Ethik eine symbolische ist. Die gesellschaftlichen Einrichtungen dieses ganzen Culturgebietes sollen nicht die wirkliche Welt sein, sie sollen dieselbe nur bedeuten. Die wahre Wirklichkeit liegt für diese Lebensansicht in einer anderen Welt, und dieses irdische und zeitliche Dasein wird nur für ein unvollkommenes Spiegelbild derselben ausgegeben. Aber das Spiegelbild, um ein solches zu sein, mußte dem Originale nachgebildet werden. Die von der himmlischen Ordnung abgespiegelte irdische sollte eine sinnbildliche Darstellung abgeben, an welcher auf der einen Seite der ungeduldige Thätigkeitstrieb einen Stoff zur Beschäftigung, auf der anderen der wankende Glaube eine Stütze fände. Die Wünsche und Forderungen der Welt, deren reelle prosaische Befriedigung unmöglich schien und für Chimäre gehalten wurde, sollten durch symbolische Einrichtungen und Handlungen wenigstens in der Einbildung befriedigt werden, und die psychologischen Hebel des religiösen Cultus wurden auch für die Politik in Bewegung gesetzt. Der Stat kam wieder zu Ehren, aber seine Ehre war eine symbolische. Es entstand der symbolische Universalstat mit dem Statthalter Gottes auf Erden an seiner Spitze, und dem Haupte aller weltlichen Vollziehungsgewalt als seinem ersten Minister daneben. Das war der Sinn von Papst und Kaiser, der in

der Wirklichkeit unmöglich zu allgemeiner Geltung kommen konnte. Aber der Plan zu diesem gesellschaftlichen Gebäude bleibt immer der größte und umfassendste organisatorische Gedanke zu dem es bis auf diesen Tag die Menschheit gebracht hat. Nur hatte der transcendentale Charakter des christlichen Ideales, vor dem die Verwirklichung im weltlichen Sinne als Chimäre erschien, die unabweisbare Folge daß dieses Ideal selbst schon als Wirklichkeit betrachtet und somit zur Chimäre gemacht wurde. So wurde die Chimäre für Wirklichkeit, die Wirklichkeit für Chimäre ausgegeben, und eine Verkehrung systematisch ausgebildet, die dem Andrange einer fortschreitenden Natur-, Welt- und Geschichtskenntniß nicht Stand halten konnte.

Dieser Fortschritt erhielt seine Anstöße durch die Berührung mit der außerchristlichen Welt und der heidnischen Vorzeit. Das Hereindringen unchristlicher Völker und die Kämpfe mit ihnen; die Kreuzzüge, die Maurenkriege, und die an alles dieß sich anschließenden Reisen und Entdeckungen welche endlich nach Indien und der neuen Welt führten; endlich, neben diesen praktischen Vorgängen die theoretischen Ergebnisse des Zurückgreifens auf die literarische Bildung des Alterthums und die Wirkung eines neuerschlossenen Studiums der Geschichte; — ja selbst die Verweltlichung der Kunst, welche eine unvermeidliche Folge aller dieser Bewegungen und ihrer eigenen Entwickelung war: — die Gesammtheit aller dieser Bedingungen verursachte daß das christliche System mehr und mehr von der Masse fremdartiger Thatsachen überwachsen wurde. — Die Welt außerhalb dieses Systemes zeigte sich so groß und bedeutend, — die Natur, welche ihm geradezu widersprach, enthüllte sich so reich, so erhaben, so

anziehend, den Geist beschäftigend vor dem menschlichen Blicke, — die Geschichte des Alterthums legte eine so hohe Bildung auf dem Gebiete der Kunst und Literatur an den Tag, daß vor der Macht dieser Thatsachen jene Geringschätzung der Welt und Transcendenz des Ideales weichen mußte. In allen Lebenskreisen hatten die christlichen Völker so große weltliche Erfolge — Erfolge der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, des Handels, des Besitzes der Mittel des Genusses, — daß sie sich allmälig wieder der Wirklichkeit anvertrauten. Mit neuer und abermals verstärkter Kraft belebte sich die Hoffnung, die idealen Bedürfnisse durch eine praktische Verbesserung der Welt befriedigt zu sehen.

Und Kenntniß und Urtheil waren unterdessen zu weit fortgeschritten, als daß dießmal die Erfüllung durch ein Wunder erwartet worden wäre. Der menschliche Geist hatte einiges Verständniß der Gesetze erlangt unter deren Herrschaft die ganze Wirklichkeit steht. Und auch sein eigenes Denken, Fühlen und Wollen war ihm klarer geworden. Zu sich selbst hatte er Zutrauen gewonnen. Die Wirklichkeit, anfänglich ihm ein Hinderniß welches sich plump dem Fluge seiner Wünsche anhängte und sie herabzog, erschien ihm nun als die Gesammtheit der Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, endlich als das Problem seiner Thätigkeit. Von der Idealisirung der Natur ausgehend, ist der Verlauf der menschlichen Bildung bei der Realisirung der sittlichen und religiösen Gedanken und Anschauungen angelangt.

Mit dieser Wendung, durch welche die menschliche Arbeit geheiligt wird, ist das praktische Princip des Christenthums in den Vordergrund getreten, und ist der Charakter der utilitarischen Culturperiode bezeichnet in die wir

eingetreten sind. Die christliche Civilisation ist damit in eine Entwickelungsphase gelangt in der sie zwar gegen den Supranaturalismus der vorgehenden sich negativ verhält, aber im positiven Geiste wieder an den realistischen Glauben ihrer ersten Kindheit anknüpft. Und dieser erhält nun erst seinen klaren und verständigen Sinn. Jetzt erst wird der Menschheit der ernsthafte und praktisch wirksame Glaube an die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur zugemuthet, — jetzt erst die Liebe aus welcher die Kraft zur aufopfernden Arbeit an dem ewigen Werke der Vervollkommnung allein entspringen kann, — jetzt erst die Hoffnung daß dieses Werk, die Heiligung der Welt, gelingen werde, — jetzt erst mit einem Worte erhält die ganze christliche Symbolik ihre verständige Erklärung; — nicht durch irgend eine theologische Autoriät — Schule, Secte oder Synode, — sondern durch die thatsächliche Art wie sich der christliche Geist in der Weltgeschichte entwickelt und dargestellt hat. Denn es ist hier nicht die Rede von dem christlichen Dogma, welches immer nur ein Element des christlichen Systemes ausmachen kann; es ist hier die Rede von der christlichen Cultur und Civilisation, wie sie sich in den christlichen Nationen und ihren Staten geschichtlich darstellt und von diesen in die übrige Welt ausgeht.

Indem auf diese Weise die innere Entwicklung des menschlichen Geistes bei dem utilitarischen Realismus angelangt ist, trifft sie mit dem Ergebniß der äußeren Culturbewegung zusammen, welches wir im vorigen Capitel schon dargestellt haben. Der Muth der realistisch-utilitarischen Bestrebungen welcher zu den großen Culturleistungen der Gegenwart befähigt, ist jenseits des Meeres entstanden. Er ist das Erzeugniß des Koloniallebens in Verbindung mit einer

einseitigen, aber der Zeit und dem Orte im ausgezeichnetsten Grade entsprechenden religiösen Richtung. In England ist er das Ergebniß des Verkehres mit den Kolonien, des dadurch entwickelten Welthandels und einer darauf gegründeten Weltindustrie. Auf dem europäischen Festlande tritt derselbe als Rückschlag des englischen und amerikanischen Lebens auf.

Die Entdeckung Amerika's, des Seeweges nach Ostindien, später Australiens, und die daraus hervorgehenden großen überseeischen Unternehmungen und Niederlassen haben eine Zeit lang Europa seiner besten praktischen Kräfte beraubt. Durch das reiche Material neuer Lebensanschauungen welches von auswärts zuströmte, wurden freilich zu Hause die theoretischen Köpfe beschäftigt, und die Beschäftigung war am Ende keine unfruchtbare; aber die praktische Thatkraft wurde hinausgelenkt. Der Geist der neueren Geschichte stand an Europa's Westküste mit dem Rücken gegen den Welttheil gekehrt. Soweit die wirkende Kraft an diesem letzteren haften blieb, setzte sie sich an den westlichen Ufern fest die im Verkehr mit den fernen Ländern der Wunder und der Schätze waren. Und doch — selbst Portugal und Spanien erschöpften sich durch ihre überseeischen Unternehmungen vollständig. Die inneren Länder Europa's, durch welche bis dahin die großen Straßen des Weltverkehres gelaufen waren, blieben jetzt als dunkle Winkel seitwärts liegen. Der Weltverkehr war vom Lande auf das Meer verlegt. Deutschland litt am meisten bei der Veränderung. Ganz ausgeschlossen von den Unternehmungen die der neuen Zeit Glanz verliehen, die eine Umgestaltung aller Verhältnisse bewirkten und die Quelle neuer Macht waren, gewöhnte es sich daran seine Größe in der Gelehrsamkeit und der theoretischen Speculation zu suchen. Das deutsche Leben

wurde engherzig, stubenhockerisch, spießbürgerlich, pedantisch, grübelnd oder träumend, höchstens romanhaft, in der Phantasie die Schranken seiner verarmten Wirklichkeit überspringend*). Es war eine große Schulstube, in welcher erzählt wurde was andere Leute entdeckt, gesehen, gethan hatten, und zu entdecken, zu sehen, zu thun fortfuhren.

Aber der Rückschlag blieb nicht aus, und wir alle leben unter seinen erschütternden Einflüssen. Das draußen angelegte Capital an geistigen und materiellen Kräften hat durch aufgehäufte Zinsen sich zum Ueberfluß rückströmenden Lebens gesteigert. Jenseit des Meeres, im Kampfe mit einer rohen aber reichen Natur, frei von den Fesseln der Vergangenheit, vor große technische Aufgaben gestellt, entwickelte sich der Geist der Zeit zum weltbeherrschenden Geiste dieser realistischen Gegenwart, und strömte in dieser höheren Potenz zu seinen Ausgangspunkten zurück. Ueber England ergoß sich zuerst der Strom. Im Verkehre mit seinen eigenen Schöpfungen jenseit des Meeres wurde es groß, reich, mächtig, — entwickelte sich seine riesenhafte Technik, sein übermächtiges Capital, seine gewaltige Thatkraft; und seine Technik, sein Capital, seine Thatkraft, sein Unternehmungsgeist breiteten sich ostwärts über den Welttheil aus. Andere westliche Nationen nahmen Theil an der großen Bewegung. Das Beispiel trieb zur Nacheiferung an. Die amerikanischen Colonien hatten sich unterdessen von ihren Mutterländern losgerissen. Ihre Rückwirkung

*) Vor fünfzig Jahren betrachtete man es in den kleinen Städten des mittleren und südlichen Deutschlands als eine Schande wenn ein junger Mann über das Meer ging. Man sprach, wenn es eine anständige Familie betraf, nicht davon. Aber man las von fremden Ländern; man erhitzte sich über der Geographie.

war damit eine nur um so mächtigere, selbständigere geworden; denn die Losreißung wies Europa und seine Kräfte wieder auf sich selbst zurück. Ein Zeitalter materieller Verbesserungen zog sich von Westen her über die alte Welt.

Kunststraßen und Canäle, Flußdampfer und Eisenbahnen folgten sich nun mit ihren großen Leistungen für den inneren Verkehr, und lenkten den Handel und die großen Strömungen des Lebens wieder in das Innere des Welttheiles. Die Seedampfschifffahrt steigerte wieder von Außen die Antriebe der ganzen Bewegung. Die elektrische Telegraphie veränderte alle Maßstäbe der Zeit, wie die Eisenbahnen die Maßstäbe des Raumes verändert hatten. Die fast vollständige Gleichzeitigkeit des geistigen Lebens auf weit von einander entfernten Punkten gab allen Interessen eine Unmittelbarkeit und praktische Frische die vorher unbekannt gewesen war. Die Fernen sahen sich in die Nähe gerückt, die Zeit sah sich zusammengedrängt, Alles fing an die Angelegenheit Aller zu werden. Diese ganze Bewegung mußte eine politische Gesammtwirkung hervorbringen: — das was man den demokratischen Charakter der Zeit genannt hat.

Wie in dem gesteigerten Leben eines individuellen Organismus das Blut in die äußersten Hargefäße getrieben wird, die an der allgemeinen Erregung theilnehmen, so zieht auch ein erregter gesellschaftlicher Zustand Elemente des Volkes in Mitleidenschaft die in ruhigen Zeiten ihren persönlichen Interessen nachzugehen pflegen. Neue politische Bedürfnisse, aus veränderten gesellschaftlichen Machtverhältnissen entspringend, wurden allgemein fühlbar, und wenn sie nicht schnell genug befriedigt wurden, mußte ganz naturgemäß von der Menge die Schuld den Regenten beigelegt werden. In Verbindung

mit diesen Gründen der Unzufriedenheit war in Jahrzehnten die Bildung des Volkes schneller fortgeschritten als früher in Jahrhunderten. Durch leichte Zugänglichkeit aller Kenntnisse waren selbständiges Urtheil und eigene Meinung in einem bis dahin unbekannten Grade zum Gemeingut geworden. Das Gesammtergebniß war die allgemeine Forderung der Volksmassen an der Leitung der Statsangelegenheiten betheiligt zu sein. Populärere Formen der Regierung mußten verlangt werden. Die Forderung der Oeffentlichkeit, die Ansprüche der Nationalitäten, — alle großen politischen Charakterzüge unseres Zeitraumes mußten hervortreten. Der Liberalismus, die Demokratie, die Revolution: — hier die politischen Formen in denen sich der Zeitgeist darstellte. Das Wesen aber welches sich in diesen Formen ausprägt, ist der Realismus: — ein Moralsystem welches den Nachdruck auf die Wirklichkeit, auf die Arbeit, auf die Leistung, auf das Nützliche und Wohlthätige im allgemeinen culturhistorischen Sinne legt.

Wenn die welche sich von diesem Geiste feindlich angeweht fühlen, in den Erscheinungen der Zeit mehr die Merkmale des Verfalles und der Auflösung als die der Neubildung haben entdecken können, so ist das sehr natürlich. Sie nehmen wahr was sie aus ihrer Stellung zu verdrängen sucht, und ein jedes Glied der Gesellschaft hat ein natürliches Recht seine Stellung zu vertheidigen. Im Uebergange aus einer Culturperiode in die andere aber müssen sich unvermeidlich die Erscheinungen des Verfalles mit denen der Neubildung mischen und kreuzen, und ohne Gefahren und Leiden sind solche Uebergänge nicht denkbar.

Die Auflösung eines alten Cultursystemes erscheint mit innerer Nothwendigkeit in der Form der zunehmenden Inconse-

quenz im Stile des ganzen gesellschaftlichen Lebens, — der zunehmenden Untreue gegen das Princip seiner Organisation, — der wachsenden Anarchie des Geschmackes, — der überhandnehmenden Beliebigkeit und Unwesentlichkeit der Kunststoffe, — des Herabsinkens der Kunst zu einem Mittel des werthlosen Amüsements und der zeittödtenden Zerstreuung, — des schalen Interesses welches von den Trägern der Bildung der ausgespitzten Feinschmeckerei einer leeren und kraftlosen Aesthetik gewidmet wird, — der unverhältnißmäßigen Bedeutung die man überhaupt der Kritik im Verhältniß zur Production, dem reflectirten Leben im Verhältniß zur lebendigen Unmittelbarkeit zuerkennt, — des Durstes nach Genuß für den es aus tiefen inneren Gründen keine Befriedigung geben kann, — der theoretischen Rechthaberei bei zunehmender Gleichgiltigkeit gegen den praktischen Erfolg oder wachsender Unfähigkeit sich seiner zu versichern: — — überhaupt in der Form eines unfruchtbaren theoretischen Individualismus, welcher, indem er jedes innere Band der Gesellschaft absterben zu lassen droht, am Ende sich dem äußeren Zwange einer politischen Uniform zu fügen genöthigt ist. Denn jeder Faden des inneren Zusammenhanges der Gesellschaft welcher verschwindet, muß durch ein Mittel der äußeren Beherrschung ersetzt werden.

Das Bild des Ansatzes zu einem neuen gesellschaftlichen Organismus zeigt die umgekehrten Erscheinungen. Diese treten auf als erneuerte Kraft und Folgerichtigkeit in einzelnen Lebensrichtungen, die vielleicht mit einander nicht in Verbindung, die vielleicht sogar mit einander in scheinbarem Widerspruche stehen, deren innerer Zusammenhang aber allmälig an den Tag kommt; — als instinctmäßige

Treue gegen ein oft noch unbewußtes Princip, — als Erweiterung und Bereicherung eines neu sich bildenden Gebietes selbstverständlicher und unbestrittener Ueberzeugungen, und daraus folgender Uebereinstimmung Aller im Geschmacke, in den Sitten und Ansichten, — als Abneigung gegen die Reflexion, die Kritik, die theoretische Rechthaberei, und als Hochstellung jeder productiven Thätigkeit, jeder positiven Leistung, jeder entschlossenen That, jeder bedeutenden Thatsache: — — im Allgemeinen als ein Geist der mit zunehmender Kraft die Glieder der Gesellschaft innerlich gebunden hält, um der individuellen Thatkraft nach außen freies Spiel gestatten zu können.

Es gehört zu den gemischten Erscheinungen des Ueberganges daß im inneren wie im äußeren Leben Form und Inhalt aus einander treten. Veraltete Formen aus denen der Geist gewichen, werden zu sinnlosen Formeln; — veraltete Gedanken denen der Leib des wirklichen Lebens abgestorben, irren wie Gespenster umher welche ihre Knochen suchen. — So mit dem was verfällt, und so mit dem was entsteht. Formlose neue Gedanken und gedankenlose neue Formen suchen sich der Gegenwart zu bemächtigen. Die ersteren sind das Princip, die zweiten die Schablone nach der die Welt neugestaltet werden soll. Das aber sind nicht die ewig wirkenden Kräfte welche den Organismus der Gesellschaft täglich neu verjüngen. Der Verlauf des sittlichen Lebens unseres Geschlechtes ist gleich dem des leiblichen eines Individuums in steter Umwandlung begriffen, einer Umwandlung die ihre Erschütterungen und Krisen haben mag, aber ihren fortlaufenden Faden hat. Die Bedeutung und Wirkungen der Revolution werden in der Regel hoch

überschätzt. Revolutionen sind nicht nur unfähig für die Dauer zu schaffen, — sie sind auch unfähig bleibend zu vernichten. Was sie geschaffen, bricht wieder zusammen; was sie vernichtet haben, richtet sich wieder empor; und selbst die Köpfe welche abgeschlagen werden, wachsen wieder nach. Historische Bildungen werden nicht fabricirt sondern erzeugt und geboren, und sie werden nicht gemordet sondern sie sterben.

Im Verlauf des Verfalles und beginnenden Neubaues legen, wie im Leben überhaupt, die romanischen Nationen den Hauptwerth auf die Form. Es ist ein Erbtheil vom alten Römerthume, von welchem, mit dem Namen, dieser Zug des Charakters auf sie gekommen ist. Ein vorherrschender Formalismus kennzeichnet den romanischen Geist von seinem Mittelpunkte bis hinüber in die lateinischen Kolonien der neuen Welt: die letzten Epigonen des Römerthumes überhaupt. Christianisirte Indianer, — welche sehr bezeichnend „Ladinos" genannt werden, — sind seine schwachen Träger; aber sie wissen von „Civilisation", „Bildung", „Fortschritt" zu sprechen, und haben eine formelle Urbanität geerbt die oftmals selbst unseren gebildeten Ständen fehlt. In der römischen Kirche, dem Mittelpunkte des ganzen sich umwandelnden Cultursystemes, ist freilich der formale Einheitsgedanke des altrömischen Reiches mit dem Inhalte des Christenthums erfüllt worden; aber auch hier laufen Inhalt und Form aus einander, und der Romanismus in der Kirche hat sich für die Form entschieden. Es ist der Verfall der Religion, wenn diese sich in todte Form und abstracten Gedanken zerlegt.

Der deutsche Geist ist es der sich umgekehrt für diesen letzteren entschieden hat. Weiter gefaßt, als germanischer

Geist, ist er für das Wesen gegen die Form aufgetreten, — in England und den germanischen Niederlanden für das Wesen als Thatsache, in Deutschland für das Wesen als Gedanke. In Deutschland wird damit die philosophische Speculation zum Grundtone des nationalen Lebens, und der theoretische Individualismus erringt hier den vollständigsten Sieg. Der Proceß der Auflösung hat das innerste Leben ergriffen, und hat dieses unfähig gemacht von hier zu neuen Bildungen die praktischen Anstöße ausgehen zu lassen. Dem deutschen Leben hat darum bisher die praktische Initiative nicht nur zufällig sondern aus den tiefsten inneren Gründen und mit Nothwendigkeit gefehlt. In der Lutherischen Reformation kommt dieser theoretische Individualismus zum eigentlichen historischen Durchbruche. Zu einer historischen Neubildung mußte ihm aber romanischer Formalismus und der praktische Geist anderer germanischer Völker zu Hilfe kommen. Es ist der Calvinismus welcher dies zu bewirken hatte. Er stellt das Princip der individuellen Selbstbestimmung nach seiner praktischen, äußerlichen und darum theilweise auch formellen Seite dar. Während nun der theoretische Geist des Lutherthumes sich gegen die praktische Kritik auf dem Gebiete des States erklärte um sich der speculativen Beschäftigung mit der abstracten Wahrheit widmen zu können, hielt der praktische Geist des Calvinismus die Kritik vom Gebiete des Glaubens entfernt, um seine ganze Kraft auf die Umgestaltung der politischen Welt zu richten. Calvin ließ Servet verbrennen und gründete in Genf eine theokratische Republik von welcher der gesammte moderne Republicanismus ausgeht; — Luther, umgekehrt, predigte gegen die deutschen Republikaner und Socialisten, aber er gründete die

Freiheit der protestantischen Forschung aus der die deutsche Philosophie entsprang. Dieser erklärte den Menschen zum Ausleger des göttlichen Wortes, jener zum Träger des göttlichen Willens. Der praktische Anstoß welcher von der letzten Wendung ausging, setzte sich sogleich in die Weite fort. Zum Puritanismus gesteigert, der aus der Heiligung und Reinigung der wirklichen Welt eine mit fanatischem Ernste betriebene praktische Angelegenheit machte, gelangte er nach Amerika und gründete dort den Stat des einseitigsten Realismus. Der theoretische Geist dagegen welcher vom Lutherthume ausging, zog sich im protestantischen Deutschland auf die kleinsten Punkte zusammen, legte hier den Keim zur realistischen Philosophie unserer Zeit, gab aber der Realität des deutschen Reiches den Tod, und ließ die philosophirende Nation in der Kleinstaterei und Kleinstädterei verkommen.

Der romanische Formalismus aber, welcher die Reformation, zu der er so wesentlich mitwirkt, in ihrem Ergebniß zurückstößt, charakterisirt sich in den verschiedenen romanischen Völkern sehr verschieden. Er entwickelt sich in Italien vorzugsweise ästhetisch, in Frankreich social, in Spanien religiös und von der Religion aus politisch. Aus dem spanischen Geiste ging, den beiden Richtungen der Reformation gleich schroff entgegengesetzt, als welthistorische Culturrichtung der Jesuitismus hervor, welcher dem praktischen Individualismus des calvinistischen Geistes so feindlich ist wie dem theoretischen des Lutherthums, und Beider mit der Gewalt der Disciplin Meister zu werden sucht. Im schneidendsten Gegensatze steht er mit dem Calvinismus; denn während dieser die Politik als Religion zu betreiben gesucht hat, betreibt der Jesuitismus durchweg die Religion als Politik. Praktisch tritt er so

dem Lutherthume näher, welches die politische Freiheit der religiösen zu opfern geneigt ist; theoretisch aber dem Calvanismus, welcher umgekehrt verfährt, und darum auch die religiöse Autorität nur zu wechseln bestrebt war. Frankreich mußte später seine in der Reformation nicht durchgeführte Rolle weiter spielen. Während Deutschland, seinem theoretischen Charakter getreu, seine große literarische Periode durchlebte deren Leistungen durchaus auf das Wesenhafte gerichtet waren, steigerte sich in Frankreich der formale Realismus der Revolution bis zu dem Wahnsinne, welcher es unternahm zur Verwirklichung einer politischen Form der ganzen Wirklichkeit den Krieg zu erklären, und durch Ausrottung der Gegenwart sich eine Zukunft zu schaffen.

Vierzehntes Capitel.

Das europäische Statensystem und die politische Weltordnung der Gegenwart.

Die äußeren und inneren Vorgänge deren Darstellung den Inhalt der letzten Capitel ausgemacht hat, bilden einen geschichtlichen Verlauf dessen Ergebniß die gegenwärtige politische Weltordnung ist.

Durch die großen Begebenheiten dieses Verlaufes sind in der neueren Zeit zwei wichtige politische Gebilde zerstört worden: die polnische Adelsrepublik und das deutsch-römische Reich; — und zwei wichtige politische Gebilde sind durch sie in's Leben gerufen worden: — die russische Macht und das amerikanische Statensystem. Mit zwei negativen und zwei positiven Thatsachen erscheint die Gestalt der politischen Welt verwandelt.

Der Untergang Polens und der Untergang des deutschen Reiches haben etwas Gemeinsames. Beide erlagen dem realistischen Geiste der neueren Zeit; in Folge ähnlicher Schwächen, aber aus verschiedenen inneren Gründen. Beide Reiche, das polnische wie das deutsche, hatten in sich selbst oder aus sich selbst weder die Uebermacht einer starken politischen Gewalt noch den Gehorsam gegen das Majoritätsprincip hervorbringen können, von denen die erste den Stat von oben, der zweite von unten bildet und erhält. So bestand in beiden weder im Kreise der legitimen noch in dem der legalen Gewalten die erforderliche Lebenskraft; und bei den bisher erfolglosen Versuchen beide Reiche wieder herzustellen, wirken diese doppelten Unfähigkeiten noch heute nach. Zu dieser Aehnlichkeit der Umstände kommen aber wesentliche Unterschiede, welche in der Verschiedenheit der inneren Ursachen begründet sind. Die Unfähigkeit sich einer Einheit wie einer Mehrheit unterzuordnen, ging bei den Polen aus der Mischung von rohem Individualismus und heerdenartigem Socialismus hervor durch welche die slavische Race sich kennzeichnet. Die geringe Fähigkeit des Slaventhums in sich selbst die Machtunterschiede und aus sich selbst die stabile Uebermacht zu erzeugen ohne die kein Stat möglich ist, war den Polen und Russen gemein; die Unfähigkeit aber diesen Mangel einzusehen und ihm durch Unterwerfung unter eine angeeignete fremde Herrschaft abzuhelfen, war ein besonderer Fehler der Polen durch welchen sie sich zu ihrem Unglück von den Russen unterschieden. Die Russen wußten daß sie aus sich selbst keine Herrschaft schaffen konnten: sie verschrieben sich dieselbe aus

der Fremde*). Die Polen thaten ähnliches nur halb, und darum wirkungslos. Ein Volk aber welches weder eine Herrschaft erzeugen noch einer Herrschaft gehorchen kann, ist unfähig sich politisch zu behaupten.

Es ist der praktische Sinn für das Zweckmäßige, der utilitarische und technische Geist, dessen Mangel diese Erscheinung hervorbringt. Der Stat ist eine Zweckgemeinschaft: der Sinn für das Zweckmäßige, — der Utilitarismus, — ist also vorzugsweise der politische Sinn. Aus diesem Sinne geht der bewußte politische Gehorsam hervor, von dem der militärische Gehorsam nur eine besondere Form ist. Die Zweckmäßigkeit ist die Grundlage der Disciplin. Dieser Geist war dem polnischen Volke fremd, und auch in diesem Augenblicke wird er nur aus Noth und zur Noth durch den Terrorismus ersetzt. Ein bloßer Adelsstat konnte diesen Geist der Disciplin, diesen Sinn für das Zweckmäßige, welcher die Menschen treibt sich einem Organismus unterzuordnen auch da wo der individuelle Stolz sich sträubt, nicht in sich erzeugen, weil in einem solchen State auf der einen Seite die persönliche Ungebundenheit, das Gefühl einer Art von individueller Suveränetät zu stark ausgebildet ist, auf der anderen aber als Folge davon das Nützlichkeitsprincip verachtet wird. Die Mittelclassen sind es welche dieses letztere vorzugsweise vertreten. Die disciplinirende Wirkung des Fleißes und der Arbeit ist es welche dasselbe entwickelt. Wo diese Mittelclassen fehlen, — wo überhaupt eine gewisse Gliederung der Stände gar nicht oder nur sehr unvollkommen vorhanden ist,

*) Wir weisen hier zurück auf die von uns in der Note zum neunten Capitel angeführten Bekenntnisse von Konstantin Akſakoff.

da hat dieses Princip keine Stätte. Das war der Fall in Polen. Ein unter solchen Voraussetzungen bestehender Stat verdient kaum diesen Namen. Er ist eine zwischen Krieg und Frieden schwebende halbwilde Gesellschaft, die durch keine individuelle Bildung und Verfeinerung, welche unter diesen Bedingungen überhaupt nur eine ganz äußerliche sein kann, zu etwas Besserem wird. Der amerikanischen Demokratie fehlt nur scheinbar die Gliederung der Stände, und auch daß sie ihr nur scheinbar fehlt ist schon ihr Unglück. Aber der Mangel ist in ihr nur der Form nach vorhanden, der Sache nach nicht. Das amerikanische Leben, indem es sich ganz und gar im Elemente des Utilitarismus bewegt, bringt aus sich selbst, wenn auch etwas formlos, große Machtunterschiede und einen sehr entwickelten Sinn für Disciplin hervor, obschon dieser letztere, was schon in England anfängt, sich mehr im Gebiete des Parteiwesens als des officiellen Statslebens geltend macht. Und ein Theil der gesellschaftlichen Gliederung welche für den Stat unentbehrlich ist, wird in Amerika durch die fortwährende Einschiebung europäischer Auswanderer ersetzt. Die Russen importirten sich ihre Herrschaft, die Amerikaner importiren sich ihre Arbeit: — die Polen thaten weder das eine noch das andere. So sind Rußland und Amerika mächtig geworden, Polen aber ist zu Grunde gegangen.

Mit dem Untergange des deutschen Reiches hat es eine andere Bewandtniß. Wie das polnische, unterlag es dem Realismus und Utilitarismus, welcher in neuen politischen Bildungen zu Macht gelangt war. Aber der Geist der Zweckmäßigkeit, in einer reichen ständischen Gliederung entwickelt und in mannigfaltigster Thätigkeit ausgebildet, war ihm nichts weniger als fremd; nur war seine Zweckmäßigkeit

eine symbolische, sein Utilitarismus ein transcendentaler. Das deutsche Reich war die eigentliche Haupt- und Charakterbildung der mittelalterlichen Christenheit. In seiner nothwendigen Verbindung mit dem Papstthume war es die Statsform des supranaturalistischen Christenthums, dessen wesentlicher Charakter die Symbolik war. Hier fehlte es nicht an Zweckmäßigkeit; sie war vielmehr bewundernswürdig wie der harmonische Reichthum des gothischen Stiles. Aber diese Zweckmäßigkeit war wie gesagt eine symbolische, und dem herandrängenden Realismus der neueren Zeit konnte sie nicht widerstehen. Den reellen Zwecken des modernen Lebens gegenüber zerflossen die transcendentalen dieser politischen Symbolik in nichts. Eine andere Zeit brachte andere Principien und verlangte ganz andere Bedingungen der Macht. Polen ging an den Sünden eines wüsten Lebens zu Grunde, — das deutsche Reich starb an Altersschwäche nach wohl vollbrachter Aufgabe. — Das ist der große Unterschied, — so groß wie überhaupt der der culturgeschichtlichen Bedeutung der beiden statlichen Gebilde.

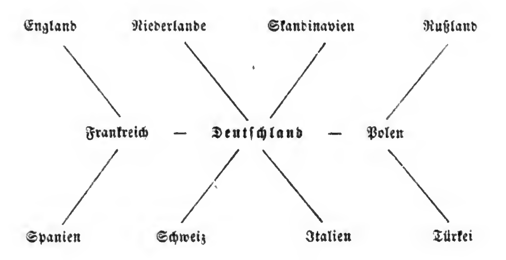
Der realistisch-utilitarische Geist aber welchem diese Gebilde erlagen, rief im Westen vom europäischen Statensysteme die amerikanischen Kolonialstaten, im Osten die russische Macht hervor.

Der Unterschied im Charakter beider politischen Neubildungen ist der daß im Westen der Realismus und Utilitarismus ursprünglich, im Osten aber übertragen ist. Die Civilisation erzeugt sich in der westlichen Gesellschaft von selbst und schreitet fort von innen heraus; — der östlichen wird sie durch äußere Gewalt aufgezwungen und ihr Fortschritt geht von außen hinein. Aber beide — der amerika-

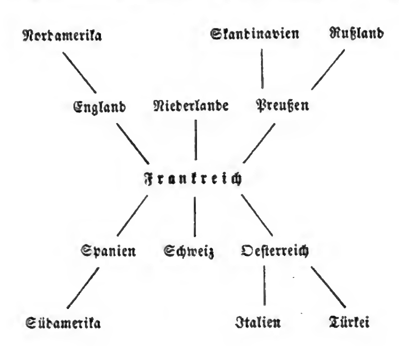
nische Westen und der russische Osten — schöpfen aus dem Realismus und Utilitarismus ihre Kraft und gründen darauf ihre Zukunft. Das ist die Quelle der russisch-amerikanischen Sympathien, in welchen die zukünftige Gefahr für das ganze europäische Statensystem liegt.

Das praktische Ergebniß der politischen Umgestaltung die wir hier besprochen, läßt sich in allgemeinsten Grundlinien durch die folgenden beiden Schemata darstellen.

Vor der Auflösung des deutschen Reiches, der Theilung Polens und der Entstehung eines selbständigen amerikanischen Statensystemes, bestand im Wesentlichen folgende Stellung der großen politischen und culturhistorischen Mächte oder Machtgruppen:



Nach den bezeichneten Veränderungen aber ist die Stellung folgende geworden:



Ueberblickt man die räumlichen Erscheinungen der Statenbildung im Verlaufe der Geschichte, so sieht man die Anstöße, Schöpfungen und Interessen der höheren Bildung welche mit der politischen Macht zusammenhangen, theils sie hervorbringend theils von ihr hervorgebracht, an die Entwickelung der höheren Menschenracen und an bestimmte geographische Verhältnisse gebunden, von einem kleinen Raume ausgehend, sich wie die Ringe welche ein in's Wasser geworfener Stein verursacht ausbreiten. Der Mittelpunkt des Kreises, und mit ihm der Umfang, hat sich von Zeit zu Zeit verschoben, wie ein Wirbel im Wasser der seine Stelle verrückt; der Umfang des Kreises aber ist während dem immer weiter geworden, bis er in unserer Zeit die Erde umfaßt. Ueber den historisch activen Theil der Menschheit breitet sich damit ein System gebildeter Staten aus welches wir im Osten und Westen weit über die Grenzen Europa's hinausgerückt sehen; und zugleich wird der passive Theil der Menschheit allmälig immer vollständiger unter die Herrschaft

der die Geschichte bestimmenden Nationen gebracht. Der Gesammterfolg ist das Dasein eines wenigstens in seinen Umrissen dastehenden politischen Weltsystemes, wie es noch in keiner früheren Periode bestanden hat.

Allerdings haben, seit den großen Entdeckungen, Eroberungen und Kolonisationen der Europäer in den anderen Welttheilen, auch früher schon die Interessen der Seemächte sich über die Erde erstreckt. Die dadurch hervorgebrachten großen Verhältnisse der Handels- und Kolonialpolitik sind aber nur die Vorläufer des Weltzustandes gewesen von welchem hier die Rede ist. Um diesen hervorzubringen, mußten außereuropäische Staten sich bilden welche, trotz ihrem geographischen Fernstehen, doch in den Kreis der herrschenden Civilisation Europa's gehören. Das geschah in entscheidender Weise durch die Unabhängigkeit und wachsende Macht und Bedeutung der Vereinigten Staten von Amerika, durch welche auch die Machtzunahme und Ausbreitung Rußland's, und die Veränderungen im Innern des europäischen Statensystemes — das Verschwinden Polens und des deutschen Reiches — zu der universellen Bedeutung gelangten, welche diesen Vorgängen nun in der Geschichte des Menschengeschlechtes zukommt.

Daß Amerika im Allgemeinen einen großen Einfluß auf den Gang der europäischen Entwickelung ausgeübt hat und noch ausübt, ist eine für Jedermann offenliegende Thatsache. Schon die bloße Entdeckung und Eroberung hatte eine Verrückung des Machtverhältnisses der europäischen Staten, und, wie wir bereits dargestellt haben, einen mächtigen Einfluß auf den Charakter der europäischen Völker, einen allgemeinen Umschwung der Ideen, und entscheidende

Anstöße zur Ausbildung der ganzen modernen Weltanschauung zur Folge. In der Gegenwart haben diese allgemeinen culturhistorischen Einflüsse mit verschiedenen Schwankungen fortgedauert. Aber durch die Entstehung und das Wachsthum der Vereinigten Staten hat Amerika zum zweiten Male, und auf eine viel tiefere Weise, die Maße und Stellungen der europäischen Mächte verändert. Um dies klar zu machen, dürfen wir nur auf die beiden obigen Schemata zurückweisen. Vor dieser Veränderung war Deutschland die Mitte der civilisirten Welt; durch die Veränderung ist Frankreich in diese Stellung gekommen. Es bedarf nur dieser wenigen Worte um den ganzen Inhalt der neueren Geschichte Europa's, der inneren wie der äußeren, ausgesprochen zu haben. Die aber welche jetzt aus dem amerikanischen Bürgerkriege und einem bevorstehenden Zerfalle der Union die Ansicht ableiten, Amerika würde nach kurzem Glanze in die Dunkelheit des Koloniallebens zurücktreten, urtheilen mit einer beklagenswerthen Kurzsichtigkeit und Unkenntniß der Dinge. Durch diesen Krieg erst erhält Amerika seine wahre Macht und Stellung im politischen Weltsysteme, und die kühnsten Hoffnungen Europa's dürfen nicht über die Erwartung hinaus reichen daß Amerika nicht geradezu sich zur dominirenden Weltmacht der beginnenden Culturperiode entwickelt, oder daß dies nicht allzubald geschieht.

Es ist sehr begreiflich daß der europäische Geist sich gegen diese Erkenntniß sträubt. Zu allen Zeiten haben ältere Nationen sich durch Stolz, Einbildung und Trägheit verleiten lassen neue historische Mächte gering zu schätzen, bis die lästige Thatsache ihr Gewicht auf eine unbestreitbare Weise fühlen ließ. Uud selbst dann wurde der Thatsache

noch ihre geistige Bedeutung abgesprochen, als ob in der Weltgeschichte das Gewicht einer Thatsache und das Gewicht ihres Sinnes je zweierlei sein könnten. Nur für eine Ideologie die sich selbst bis zur Sinnlosigkeit verirrt hat, gibt es sinnlose Thatsachen, und nur für eine solche Ideologie liegt die Vernunft mit der Thatsache im Kampfe. Für ein vernünftiges Denken ist die thatsächliche Verkettung der Dinge so vernünftig wie die gedachte. Die Geschichte ist übrigens zu reich an bekannten Beispielen solcher eitlen Verblendung als daß es nöthig wäre mehr als flüchtig an einzelne Parallelen mit der Stellung zu erinnern in der sich Europa zu Amerika befindet. Europa behauptet mehr Sinn für Wissenschaft und Kunst, mehr Urtheil und Geschmack, mehr Bildung überhaupt, mehr Humanität, mehr Gefühl, mehr Liebenswürdigkeit in den Formen des Umganges, und noch manche andere Vorzüge des Geistes und Herzens zu haben. Wir lassen es unentschieden wie weit Europa recht hat. Aber angenommen es habe recht, — was folgt daraus? — Die Griechen besaßen alle diese Vorzüge vor den Römern, und was hat es ihnen geholfen? — Und war es etwa eine sinnlose Thatsache der Geschichte daß der griechische Geist dem römischen erlag? — Die Römer besaßen fast alle diese Vorzüge vor den germanischen Nationen der Völkerwanderung, und was hat es den Römern geholfen? — Und war es etwa eine sinnlose Thatsache der Geschichte daß die römische Macht dem germanischen Elemente erlag? — Die Griechen fühlten sich an Bildung den Römern, die Römer den Gothen, Longobarden und Franken noch viel mehr überlegen als wir mit dem äußersten Dünkel uns den Nordamerikanern überlegen zu fühlen im Stande sind. Damit ist jedoch nicht das

Geringste ausgerichtet. Der invalide Legitimismus eines Welttheils ist nicht mehr werth als der invalide Legitimismus eines heruntergekommenen Fürstenhauses. — Zum allgemeinen europäischen Dünkel Amerika gegenüber kommt sodann ein absichtliches und systematisches Verleugnen von Seiten derer welche, indem sie Amerika eine so wichtige Stellung zuerkennen, dem Republikanismus Vorschub zu leisten fürchten. Aber denen welche eine Republikanisirung Europa's durch Amerika fürchten, fehlt es nicht minder an historischem und politischem Verstande als denen welche sie hoffen. Eine Statsform, sei sie die der nordamerikanischen Union oder die des russischen Reiches, kann niemals mehr und niemals weniger sein als ein natürlicher Ausdruck tieferer und allgemeinerer Culturverhältnisse. Sie folgt von selbst den Entwickelungsphasen welche diese Verhältnisse zu durchlaufen haben, und welche für Amerika und Europa niemals auf den gleichen Punkt zusammentreffen können. Je genauer man in Europa das amerikanische Leben kennen lernt, desto mehr culturhistorisches Gewicht wird man ihm beilegen müssen, desto lehrreicher wird man es finden, — aber — desto weniger werden vernünftige Menschen daran denken den amerikanischen Republikanismus nach Europa zu verpflanzen. Es ist sehr unzweckmäßig sich durch eine so unbegründete Furcht wie die daß dies geschehen könne, den freien Blick und das unbefangene Urtheil zu trüben.

Und noch andere schiefe Urtheile müssen wir hier gerad zu richten suchen, um der richtigen Anschauung der Dinge Raum zu verschaffen.

Wie man sich in Europa vielfach geschmeichelt hat, der amerikanische Geist habe Schwächen und Mängel die ihn

zu einer großen culturhistorischen Rolle und bedeutungsvollen Zukunft unfähig machen, so hat man sich auch mit dem Glauben zu trösten gesucht die amerikanische Natur sei nicht geeignet der Boden für höhere Cultur und eine aus höherer Cultur hervorgehende politische Machtentfaltung zu sein, und doctrinäre Pedanten haben diesen Gedanken zur Beruhigung beängstigter Gemüther nicht nur in Bezug auf die amerikanischen sondern auch auf die russischen Steppen in ein System gebracht. Auch diese Selbsttäuschung muß zerstört werden, wenn Europa seine gegenwärtige und zukünftige Lage richtig beurtheilen will.

Es ist ganz richtig daß die Naturbeschaffenheit des Südens und Westens von Europa große Vorzüge hat, welche sich in der culturgeschichtlichen Rolle des Welttheiles abspiegeln. In der That ist durch die Mannigfaltigkeit und Gunst seiner Bodengestaltung, durch die Abwechslung seiner Oberfläche, durch den Lauf seiner Gebirge und Flüsse, durch die localen Unterschiede seines Klima's bei dem allgemeinen gemäßigten Charakter desselben, durch die Verschiedenartigkeit in der Productien aneinander grenzender Landschaften, durch die Vorzüge seiner Küstenbildung und andere Einzelheiten mehr, Europa vor anderen Räumen der Erde befähigt gewesen die Wiege und Schule der höheren Menschenbildung zu sein. Daraus folgt aber nicht daß das Menschengeschlecht, nachdem es die Kinderschuhe ausgetreten und die Schulstudien hinter sich hat, nicht größerer Verhältnisse und Schauplätze des Lebens bedürfe, auf denen sich die Probe machen läßt zu was nun endlich die erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten gebraucht werden können. Mit Recht soll man Europa als die alma mater der idealen Bildung verehren, und man kann Griechen-

land wieder als einen bevorzugten Raum in der Werkstätte dieser Bildung hochstellen; man sollte aber, indem man das thut, bedenken daß der Welttheil, eben weil er sich in so hohem Grade zu dieser Bestimmung eignete, nicht der hauptsächlichste Schauplatz für die Thaten eines gereiften Geschlechtes sein kann. Geistreiche Kinder, wie die Griechen waren, mochten in dem Gärtchen welches die Geschichte Griechenland nennt Politik spielen, — es konnte schon dem reiferen Alter gewaltthätiger Knaben wie die Römer, die mit dem Spiel einen furchtbaren Ernst trieben, nicht mehr genügen auf solche Maßstäbe beschränkt zu sein. Ein ähnliches Verhältniß wiederholt sich auf einer höheren Entwickelungsstufe der Menschheit. Schwärmerische Jünglinge wie die Völker der Periode des supranaturalistischen Christenthums mochten aus ihrer europäischen Welt den wechselnden Blick bald hinauf nach dem Himmel bald hinaus in eine unbekannte Ferne werfen: — die Zeit kam endlich welche die Träumenden und Schauenden aufscheuchte und in die wirkliche Ferne hinaustrieb. Auf der Wanderschaft haben sie die erreichbaren Ziele der Wirklichkeit von den Gebilden der Imagination unterscheiden gelernt, und indem sie die größten Maßstäbe der ersten an die Stelle der Maßlosigkeit der zweiten gesetzt, ist ihnen der Schauplatz ihres ehemaligen Dichtens und Denkens für immer zu klein geworden. So sind die realen Interessen der Cultur weit über die europäischen Befriedigungsmittel hinaus gewachsen, und gerade die ausgedehnten Räume im Westen und Osten, mit ihren großen Entfernungen welche nur durch die Mittel der kühnsten und vollkommensten Technik aufgehoben werden können, mit den Rohheiten einer noch ungebändigten

Natur die durch eine geistvolle Arbeit bewältigt werden sollen, sind das was jetzt diesen Interessen entspricht.

Einfachheit, Größe, Massenhaftigkeit der Gegensätze, sind die Charakterzüge der Räume deren die Culturgeschichte für die mit unserer Zeit eingetretene Periode bedarf, und durch diese Charakterzüge eignet sich Amerika — wie in anderer Weise auf der anderen Seite Rußland — vollkommen zu der Rolle die ihm von der Geschichte zugefallen ist. Die Cultur soll, von den activen Racen getragen, sich über den ganzen Planeten ausbreiten, und die dazu erforderlichen Leistungen bedürfen jener einfachen, großen und gewaltigen Grundlagen und Hilfsmittel. Wie in der Technik ein im Kleinen gelungener Versuch noch nicht über die Tauglichkeit eines Apparates und über die Zweckmäßigkeit einer Methode für die Leistung im Großen entscheidet, so entscheiden die auf dem kleinen Gebiete der Localgeschichte gewonnenen Culturergebnisse nichts über das was im großen Maßstabe der Weltverhältnisse möglich ist. Dies muß vielmehr auch im Großen versucht werden. Eine gewisse Einförmigkeit der Natur mit wenigen großen Contrasten erleichtert den Versuch und macht ein zu weiteren Anstrengungen ermuthigendes Ergebniß möglich. Die Einförmigkeit der Natur bedingt eine gewisse Gleichförmigkeit der menschlichen Verhältnisse, vor allem der Sprache und der Sitten, über ausgedehnte Räume, erspart die hemmenden Wirkungen bedeutungsloser Gegensätze und nichtiger Streitigkeiten, und erlaubt einer großen Nation oder Gruppe von Nationen ihre ganze Kraft auf das Wesentliche, das wahrhaft Werthvolle und Nützliche zu richten. Durch den allgemeinen großen Maßstab der räumlichen Erscheinungen erhält der Geist auch einen großen Maßstab für das geistige

Leben. Denn schon der bloße Flächenraum eines Statsgebietes, ganz abgesehen von jeder anderen politischen Rücksicht, ist entscheidend für manche der wichtigsten Eigenschaften einer Nation, was wir schon früher in anderer Verbindung berührt haben. Von einem kleinen Gebiete können freilich auch in der politischen Welt große Dinge ausgehen; sowie sie aber aus dem Kreise des Gedankens in den der Wirklichkeit übergehen wollen, — ein Uebergang der in den wichtigsten Beziehungen gerade das ist was zwischen dem europäischen und amerikanischen Geiste liegt, — müssen sie auch von dem kleinen Raume auf einen großen treten. Ein solcher Uebergang ist im Alterthume der vom kleinen Schauplatze des griechischen Lebens auf den großen der alexandrinischen Eroberungen, — in der neueren Zeit der vom engen Raume des britischen Inselreiches auf den universellen der englischen Kolonialeroberungen und der anglo-amerikanischen Statenbildung. Die Idee ist vom Raume unabhängig. Ideale Bildung ist im kleinsten State möglich: die deutschen Kleinstaten haben es bewiesen. Es ist wie mit der Idee der Freiheit welche in der Zelle eines Gefängnisses Raum hat, und im kleinsten Raume genau soviel bedeutet wie im größten. In der Politik aber handelt es sich nicht um die Idee sondern um ihre Ausführung, und diese letztere wächst an historischer Bedeutung mit dem räumlichen Maßstabe. Für die Wirklichkeit ist es nicht einerlei ob hundert Menschen oder hundert Millionen Menschen sich des Besitzes der Freiheit erfreuen. Was also auch immer ein kleines Ländchen im theoretischen und ideellen Sinne für die Bildung leisten mag: — für die Politik, die es mit reellem Materiale und mit reeller Macht zu dessen Gestaltung zu

thun hat, bleibt es ein Krähwinkel, und selbst ein Athen, trotz seinem Perikles, ist von diesem Charakterzuge nicht frei.

So legitimirt sich in jeder Beziehung Amerika als ein selbständiges Glied des politischen Weltsystemes neben der europäischen Statengruppe. Dasselbe aber thut auf der anderen Seite Rußland, dessen geschichtliche Bedeutung bald unter- bald überschätzt, jedenfalls selten richtig gewürdigt worden ist.

Es handelt sich hier um die für die ganze Entwickelung der politischen Welt wichtige Erkenntniß, daß Rußland der eigentlichen europäischen Statengruppe, d. h. dem europäischen Abendlande, ganz eben so fremd und äußerlich gegenüber steht wie es die Vereinigten Staten von Amerika thun. Rußland ist geradezu das umgekehrte Amerika, wie es nicht neu ist daß Europäer die Vereinigten Staten als ein republikanisches Rußland bezeichnet haben. Die Umkehrung beruht darin daß der Utilitarismus Amerika's aus der Masse entspringt und ihr eigenthümlicher Geist ist, der Utilitarismus Rußland's aber sich umgekehrt der Masse, der er auferlegt ist, als seines Werkzeuges oder Materiales bedient. Wenn vom gewöhnlichen landläufigen Bewußtsein dieses Verhältniß Rußland's zu Europa nicht anerkannt wird, so liegt der Grund in dem räumlichen Zusammenhange und in dem systematischen Eindrängen Rußland's in das europäische System durch welches eine Zeitlang sich die russische Politik gekennzeichnet hat. Während von der nordamerikanischen Union die Nichteinmischung in die europäische Politik als leitender Grundsatz anerkannt wurde, hat Rußland umgekehrt die Einmischung zu seinem Princip gemacht gehabt. Bis nach dem äußersten Westen Europa's, bis nach Neapel, Sicilien und Spanien,

haben russische Einflüsse bei der Anzettelung von politischen Bewegungen mitgewirkt, und der kleinste deutsche Miniaturstat war für Rußland nicht zu gering um ein Gegenstand der Beachtung zu sein. Amerika hat nicht nur in Europa sich nichts zu schaffen gemacht, es hat auch nicht dulden wollen daß Europa sich bei ihm zu schaffen mache. Dieses entgegengesetzte Verhalten kann sich aber ändern und hat sich sogar schon geändert*). Soweit es Rußland betrifft, ist die Veränderung in Verbindung mit den Vorgängen und Folgen des Krimkrieges eingetreten. Das Eindrängen Rußland's in die abendländischen Verhältnisse seit Peter dem Großen entsprach nur einem vorübergehenden Entwickelungsbedürfnisse der russischen Macht. Die russische Politik war gleichsam auf Reisen; vorübergehend ließ sie sich da und dort nieder. Mit dem Krimkriege wurde sie nach Hause geschickt; und soviel auch Rußland unzweifelhaft überall noch zu wirken und zu lenken sucht, die Wirksamkeit geht von einem anderen Standpunkte aus und geschieht in einem veränderten Bewußtsein. Das System der Pentarchie, in welchem die Verschmelzung Rußland's mit dem europäischen Statensysteme seinen bestimmtesten Ausdruck fand, zugleich aber auch die künftige Verschmelzung der europäischen Statengruppe mit

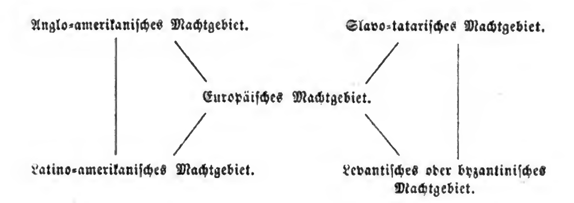
*) „Rußland" — sagt der Verfasser einer lehrreichen Schrift über die Verhältnisse welche wir hier besprechen — „Rußland ist mit seinen socialen Entwickelungen und Reformen noch keinesweges auf dem Standpunkte angelangt, um dadurch mit dem Bestande oder mit den naturgemäßen Veränderungen in der abendländischen Statenwelt verwachsen zu sein; es fragt sich sogar außerordentlich ob es nicht auf dem Wege ist sich weiter als jemals davon zu entfernen, und ob ihm nicht der asiatische Theil seines Wesens bedingender wird als der europäische." Rußland unter Alexander II., Leipzig 1860. S. 419.

Rußland vorgezeichnet lag und vorbereitet wurde, ist in seinem Geist und Wesen gebrochen, und die Bemühungen es wieder herzustellen, oder noch hinter dasselbe auf das System der heiligen Allianz zurückzugehen, können höchstens Unglück über die Welt bringen aber nicht zum vorgesetzten Ziele führen. Soweit auf der anderen Seite die Aenderung des Verhältnisses Amerika betrifft, steht sie uns wahrscheinlich nahe bevor; denn auf eine Einmischung Europa's in Amerika wird unfehlbar eine Einmischung Amerika's in Europa folgen.

Das allgemeine Ergebniß aber ist daß auf der einen Seite des europäischen Systemes, als fremde Machtgruppen davon abgelöst, im Norden Rußland im Süden das levantische oder byzantinische Machtgebiet, auf der anderen Seite im Norden das germanische im Süden das lateinische oder romanische Amerika liegt. Das Verhältniß Rußlands zur Türkei entspricht dem Verhältniß der Vereinigten Staten zu den spanisch-amerikanischen Ländern, und man hat nicht unpassend namentlich Mexiko „die amerikanische Türkei" oder den „kranken Mann der neuen Welt" genannt. Seitdem diese Bezeichnungen gebraucht worden sind, hat die weltumfassende Politik Napoleon's III. die orientalische Frage und die mexikanische Frage in eine gewisse Verbindung zu setzen gewußt, welche auf der bezeichneten Analogie beruht.

Wir haben es hier natürlich nur mit der politisch activen Hälfte der Menschheit zu thun, welcher die Herrschaft über die passive zukommt. Auf die Einzelnheiten des Verhältnisses zu dieser letzteren — den mannigfachen wilden, barbarischen, versunkenen, erschöpften, verknöcherten Völkern — kommen wir später. Die active politische Weltordnung

aber bildet die große Dreiheit, oder wenn man lieber will Fünfheit, deren einfaches Schema dieses ist:



Es ist eine inhaltschwere und verhängnißvolle Frage, ob das europäische Abendland, welches die eigentliche europäische Machtgruppe darstellt, zu einem Gesammtbewußtsein des hier dargestellten culturhistorischen Verhältnisses und seiner daraus hervorgehenden Aufgaben gelangen wird oder nicht. Das Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit, der übrigen Welt gegenüber, hat ihm in der streng christlichen Periode nicht gefehlt, und seine Abgrenzung ist in der That die des abendländischen Christenthums. Polen gehört aus diesem Grunde herein, Rußland nicht. Wir wollen damit nicht etwa für confessionelle Beschränktheiten das Wort ergreifen, wohl aber für culturgeschichtliche und culturgeographische Grundbedingungen eines richtigen politischen Weltorganismus. Hier liegt die allgemeine Bedeutung der polnischen Frage, welche im Großen nichts ist als eine G r e n z f r a g e zwischen dem eigentlich europäischen und dem slavo-tatarischen Machtgebiete.

Papstthum und Kaiserthum waren der Versuch dem abendländischen Gesammtbewußtsein die der mittelalterlichen Bildung entsprechende Form zu geben. Durch die Reformation und den daran sich anschließenden Verfall Deutschlands

wurde die Fortsetzung des Versuches, welche übrigens doch nicht zum Ziele geführt haben würde, unterbrochen, und die Entstehung der deutschen Kleinstaterei gehört nur zu den Erscheinungen des allgemeinen europäischen Zersetzungsprocesses und ist dessen entschiedenster Ausdruck. Das Gefühl der Gleichgiltigkeit und Werthlosigkeit einzelner politischer Glieder eines Ganzen dem der historische Geist entwichen, scheint den großen Napoleon beherrscht zu haben wenn er mit Staten umging wie ein Knabe mit Nürnberger Spielzeug. Es gehörte zu seinem historischen Berufe das Nichtige als Nichtiges zu behandeln, und so das letzte nothwendige Geschäft am Werke der Zerstörung zu verrichten. Damit dämmerte aber zugleich das Verständniß des neuen politischen Weltgebäudes, in welchem Europa zwischen Amerika und Rußland gestellt, Frankreich in die Mitte des ganzen Systemes gerückt, und den einzelnen westeuropäischen Nationen und Staten nur noch die Bedeutung untergeordneter Glieder eines größeren politischen Körpers übrig geblieben ist. Seitdem ist die Dämmerung des Verständnisses in einigen Köpfen zur klaren Einsicht geworden, zu einer Einsicht welcher Napoleon III. soeben in den Worten: „ein europäischer Krieg ist ein Bürgerkrieg" Ausdruck gegeben.

„Der Bildung und Civilisation des Westens" — hat in einer seiner politischen Schriften G. Diezel gesagt — „liegt das Princip einer gewissen Einheit zum Grunde, welches bis jetzt nicht zerstört werden konnte. Aber die Geschichte des Westens ist eine Reihenfolge mißlungener Versuche, jener Einheit eine äußere Form zu geben".

Wir sagen, es konnte nicht anders sein, weil diesem euro-

päischen Abendlande der Gegensatz einer ebenbürtigen Außenwelt fehlte. Wenn Rom zur Zeit seiner Größe keine solche Außenwelt um sich hatte, so war Rom schon ein Ganzes, und ein Ganzes welches wenigstens im Kampfe mit einer solchen Außenwelt zu seiner Erhebung über dieselbe gelangt war. Es war groß geworden, indem es diese Außenwelt aufgezehrt hatte. Aber das christliche Europa entstand auf den Trümmern der ganzen alten Welt wie eine Gruppe von Hütten auf den Ruinen eines Tempels oder Palastes in der Wildniß. Der Gegensatz der muhammetanischen Welt hatte wohl nachher in den Kreuzzügen und der Türkengefahr seine Wirkung; aber sie war einseitig und vorübergehend, und die spätere schrankenlose Ausbreitung der Kolonialherrschaft, welche eine Zeit lang für die Politik alle geographischen Grenzen auszuwischen schien, ließ den europäischen Geist nicht dazu kommen sich auf sich selbst zusammenzuziehen. Denn auch die asiatischen Erwerbungen Rußland's konnten nur in dem allgemeinen Lichte der zahlreichen und verschiedenartigen auswärtigen Besitzungen europäischer Staten erscheinen; und wenn Rußland selbst ursprünglich dem Abendlande fremd war, so bestand seine neuere Geschichte, mit der es erst anfing für das Abendland da zu sein, gerade in dem Bestreben sich ihm zu nähern und mit ihm zu verschmelzen. Die Art wie Rußland zum Sturze des ersten Napoleon mitwirkte, mußte diesem Bestreben im höchsten Grade günstig sein. Das europäische Abendland war die civilisirte Welt selbst, und hatte keinen Grund sich noch besonders als solche zu constituiren. Innerhalb seiner selbst sah es seine Feinde; in dem östlichen Nachbar, der mit Erfolg sich civilisirte, stellte sich der Freund dar: — was war natürlicher

als daß das schon ganz erblaßte Gesammtbewußtsein vollends erlosch, und im Inneren des Systemes die Spaltung, nach außen die Verschwommenheit zur entschiedenen Thatsache wurde *)?

Dies ist anders geworden. Rußland auf der einen und Amerika auf der anderen Seite drängen der westeuropäischen Statengruppe das Bewußtsein auf, ein zusammengehöriges Ganze zu sein, und werden sie den beiden äußeren Gliedern der großen Dreiheit gegenüber nöthigen ihrer Zusammengehörigkeit eine Form und ihren solidarischen Interessen die Mittel der Gesammtmacht zu geben.

Die Allianz der Westmächte im Krimkriege, deren Herstellung das Werk Napoleon's III. gewesen, war der erste dazu genommene Anlauf; und was der Beherrscher Frankreichs seitdem angestrebt: — der Versuch das europäische Abendland zu Gunsten Polens zu vereinigen, Polen selbst aber wieder dem abendländischen Machtgebiete, dem es angehört, zu gewinnen, — endlich der Gedanke des europäischen Congresses: — alles war die correcte Folgerung aus einer correcten Anschauung der wirklichen Weltverhältnisse. Wenn es dem nämlichen Fürsten gelingt in Bezug auf Amerika eben

*) Zum erstenmale steht Europa als eine Statengemeinde da" — schrieb 1814 der General von Knesebeck an den Freiherrn von Stein. Das war freilich eine Ahnung der Dinge die kommen werden, aber noch eine sehr unklare. Rußland schien damals gerade ein Hauptglied dieser Statengemeinde werden zu sollen, und an die politische Bedeutung Amerika's wurde nicht gedacht. Neuerdings ist die Aufnahme der Türkei in das sogenannte europäische Concert ein eben so verfehlter Gedanke. Wahr daran ist nur daß es ein levantisches, oder, wenn man lieber will, byzantinisches Machtgebiet gibt, welchem seine bestimmte Stelle im politischen Weltsysteme, aber keine im europäischen Systeme zukommt.

so genau die richtige Grenzlinie einzuhalten, wird durch ihn, bei allem Widerstreben, Frankreich zum natürlichen Führer der abendländischen Politik werden. Und diese Führerschaft, wenn ihre Bedingungen einmal der Welt zum Bewußtsein gebracht wären, würde unabhängig sein von dem einzelnen Manne welcher den Grund dazu gelegt. Die sicherste Quelle der Macht ist das Verständniß der Zeit, und ein darauf gegründeter Einfluß ist unabhängig von Persönlichkeiten, vorausgesetzt daß eben das Verständniß nicht an eine Persönlichkeit gebunden ist. So lange dieses Verständniß und die daran geknüpfte Pflichterfüllung dauert, so lange dauert ein solcher Einfluß, eine solche Macht. Ein durch Natur und Geschichte bedingtes politisches System vererbt sich und kann selbst vom Unverstande oder dem widerstrebenden Willen nicht aufgegeben werden. Es ist naturgemäß und gemäß der Geschichte, daß in diesem Augenblicke die politische Führerschaft in den Händen Frankreichs ist, und sie wird es, mit mehr oder minder Geschick und Erfolg, auf lange Zeit bleiben: es müßten denn außerordentliche Veränderungen in der gesammten politischen Ordnung der Welt vor sich gehen. Die folgenden Capitel werden dies weiter klar machen.

Fünfzehntes Capitel.

Deutschland und Frankreich als Concurrenten in einer neuen Ordnung.

Die abendländische Statengruppe, als mittleres Glied des politischen Weltsystemes, ist kein Statenbund; aber sie bildet eine Statenfamilie welche durch gewisse gemeinsame

Lebensbedingungen zusammengehalten und von den beiden anderen Gliedern abgesondert wird. Sie kann keine Gesammtregierung brauchen, aber sie bedarf der Führerschaft einer vorwiegenden Macht die der ausgezeichnete Vertreter ihrer Bildungsform ist, — eines Mittelkörpers an den sich die äußeren Glieder anschließen.

Das alles war, der Wirklichkeit oder dem Gedanken nach, das römische Reich deutscher Nation.

Die altrömische Weltmacht hatte sich in ein Ostreich und Westreich getheilt. Das erstere sagte sich — zuerst politisch, später auch kirchlich — vom Abendlande los. Die Erbschaft des letzteren war dem Frankenreiche zugefallen: — auch dieses theilte sich in ein Ostreich und ein Westreich. Das Ostfrankenreich erhob sich zum heiligen römischen Reiche deutscher Nation; auf dieses letztere vererbte sich der altrömische Einheitsgedanke weltlicher Macht auf Erden. Doch blieb er in seiner praktischen Bedeutung von Anfang an auf die lateinische oder abendländische Christenheit beschränkt. Wir wissen daß es auch in diesem engeren Kreise bei dem bloßen Gedanken der Universalität blieb; aber auch der bloße Gedanke war eine politische Macht, welche Anerkennung fand und Wirkungen hervorbrachte, und auch die nicht zum Reiche gehörigen umliegenden Staten ordneten sich immer noch dem allgemeinen Plane der Organisation des christlichen Abendlandes unter. Man konnte sie den Seitenthürmchen eines gothischen Domes vergleichen, welche zwar für sich allein emporstreben, aber dennoch mit den beiden Hauptthürmen — und diese waren das Papstthum und das Kaiserthum — zu dem gleichen Gebäude gehörten.

Endlich mußte auch dieses den zerstörenden Wirkungen

der Zeit erliegen. In Frankreich schlummerte, man kann sagen seit der Theilung des karolingischen Reiches, der Gedanke der Nebenbuhlerschaft Deutschlands in der Führung der abendländischen Welt. Von Zeit zu Zeit kam er zu halbem Bewußtsein; nie aber erlosch er vollständig im französischen Geiste, und als Napoleon I. das altersschwache heilige römische Reich deutscher Nation beseitigte, geschah es mit dem Bewußtsein ein heiliges römisches Reich gallischer Nation an seine Stelle zu setzen. Proudhon hat unlängst, an die italienische Frage anknüpfend, diesen Sachverhalt in großen Zügen dargestellt. Ein heiliges römisches Reich gallischer Nation ist der Kern des ganzen Systemes von Gedanken als deren Träger die Napoleoniden betrachtet werden müssen.

Die europäische Gesammtlage ist nun einfach diese, daß durch das Verschwinden des deutschen Reiches dem abendländischen Systeme sein Kern und Halt verloren gegangen, und daß es bisher nicht gelungen ist denselben zu ersetzen. Solange dem deutschen Bunde selbst Kern und Halt fehlt, ist er nicht geeignet die offene Stelle in Besitz zu nehmen, und durch das Verschwinden Polens ist zugleich Deutschland aus der Mitte des abendländischen Systemes auf dessen Ostseite gerückt. Deutschland also müßte in sich selbst eine kernhafte Macht entwickeln und Polen müßte wieder hergestellt werden, ehe Deutschland in Bezug auf die Führerschaft des Abendlandes mit Frankreich in wirksame Nebenbuhlerschaft treten könnte. Kann aber Deutschland diese Führerschaft Frankreich nicht streitig machen, so hat sie eben Frankreich, und die Bestrebungen Napoleons III. entsprechen dann vollständig der Sachlage. Wer hier die Macht hat und von ihr Gebrauch macht, der hat das Recht. Die Führerschaft des

europäischen Abendlandes ist die offene europäische Frage, welcher alle besonderen Fragen: die deutsche, polnische, italienische, dänische, und mittelbar selbst die orientalische — sich unterordnen. Aber selbst die Vorbedingungen der Lösung sind noch unentschieden, und es wird noch Zeit vergehen ehe selbst diese entschieden sein werden.

In dieser Unentschiedenheit hat sich das Bedürfniß eines europäischen Gesammtorganismus in einer verfehlten Art und Richtung geltend gemacht. Napoleon I. brachte es nicht soweit auch nur die Umrisse des großen Gedankens hinzustellen. In den Wendepunkt zwischen den Untergang der alten und den Ursprung einer neuen Ordnung gestellt, konnte diese letzte selbst einem so umfassenden Geiste sich nicht in bestimmten und klaren Zügen abzeichnen. Auf seinen Sturz folgte schattenhaft vorüberziehend jene unheilige Dreieinigkeit russisch-griechischer, österreichisch-katholischer und preußisch-protestantischer Frömmelei und Scheinheiligkeit welche die heilige Allianz genannt worden ist. Ohne irgend ein wahres Verständniß der Zeit und heuchlerisch wie diese mißgeschaffene Trias war, führte sie die Restauration des alten Rechtes und der alten Ordnung im Munde; aber der Neid und die Gierde der Macht thaten das Gegentheil von dem was der Mund sprach. Die aus Hochverrath, Treulosigkeit und fremder Gewalt hervorgegangene Vernichtung des deutschen Reiches wurde ungesühnt gelassen und erhielt ihre Bestätigung. Preußen und Oesterreich theilten sich in die Erbschaft der Macht. Aus den Steinen des alten Domes bauten sie sich ihre Kasernen, und zigeunerartig siedelte sich neben ihnen ein kleines Volk in den Schutthaufen an. Rußland suchte sich in seiner Weise der Zukunft zu versichern. Zu der falschen Gestaltung der

Weltverhältnisse in welcher Rußland als Glied des europäischen Systemes erscheint, war ein erster Schritt geschehen welchen Peter der Große vorbereitet hatte.

Indessen machte sich doch der Westen des Welttheiles geltend gegen das Uebergewicht des Ostens. Es war im Großen was in Deutschland jetzt im Kleineren geschieht: das Mutterland der Civilisation behauptete seine Selbständigkeit gegen die Ueberhebung seiner östlichen Kolonien. In diesem Kolonialcharakter treffen Rußland, Preußen und Oesterreich zusammen; aus ihm gingen für alle drei die gemeinsamen Interessen hervor welche sich in der heiligen Allianz darstellten. Aber bei Oesterreich und Preußen waren Kolonie und Mutterland räumlich verbunden, das Leben der ersteren dem des letzteren in hohem Grade assimilirt. Höchstens zur Hälfte gehörten sie ihrem Geiste nach dem Osten an. Zur anderen Hälfte fielen sie in die Wagschale des Westens. England und Frankreich kamen zur östlichen Triarchie hinzu, und aus der heiligen Allianz wurde die europäische Fünfherrschaft, welche der russischen Publicistik den Namen der Pentarchie verdankt.

Diese Pentarchie: — der stille Bund Rußland's, England's, Frankreich's, Oesterreich's und Preußen's — ist der wankende Boden auf welchem die europäische Gegenwart ihren unsicheren Stand einnimmt. Wir haben genauer als wir es schon gethan zu zeigen, daß dieser Boden im Weichen begriffen ist. Untersuchen wir wie Staten und Nationen sich dazu verhalten.

Oesterreich und Preußen allerdings scheinen bei der Pentarchie ihren Vortheil zu finden, und könnten sich verleiten lassen daran so lange wie möglich festzuhalten. Indessen müssen wir doch gleich in dieser Beziehung die beiden deut-

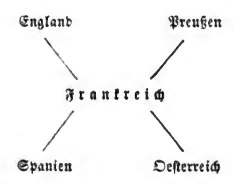
schen Großstaten unterscheiden. In der Pentarchie ist der deutsche Dualismus geheiligt, auf welchem der europäische Großmachtscharakter Preußen's und Oesterreich's beruht. Deutschland hat im Systeme der Pentarchie keine Stelle. Es erscheint, in so fern von einer politischen Macht die Rede ist, zwischen Oesterreich und Preußen getheilt; und eine Fortdauer des pentarchischen Zustandes müßte nothwendig endlich die wirkliche Annexation der deutschen Mittel- und Kleinstaten theils an Oesterreich theils an Preußen zur Folge haben. Die Pentarchie bedeutet also die Vernichtung Deutschland's, die Theilung entweder nach der Mainlinie, oder nach dem Programme der großpreußisch-kleindeutschen Partei. Ein Oesterreich welches auf die preußische Mainlinienpolitik einginge, oder ein Oesterreich welches nichts dawider hätte daß ein preußisches Kleindeutschland entstände, — ein solches Oesterreich könnte freilich der Pentarchie treu bleiben; — ein Oesterreich aber welches den Schwerpunkt seiner Interessen in Deutschland sucht, — ein Oesterreich dem es mit der deutschen Bundesreform Ernst ist, — ein Oesterreich welches daran arbeitet eine deutsche Macht zu gründen an deren Spitze es steht, — ein solches Oesterreich hat nichts mehr mit der Pentarchie zu thun und muß ihr entschiedenster Gegner sein.

Für Preußen steht die Sache anders. An die Spitze von Großdeutschland zu kommen, hat Preußen wenig Aussicht; die zweite deutsche Bundesmacht zu sein, ist dem preußischen Stolze zu gering. Selbst der Schein der europäischen Großmachtstellung ist diesem Stolze, welcher in diesem Zuge sich als bloße Eitelkeit kennzeichnet, lieber als die Wirklichkeit einer gesicherten ehrenvollen und mächtigen Stellung im deutschen

Bunde. Allerdings war oder ist Preußen in der Pentarchie wenig mehr als ein russischer Vasall; aber unter der Protection Rußland's sich in der Gesellschaft der Großmächte zu bewegen, scheint für die Epigonen Friedrich's II. einen großen Reiz gehabt zu haben. Indem Rußland in der Pentarchie Preußen in die Höhe hob, setzte es Oesterreich, Frankreich und England herab, und Preußen wähnte unter den Flügeln des russisch-byzantinischen Adlers unter Seinesgleichen zu sein. Damit waren die reellen Aussichten auf die Maingrenze, ja unter Umständen auf Kleindeutschland verbunden. Mit letzteren befand man sich freilich an der äußersten Grenze des pentarchischen Systemes; aber man bebte darum auch davor zurück bis an diese Grenze zu gehen. So standen für Preußen die Dinge, und so stehen sie noch, soweit der wankende Zustand des pentarchischen Systemes es zuläßt.

Es ist Frankreich welches nach der Natur der Verhältnisse der große Gegner der russischen Pentarchie sein muß. Frankreich nimmt in der Pentarchie wie sie construirt ist, in der Pentarchie zu welcher Rußland gehört, eine falsche und untergeordnete Stellung ein. Es ist die Stellung welche ihm nach einer großen Demüthigung eingeräumt wurde, eine Stellung die als Rückschlag auf seine Ueberhebung zwar für einen Augenblick natürlich war, aber seinem culturgeschichtlichen und culturgeographischen Charakter nicht entspricht. In der Stellung die ihm die europäisch-russische Politik anweist, sieht sich Frankreich um die Früchte seiner inneren Umwälzungen, um den Ruhm seiner äußeren Thaten, und um die Gunst der Weltgeschichte betrogen. Nicht nur das Frankreich der Napoleoniden, nein — das moderne Frankreich überhaupt, — das Frankreich welches sich ohne seinen

Willen in die Mitte des politischen Weltsystemes gestellt sieht — kann sein Dasein mit der russisch-europäischen Pentarchie nicht in Uebereinstimmung bringen. Für dieses Frankreich gibt es eine andere Pentarchie, zu welcher Rußland nicht gehört, von welcher aber Spanien ein nothwendiges Glied ausmacht. Diese neue und rein europäische Pentarchie stellt sich in dem folgenden Schema dar, in welchem freilich Deutschland auch keinen Platz findet, und in welchem der deutsche Dualismus gleichfalls gewährleistet erscheint:



Aber Frankreich, nicht Rußland, ist hier die prädominirende Macht. Napoleon III. hat sehr wohl gewußt was er thut, indem er sich wiederholte Mühe gegeben Spanien aus dem Dunkel hervorzuziehen und in die Gesellschaft der activen Mächte des europäischen Abendlandes zu bringen. In Marokko, in Hinterindien, in Mexiko ist dies geschehen, während Portugal gedemüthigt wurde, um auf der iberischen Halbinsel einen Dualismus zu brechen welcher gegen dieses System und den französischen Einfluß hätte wirken können. Diese fünf Staten bilden indessen doch nur das Gerippe einer neuen europäischen Ordnung. Es muß Frankreich daran liegen dasselbe zu umkleiden. Noch immer handelt es sich darum Rußland auszuschließen, und Frankreich wird

diesen Zweck nicht ohne Hilfe einer Mehrzahl von Staten zweiten Ranges erreichen können. Allein zwischen England, Preußen, Oesterreich und Spanien gestellt, ist Frankreich in Gefahr der Rivalität Oesterreich's und dem Neide England's zu erliegen. Preußen ist von Rußland abhängig, Spanien von England. So vermag Frankreich selbst sich nicht von Rußland loszumachen. Indem Napoleon III. England in den Krimkrieg verwickelte, brachte er es auf die Bahn der antipentarchischen Politik, auf welcher es nachher in Italien weiter gegangen ist. Oesterreich aber war im Krimkriege auf halbem Wege stehen geblieben. Es war eine Rückkehr zur Politik der russischen Pentarchie, und gegen dieses rückfällige Oesterreich war der italienische Krieg und sein Ergebniß gerichtet. Das Königreich Italien ist eine antipentarchische Schöpfung, und als antipentarchische Schachzüge müssen viele wichtige Bewegungen der napoleonischen Politik beurtheilt werden. Sie machen im Wesentlichen den ganzen negativen Theil dieser Politik aus. Der positive ist aber die Begründung des französischen Uebergewichtes innerhalb dieser neuen, — dieser rein europäischen Pentarchie, welche in obigem Schema dargestellt ist.

England, wie schon berührt, hat sich in die antipentarchische Politik Napoleons III. hereinziehen lassen; aber in der polnischen Angelegenheit ist diese Politik gescheitert, indem das britische Interesse sich von derselben wieder zurückgezogen hat. England, an und für sich, hat schwerlich eine Liebhaberei für ein politisches System. Festbleibend in der englischen Politik ist nur der wechselnde englische Vortheil. Einen systematischen Weg geht England allenfalls mit um die Hände im Spiel zu haben; eine bestimmte Absicht mag dabei

immer zu Grunde liegen, eine bestimmte Ansicht aber niemals. England stellt in der Politik wie in anderen Dingen die reine Empirie dar. Napoleon III. wurde den Engländern gefährlich, oder vielleicht auch nur unbequem, und sie gaben es auf ihn auf seinem Wege weiter zu begleiten: an der Pentarchie als solcher haben sie darum kein wesentliches Interesse, und wenn in Europa überhaupt die antipentarchische Strömung die Oberhand bekommt, läßt England sich von derselben treiben als ob es immer in dieser Strömung gewesen wäre.

So bleibt uns übrig hier nochmals zu fragen wie sich Rußland selbst zur Pentarchie verhält. Wir wiederholen was wir weiter oben schon gesagt. Das System ist der Ausdruck russischer Hegemonie in Europa gewesen. Die Frage also ist ob das Czarenreich nach dem Tode Nikolai's noch an jenen Hegemoniegedanken festhält. Unzweifelhaft hat Rußland nach dem mit diesem Tode eingetretenen Frieden sich vom europäischen Westen zurückgezogen, um sich inneren Aufgaben, theilweise auch östlichen Interessen zu widmen. Diese inneren Aufgaben sind für Rußland von einer solchen Größe, und das freie Feld welches der russischen Macht ostwärts offen liegt, ist von einer so außerordentlichen Ausdehnung, daß man annehmen sollte der Gedanke westlicher Machtentfaltung müsse für das Czarenreich gänzlich in den Hintergrund treten. Nichtsdestoweniger wäre einer solchen Wendung der russischen Politik, wenn sie überhaupt mehr als Schein oder vorübergehendes Erforderniß des Augenblickes sein sollte, in keiner Weise zu trauen. Aber die Thatsache darf dennoch festgehalten werden, daß nach dem Frieden welcher der Thronbesteigung Alexander's II. folgte, Rußland selbst sich vom Systeme

der Pentarchie zurückgezogen hat. Der polnische Aufstand schien die Entwickelung der Dinge zu einer vollständigen Entscheidung führen zu wollen, und mit der Wiederherstellung eines polnischen Reiches wäre Rußlands Ausscheidung aus dem europäischen Systeme ganz vollzogen gewesen. Die englische Politik hat zu Anfang des Aufstandes solche große Dinge im Munde geführt. Europa jedoch hat den Russen in Polen freie Hand gelassen, und nur in der Form eines allgemeinen Krieges könnte jetzt von Außen die polnische Sache wieder aufgenommen werden. Käme aber Rußland dem zuvor, indem es den Polen in irgend einer Form eine wünschenswerthe Autonomie gäbe, so wäre auch auf Seite Rußlands der endgiltige Bruch mit der Politik der Pentarchie entschieden und im eigenen Interesse von Rußland selbst vollzogen. Es fehlt nicht an einer russischen Partei und an russischen Staatsmännern welche mit den hier entwickelten Anschauungen übereinstimmen. Altrussenthum und Jungrussenthum reichen sich darin die Hand und es ist nicht unwahrscheinlich daß dieses System, welches auch in Wirklichkeit den höchsten Interessen und der welthistorischen Rolle Rußlands entspricht, früher oder später in Petersburg zur Geltung gelange.

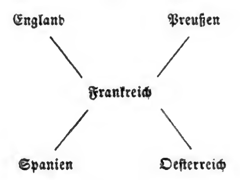
Während nun so die überwiegenden eignen Vortheile der Pentarchie-Mächte gegen das System selbst laufen, müssen auch alle übrigen fertigen oder unfertigen Glieder des politischen Weltsystemes dagegen sein. Selbst Amerika hat ein ganz entschiedenes Interesse daran, Rußland außerhalb der europäischen Statengruppe zu wissen. Rußland, aus dem europäischen Systeme ausgesondert, kann leichter gegen Europa auf amerikanischer Seite stehen. Eine solche Stellung der Weltmächte kann in nahe liegender Zeit eintreten. Auch die

Türkei kann in der russisch-europäischen Pentarchie nur eine ihr gefährliche Verbindung erkennen. Vier Mächte unter den fünfen, nämlich alle außer Preußen, könnten bei einer Theilung des osmanischen Reiches ihren unmittelbaren Gewinn finden, und auch Preußen könnte seine Beistimmung vortheilhaft verkaufen. Das Bestehen des osmanischen Reiches — oder einer neubyzantinischen Macht welcher Art sie sein möchte — ist mehr als eine bloß europäische Angelegenheit; aber die Aufnahme der Türkei in das „europäische Concert" war, wenn auch in verfehlter Richtung, dennoch eine absichtliche Durchkreuzung der russisch-pentarchischen Politik. Die Staten welche nicht zur Pentarchie gehören, — Schweden, Holland, Belgien, die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal — alle diese, über welche sich die Pentarchie eine Vormundschaft angemaßt, haben ein Interesse dieselbe zu stürzen, oder zu einem europäischen Statenvereine erweitert zu sehen in welchem ihnen selbst eine Stelle gebührt. In ihren Augen ist mit Recht die Pentarchie eine oligarchische Usurpation deren Vernichtung allen erwünscht sein muß. Napoleon III. hat sich dieses Gefühles zu bedienen gewußt und wird es weiter seinen Zwecken dienstbar zu machen wissen.

Zuletzt kommen wir auf das Hauptverhältniß zurück, daß in der Pentarchie Deutschland keinen Platz hat. In der Pentarchie also kann Deutschland nur den Bund seiner Mörder erkennen. Es läßt sich nicht bemänteln daß Preußen und Oesterreich mit zu diesen gehören. Nur wenn diese Staten von der pentarchischen Politik sich vollständig und unabänderlich lossagen, ist für Deutschland eine Rettung möglich. Nur ein Oesterreich welches sich schon losgesagt hat, kann im Ernst eine deutsche Bundesreform beabsichtigen.

Damit wird nun das gegenseitige Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich klar. Napoleon III. als Gegner der russisch-europäischen Pentarchie ist der negative Bundesgenosse Deutschlands. Zuerst die russische Pentarchie hinweg — dann das weitere! — in diesem Rufe stimmt Deutschland mit der napoleonischen Politik überein, und kein österreichischer Statsmann sollte die große Bedeutung dieses Verhältnisses unterschätzen. Ein Festhalten Oesterreichs und Preußens am pentarchischen System treibt Deutschland in die Arme Frankreichs.

Frankreich allerdings nimmt, wie wir oben schematisch dargestellt haben, eine Stellung ein welche gleichfalls den deutschen Dualismus zu bedingen und festzustellen scheint. Die neue und rein europäische Pentarchie



hätte den großen Vorzug vor der russisch-europäischen daß sie die europäische Statengruppe in das richtige Verhältniß zum politischen Weltsysteme stellt. Deutschland findet aber in dieser Pentarchie sowenig einen Platz wie in der alten russischen. Wäre Deutschland bei dem Dualismus von Preußen und Oesterreich beruhigt, so wäre dieses Schema der Ausdruck dessen was unwiderruflich ist. Die deutsche Nation aber und ihre Unzufriedenheit mit der Spaltung zwischen ihren beiden Großstaten

ist eine Macht mit welcher Frankreich rechnen muß, und immer rechnen wird solange diese Macht besteht. Aus diesen und einigen anderen Prämissen geht für Frankreich unvermeidlich eine Rheinbundpolitik hervor, während Deutschland im engeren Sinne, — das außerösterreichische und außerpreußische Deutschland — es naturgemäß vorziehen muß eine dritte deutsche Macht zu bilden statt zwischen Oesterreich und Preußen getheilt zu werden. Die deutsche Triaspolitik kommt auf diese Weise der französischen Rheinbundpolitik halbwegs entgegen, und eine besser verstandene Rheinbundpolitik, d. h. eine solche welche von Seiten Frankreich's nichts als die Gründung einer dritten deutschen Macht bezweckt, ohne eine Abtretung deutschen Gebietes oder eine Vormundschaft über die dritte deutsche Macht zu begehren, ist in der Gesammtheit der Weltverhältnisse für Frankreich prädestinirt. Deutschland aber ist seit dem Frankfurter Congresse und seiner Erfolglosigkeit zur Trias reif. In der Handelspolitik, in der Bundesreform, in der deutsch-dänischen Streitfrage, — in jedem großen Interesse Deutschland's sehen wir den Ansatz zu einer dreiheitlichen Stellung der deutschen Staten, und in jedem dieser Fälle treibt das französische Interesse zur Unterstützung aller auf die Triasbildung hinzielenden Streberichtungen.

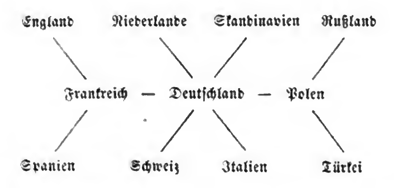
Diese letzteren sind indessen gewiß nicht das was von Natur die deutsche Nation will. Sie können zu Geltung kommen und Erfolg haben als das letzte was der deutsche Nationalgedanke der Noth abgewinnen kann; aber nur wenn der großdeutsche Plan einer das ganze deutsche System umfassenden Bundesreform sich als durchaus unausführbar be-

wiesen hat, wird die Triasbildung ganz die öffentliche Meinung der Mittel- und Kleinstaten für sich gewinnen.

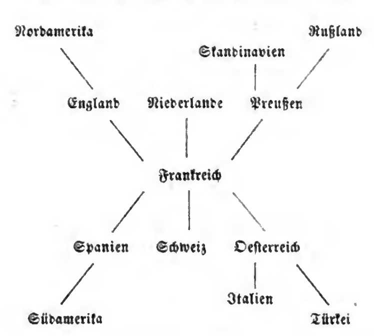
Wie aber wird sich das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich in den verschiedenen Fällen eines zwischen diesen Möglichkeiten schwankenden Umgestaltungsprocesses darstellen? — Wie werden dazu sich die übrigen Glieder des ganzen politischen Systemes verhalten? — Lassen wir, um dies klar zu machen, das Bisherige, mit dem was wir daraus weiter zu entwickeln haben, in schematischen Bildern an unserem Geiste vorübergehen.

Wir kehren, um dafür den Ausgangspunkt zu gewinnen, zu den graphischen Skizzen des vorigen Capitels zurück.

Vor der Auflösung des deutschen Reiches — haben wir dort gezeigt, — vor der Vernichtung Polens, vor der Entstehung eines selbständigen amerikanischen Statensystemes, bestand die folgende Hauptstellung der historischen Mächte:

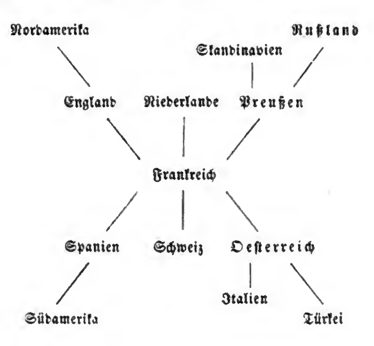


Es ist uns natürlich nur um allgemeine Umrisse zu thun. Deutschland stellt sich als Ganzes dar, gleichviel wie lose dieses Ganze zusammengefügt war. Es bildete die Mitte des ganzen Systemes, und übte seine Macht aus theils durch die geistige Autorität des Reiches, theils durch sein bloßes räumliches und massenhaftes Dasein. Nach den bezeichneten Veränderungen aber war die Stellung folgende geworden:

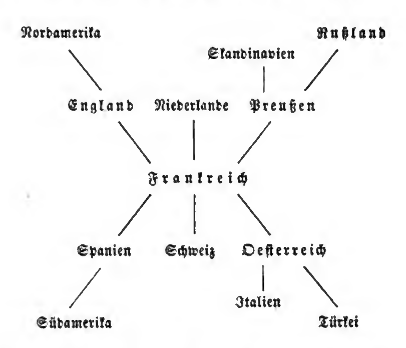


Frankreich erscheint an der Stelle Deutschlands in der Mitte des Systemes.

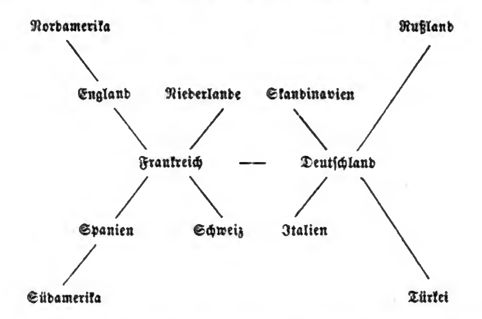
Das erste französische Kaiserreich wird vernichtet, aber damit ist die Stellung und Bedeutung Frankreichs nicht geändert; eben so wenig Deutschland geholfen. Zuerst macht sich die heilige Allianz geltend. Sie will in Europa den Ton angeben. Sehen wir wie sich das ausnimmt, nicht zu vergessen daß dabei Rußland dominirt:



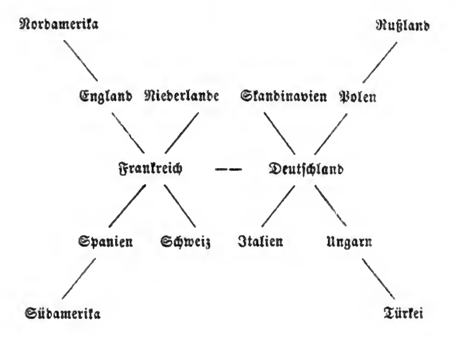
Frankreich und England treten zur heiligen Allianz hinzu, aus welcher die europäische Pentarchie unter russischer Hegemonie wird. Die Sache steht nun so:



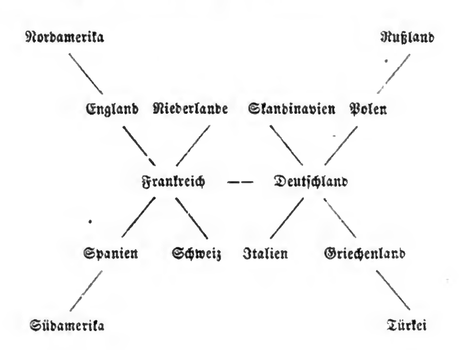
Man sieht, Deutschland kommt in diesen Anordnungen nicht in Betracht. Der Bund ist in den Händen von Oesterreich und Preußen; die kleineren deutschen Staten haben nichts zu bedeuten; sie werden als Material betrachtet. Aber diese Anordnung läßt sich, wie wir gezeigt haben, nicht halten. Frankreich und der deutsche Nationalgeist treffen zusammen in dem Interesse sie zu stürzen. Nehmen wir nun an der deutsche Dualismus werde aufgehoben. Oesterreich und Preußen, wollen wir annehmen, sollen aufgehen in einem reformirten deutschen Bunde, welche Verfassung dieser auch immer erhalten möge. Deutschland als Gesammtmacht erscheine wieder im europäischen Statensysteme. Oesterreich möge an seiner Spitze stehen: das ist das Wahrscheinliche, aber es gehört nicht nothwendig zur Sache. Die politische Ordnung stellt sich dann auf die folgende Art dar:



Fassen wir diese Stellung scharf in's Auge, denn sie ist in hohem Grade lehrreich. Schon die bloße Zeitrichtung auf eine Wiederherstellung Deutschlands hat ihre Folgen, welche auf unserem Schema erkenntlich sind. Wir überlassen es, soweit sie hier nicht zur Sache gehören, dem Leser dieselben herauszufinden. Zweierlei aber müssen wir hervorheben. Erstens ist an die Stelle des deutschen Dualismus von Oesterreich und Preußen der europäische Dualismus von Deutschland und Frankreich getreten. Europa ist wieder bei dem Verduner Vertrage und dem Jahre 843 angelangt, und zwischen Frankreich und Deutschland ist, wenn sich beide nicht verständigen, der große Kampf rückwärts auszufechten. Sodann aber zweitens müssen wir fragen was aus den östlichen Nebenländern der beiden deutschen Großstaten geworden ist. Ist Ungarn und sind die polnischen Provinzen auch mit in Deutschland aufgegangen, oder sind sie theils russisch theils neubyzantinisch geworden? Ungarn und Polen sind der Wiederherstellung eines deutschen Reiches günstig. Ohne Zweifel denken sie sich dabei ihre Zukunft nach folgendem Schema:



Bei dieser Anordnung wäre einestheils eine Absonderung Ungarns, anderntheils eine Concurrenz zwischen Ungarn und Griechenland vorausgesetzt. Ein selbständiges Ungarn ist aber in diesen und anderen Beziehungen unwahrscheinlich, viel unwahrscheinlicher noch als unter gegenwärtigen Verhältnissen ein wiederhergestelltes Polen. Die Sache aber in diesem Lichte betrachtet würde sich so darstellen:

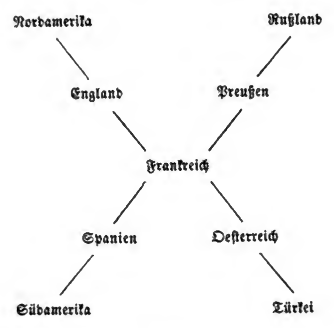


Durch alles dies aber kommt Deutschland nicht wieder in die Mitte des Systemes, und der europäische Dualismus von Frankreich und Deutschland läßt sich nicht beseitigen. Nur durch eine Theilung Rußlands und andere große Veränderungen auf der Ostseite des ganzen politischen Weltorganismus wäre das eine und das andere möglich; aber wir betreten damit das Gebiet einer bodenlosen Speculation, auf welchem für die Politik der Gegenwart keine Ausbeute zu finden ist.

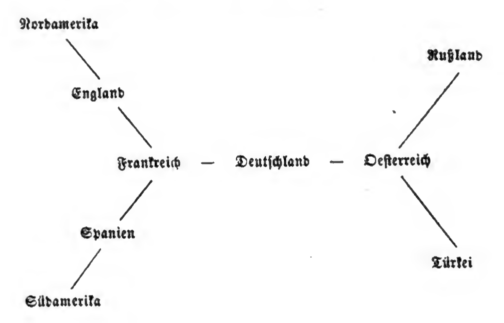
Ein geeintes Deutschland muß entweder mit Frankreich einen Kampf auf Leben und Tod kämpfen in welchem für beide Theile nichts zu gewinnen ist, oder beide müssen sich verständigen; und wenn Oesterreich jemals hofft ein solches Deutschland nach den Bedürfnissen der Zeit unter seiner erneuerten Führung herzustellen, so ist die Verständigung mit Frankreich dazu die unerläßliche Vorbedingung. Sich davon durch Erwägungen welche nicht zur Sache gehören abhalten zu lassen, wäre gänzlich unstatsmännisch. Man könnte sagen die Verbindung Napoleons I. mit Marie Louise sei symbolisch gewesen für ein großes europäisches oder welthistorisches Verhältniß, welches auf Thatsachen von unabänderlicher Macht beruht.

Von einer wirklichen Gestaltung der Dinge nach diesem Verhältniß sind wir indessen noch weit entfernt, und es ist nichts weniger als sicher daß die Entwickelung diesen Gang nehmen wird. Das selbständige Dasein der beiden deutschen Großstaten als europäischer Mächte, wie sie in der europäisch-russischen Pentarchie bestanden haben, hat schon feste Wurzeln geschlagen, und es würde eines gewaltigen Sturmes

bedürfen einen derselben zu entwurzeln oder beide gleichzeitig zu entwipfeln. Die kleindeutsche Partei hat Gründe denen man nicht alles Gewicht abstreiten kann für ihr Programm in's Feld zu führen. Im Wesentlichen beruht dieses letztere auf dem Vorschlage den nordsüdlichen Dualismus Deutschlands in einen westöstlichen zu verwandeln. Aus dem Schema:



wird auf diese Weise das Schema:



Wir lassen dabei die untergeordneten Glieder des Systemes aus dem Spiele. Die westöstliche deutsche Dyas führt, wie man sieht, zu einer ebensolchen europäischen Trias, in deren Mitte Kleindeutschland liegt. Diese Anordnung widerspricht aber so sehr den überwiegenden Bedingungen und Bildungsrichtungen der Geschichte, daß der klare Politiker sie für unmöglich, oder wenigstens für unhaltbar erklären muß. Da diese Frage für deutsche Parteibestrebungen von ganz besonderer Wichtigkeit ist, so müssen wir derselben hier eine eingehendere Aufmerksamkeit widmen.

Das Programm der kleindeutschen Partei ist von der Annahme ausgegangen daß zwischen einem so beschaffenen und so gestellten Deutschland und dessen östlichem Zwillingsbruder Oesterreich eine wahre, aufrichtige und dauernde Bundesgenossenschaft möglich sei. Eine solche müßte natürlich auf einer Gemeinsamkeit der Interessen beruhen. Man hat an das weströmische und oströmische Reich erinnert, die mit einander lange einen Zwillingsstat gebildet haben. Man hätte aber auch an die Theilung des Frankenreiches und das Verhältniß von Deutschland und Frankreich erinnern können; in Wahrheit hätten wir es mit den Drillingen Frankreich, Deutschland, Oesterreich zu thun.

Angenommen eine solche Bildung wäre zu Stande gekommen. Sie wäre in Deutschland ein halber Sieg der Nationalitätspolitik. Halbe Siege hat diese Politik auch anderwärts errungen, und überall reizen sie nur zu weiteren Anstrengungen, welche zunächst sich zu einem gemeinsamen Angriffe auf das Dasein Oesterreichs verbinden würden. Deutschland würde die deutsch-österreichischen Länder als sein Eigenthum zurückfordern, und würde sich, da die

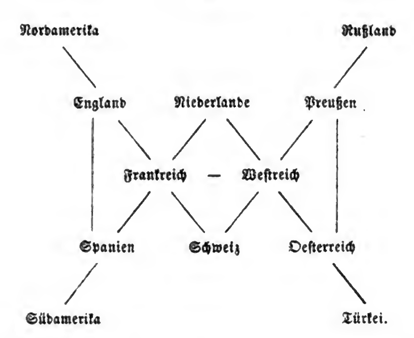
Forderung verweigert werden würde, mit Italien, mit den Ungarn, mit den Polen zur Vernichtung Oesterreichs verbinden. Es ist unwahrscheinlich daß Oesterreich diesem vierfachen Feinde gewachsen wäre. Das deutsche Element ist in Oesterreich das Bindemittel durch welches der Kaiserstat zusammengehalten wird. Es ist das Element welchem die Dynastie angehört, das Element welches der Träger der höheren Bildung und Gewerbthätigkeit ist, das Element welches als die wahre Stütze der Gesammtverfassung bezeichnet werden muß. Solange dieses Element für den Zusammenhalt der Monarchie wirkt, solange wird das Auseinanderstreben der andern Racen im Zaum gehalten werden können. Man stelle nun Kleindeutschland neben Oesterreich, und alles wird sogleich sich ändern. Die deutsche Bevölkerung des Kaiserstates mag noch vor kurzer Zeit nur ein sehr schwaches deutsches Nationalbewußtsein gehabt haben. Dieses Bewußtsein ist auch anderwärts schwach gewesen, wo es jetzt stark und mächtig ist. Und viel zu viel ist in Oesterreich selbst von Oben herab geschehen um es wieder zu beleben und zu stärken, als daß man den Geist nun nach Belieben wieder bannen könnte. Aber dieser Geist würde dann von Deutschland her unter dem Schutze einer mächtigen deutschen Regierung systematisch genährt werden. Die Stellung welche Deutschland jetzt in Bezug auf Schleswig-Holstein gegen Dänemark einnimmt, würde eine einheitliche deutsche Macht in Bezug auf Tyrol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Kärnthen, Krain, Böhmen, Mähren und Illyrien gegen die österreichische Monarchie einnehmen. In einem von Deutschland abgesonderten Oesterreich würden die Deutschen sehr bald in eine gedrückte Lage kommen. Oester-

reichs Zustand würde vollständig dem einer abgefallenen Kolonie gleichkommen, in welcher die dem Volke des Mutterlandes angehörigen Menschen am meisten gehaßt sind und systematisch hinausgebissen werden. Wien würde von dem Volke Deutschlands ungefähr so angesehen werden wie die Italiener jetzt Rom ansehen: als ein ihnen vorenthaltenes Eigenthum; und es liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit daß unter solchen Voraussetzungen eines Tages die Russen in Wien die nämliche zweideutige Beschützerrolle spielen würden welche in Rom heutiges Tages die Franzosen spielen.

Indessen Oesterreich würde sich seiner Feinde zu erwehren suchen. Angenommen es gelänge ihm dieses. In diesem Falle dreht sich das Spiel herum und die Gefahr ist auf Seite Deutschlands. Oesterreich im Osten, Frankreich im Westen, Skandinavien im Norden, Italien im Süden, — dazu innere Parteien die in einer politischen Neubildung nie fehlen, — entweder noch in Kraft befindliche Separatinteressen der jetzigen Staten, oder der an allen Orten ausbrechende Sturm der Unzufriedenheit über die Vernichtung so vieler altbegründeten Bedingungen des Wohlstandes und der Bildung die sich an das Dasein dieser Staten und der vielen kleinen Residenzen geknüpft, — die Unerfahrenheit einer Nation die zum ersten Male mit den Massen des Volkes große Politik treibt: — das alles zusammen würde mehr sein als was Frankreich zu überwinden hatte da es sich aus dem Chaos der Revolution herausarbeiten und gegen Europa vertheidigen mußte. Und die Deutschen würden weder einen Napoleon Bonaparte finden,

noch würden sie französische Disciplin entwickeln. Beides entspricht nicht unserem Nationalcharakter.

Wir sagen nicht daß in diesem Kampfe Deutschland, wir sagen nicht daß Oesterreich unterliegen müsse; — wir glauben aber eine der beiden Mächte werde das Feld zu räumen haben, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür daß es Oesterreich sein werde, sofern nicht ihm ein schon oben berührtes Verhältniß zu Gute kommt. In einem solchen Kampfe nämlich würde Frankreichs Interesse thätig sein die Bildung einer aus den deutschen Mittel- und Kleinstaten bestehenden dritten deutschen Macht zu begünstigen. Es würde dies, wenn Frankreich weise verführe, die Wiederholung der Rheinbundspolitik ohne deren Fehler sein. Nicht einen Fuß breit deutschen Landes dürfte, wie wir schon bemerkt haben, Frankreich an sich zu reißen suchen, — auf eine Beherrschung der westdeutschen Macht müßte es ganz und vollständig verzichten. Das bloße Dasein dieser Macht müßte ihm genug sein, und es wäre damit ein großes Interesse gefunden in welchem sich Oesterreich, Frankreich und Preußen begegnen würden, während deutsche Nationalbestrebungen dabei eine wenigstens theilweise Befriedigung fänden. Die Weltlage würde sich dann nach folgendem Schema gestalten:



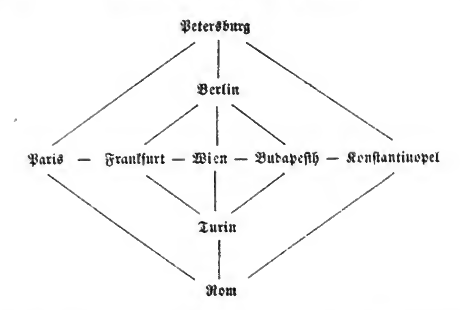
Ohne allen Zweifel entspräche eine solche Bildung am meisten der Lage des Augenblickes; allerdings weder ganz den Prätensionen Frankreichs noch den Hoffnungen Deutschlands, und weder den Erinnerungen Oesterreichs noch dem Ehrgeize Preußens. Aber sie würde sich einfügen in die große politische Weltordnung, und zugleich im Innern des europäischen Systemes alle bestehenden Verhältnisse in einer Weise schonen wie sie auf keinem andern Wege der Umbildung geschont werden können.

Es hat sich seit 1848 eine Anschauung geltend zu machen gesucht, welche Wien, nicht gerade zum Mittelpunkte eines deutschen, wohl aber zu dem eines mitteleuropäischen Reiches bestimmt glaubt*). Diese Anschauung hat in sofern

*) Der Verfasser selbst hat im Jahr 1848, seines Wissens als der Erste, den nun als verfehlt erscheinenden Gedanken ausgesprochen, welcher nachher bekanntlich vom Freiherrn von Bruck adoptirt und mit Vorliebe gehegt worden ist. Der Verfasser nannte damals Paris, Wien und Konstantinopel die drei Hauptstationen der westöstlichen

eine gewisse Begründung in der Wirklichkeit, als in dem Statensysteme der alten Welt nicht nur für jetzt noch die Neigung liegt Amerika außer Betracht zu lassen, sondern auch zu vergessen daß das britische Reich eine der Hauptmächte der Welt ist. Es kämpfen, kann man sagen, in den Gedanken der Politiker drei verschiedene Systeme mit einander, von welchen das eine das von uns entwickelte und dargestellte Weltsystem und in diesem das europäische Abendland, ohne Rußland und die Türkei, — das andere das System der alten Welt, mit Rußland und der Türkei aber ohne Rücksicht auf Amerika, — das dritte endlich ein bloßes Continentalsystem der alten Welt ist; und diesem letzten gehört der Gedanke an daß Wien zum Mittelpunkte des Ganzen bestimmt sei. Dieser Gedanke ist für einen österreichischen Statsmann verführerisch, und es lassen sich daran ganz richtige Ansichten über den culturgeschichtlichen Beruf Oesterreichs anknüpfen. Die richtigen Ansichten werden jedoch dabei in falsche Verbindung gebracht. Die ganze Anschauung könnte, wenn man uns diesen Ausdruck verzeihen will welcher rückwirkend uns selbst trifft, eine Landratten-speculation genannt werden, welche sich, die Mittelpunkte größerer und kleinerer Culturmächte in's Auge gefaßt, auf folgende Weise schematisiren läßt:

Culturlinie. Es wird sich oben im Texte zeigen was an dieser Anschauung recht und was daran falsch war. Siehe „Wien, Deutschland und Europa," von Julius Fröbel. Wien 1848. Josef Keck und Sohn.



Aber man sieht sogleich daß eine solche Anordnung, die eine Art von europäischem Reiche der Mitte schaffen und diesem eine chinesische Selbstbefriedigung geben würde, nichts als die Idealisirung eines veralteten und von der Zeit gerichteten Systemes sein würde. Da wo untergehende Systeme an neuentstehende grenzen, streben sie, gleich dem Aufflackern eines erlöschenden Lichtes, nach einem letzten gesteigerten Ausdrucke ihres Wesens, und etwas anderes ist die obige Anschauung nicht. Oesterreichs Rolle in der Culturgeschichte und Politik, und ins Besondere die Bedeutung Wiens, ist darum nicht im Geringsten weniger wichtig; wie sich weiter zeigen wird.

Sechzehntes Capitel.

Oesterreich und seine culturhistorische Aufgabe; sein Verhältniß zu Deutschland.

Auf dem großen Schauplatze menschlicher Entwickelung treten die zu politischer Bedeutung gelangten Völker mit

ihren besonderen Bildungsgraden, Bildungsformen, Bildungsrichtungen und Machtmitteln als Nebenbuhler und Gegner, oder als Freunde, Bundes-, Arbeits- und Kampfgenossen auf, und kämpfen den friedlichen Kampf culturgeschichtlicher Leistungen oder den blutigen Kampf der Waffen. Und der erste hat sogut seine Taktik und Strategie wie der letzte. Für beide Arten des Kampfes liegen, wie wir gesehen haben, die Grundbedingungen der Macht und des Erfolges in der Geographie. Es gilt dies für den einzelnen Stat nicht nur in Bezug auf Lage und Beschaffenheit seines eigenen Gebietes, sondern selbstverständlich auch, und ganz besonders, in Bezug auf Lage und Beschaffenheit des Gebietes aller übrigen mit denen er in Verbindung und Wechselwirkung steht. Territorialfragen sind darum die Grundfragen der Politik, und wenn sie wesentliche Gebietsverhältnisse betreffen, ist mit ihrer Lösung über das Schicksal der Staten entschieden. Zu dieser Grundbedingung kommt dann erst weiter die Bevölkerung, welche, da sie wechseln kann, nur den zweiten Rang einnimmt. Eine ganze Provinz kann sich entvölkern, ihre Bevölkerung kann sich durch eine andere, von einer verschiedenen Race, ersetzen, ohne daß der Stat deßhalb ein wesentlich anderer werden muß. Der Verlust der Provinz selbst aber, des Grundes und Bodens als eines Theiles des Statsgebietes, macht den Stat zu einem wesentlich anderen politischen Individuum. Denn mit dem Gebietstheile sind ihm die militärischen und culturhistorischen Positionen verloren gegangen auf deren Besitz ein Theil seines Verhältnisses zur übrigen Welt, ein Theil seiner politischen Rolle beruhte.

Faßt man alle diese Verhältnisse zusammenhängend in's Auge, so erfordern die höchsten Interessen unseres Welttheiles

das Dasein eines mächtigen Statskörpers ungefähr auf dem von Oesterreich eingenommenen Raume. Ob dieser Statskörper eine solche oder andere Verfassung hat, von dieser oder jener Dynastie, oder auch von gar keiner Dynastie regiert ist, das ist freilich von großer Wichtigkeit; aber es kommt doch erst in zweiter Linie in Betracht. Die Hauptsache ist daß an dieser Stelle, wenigstens in dieser Ausdehnung und mindestens mit nicht geringerer Macht, ein Stat besteht welcher, nach der positiven Seite seiner Aufgabe, das culturmäßige Zusammenleben der hier zusammengedrängten Völkerbestandtheile der germanischen, romanischen, slavischen und tatarischen Racen zu vermitteln berufen ist, nach der negativen Seite aber die Abschließung Deutschlands vom Mittelmeere verhindern und den Zusammenschluß Frankreichs und Rußlands im Südosten Europas unmöglich machen soll.

Das Gemisch verschiedener Racen und Stämme aus welchen die Bevölkerung des Kaiserstates besteht, ist also sehr weit davon entfernt ihm zum Vorwurfe zu gereichen und sein Dasein als ein Uebel erscheinen zu lassen; es gibt ihm vielmehr die höhere culturhistorische Bedeutung und Anwartschaft durch welche die Staten von gemischter Bevölkerung sich unter allen Umständen vor den bloßen Racen- oder Stammesstaten auszeichnen. Denn während durch die Mischung verschiedener Racen jene Ungleichheit der Neigungen, Befähigungen und Ansprüche entsteht aus der sich zum Wohle aller Theile und zur Förderung des Ganzen ein auf gegenseitiger Ergänzung beruhendes reiches organisches Leben der Gesellschaft entwickelt, wird durch eben diese Mischung die Gesellschaft gezwungen zum Ersatze der mangelnden naturmäßigen

Einheit die culturmäßige zu suchen, welche dem State seinen höheren ethischen Charakter verleiht und aus der die Nation im politischen Sinne entspringt.

In der Aufgabe eine solche Mischung culturmäßig zu verarbeiten und dieselbe im Interesse der Cultur arbeiten zu lassen, hat Oesterreich eine große Aehnlichkeit mit der Schweiz, und man könnte nicht unpassend den Kaiserstat eine große monarchische Schweiz nennen. Es sind die nördlichen und südlichen, westlichen und östlichen Völker Europas welche durch ihre vorgeschobenen Vertreter in Oesterreich auf einen Raum zusammentreffen, und welche das Land zum Vermittler nördlicher, südlicher, östlicher und westlicher Cultur machen. Aus diesem Verhältniß geht aber hervor daß für Oesterreich als Oesterreich eine Stellung in der Mitte Europas der culturgeschichtlichen Aufgabe nach unmöglich ist. Diese Aufgabe ist eine solche welche ganz ausdrücklich dem Südosten des Continentes angehört. In die Mitte desselben könnte sie nur durch ein Aufgehen Oesterreichs in Deutschland verlegt werden, weil die Mitte des Continentes deutsch ist. Dazu ist nun freilich ein starker politischer Trieb vorhanden; wie sehr derselbe aber dennoch von einem entgegengesetzten überwogen wird, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß gerade Oesterreichs Absonderung von Deutschland mit dem ausgesprochenen Bestreben jenen geschichtlichen Beruf zu erfüllen in unverkennbarem Zusammenhange steht.

An Irrthümern und Mißgriffen in der Erfüllung eines so schweren Berufes konnte es überhaupt nicht fehlen. Es muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß gerade die wesentlichsten Sünden der österreichischen Politik aus dem auf die eine oder andere Art verfehlten Bestreben der histo-

rischen Pflichterfüllung entsprungen sind. Denn wenn es die Aufgabe des Vermittlers zwischen dem Norden, Süden, Osten und Westen, und zwischen Germanen, Romanen, Slaven und Tataren in sich schließt dem Uebergewichte jedes einzelnen dieser Elemente entgegenzutreten, so lag es nahe daß die Verlegenheit sich des einen Elementes gegen das andere bediente, oder daß, unter anderen Verhältnissen, nach überstandener Gefahr der Auflösung, die gewaltsame Einheit einer absolutistischen Centralisation versucht wurde. Die parlamentarische Centralisation der Februarverfassung ist nur das nämliche Bestreben in anderer Form, der nämliche Zweck mit anderen Mitteln. Wir müssen indessen, um den geschichtlichen Beruf Oesterreichs und dessen Erfüllung gründlicher zu beurtheilen, noch etwas weiter ausholen.

Seinem Ursprung und Charakter nach ist Oesterreich, ganz wie Preußen, ein deutscher Kolonialstat der die Maßstäbe des Mutterlandes überwuchert hat. Der Ursprung bestimmte den gemeinsamen Grundcharakter beider im Verhältniß zum Mutterlande. In den Grenzmarken welche durch Eroberung, Unterwerfung und Kolonisation das Reich erweitern und ihm Schutz und Schirm geben sollten, entwickelte sich, wie in jedem Kolonielande, eine das Mutterland übertreffende praktische Rührigkeit. Die Umstände brachten es mit sich daß dieselbe in Preußen mehr den militärischen, in Oesterreich mehr den diplomatischen Charakter annahm; das unterscheidet die beiden Staten welche sich aus diesen Kolonien gebildet haben. Die Methode, einmal in den Statsgeist aufgenommen, blieb ein historisches Merkmal auch in den Verhältnissen welche mit ihrem Ursprunge nichts mehr zu thun hatten. Die beiden Kolonialstaten wuchsen, jeder gemäß

seinem Statsgeiste, Preußen auf militärischem, Oesterreich auf diplomatischem Wege. Aber während sie wuchsen, verkümmerte mehr und mehr das Mutterland. Es war ein Vorgang wie der durch welchen Spanien verkümmerte während sich seine ausgebreitete Kolonialmacht entwickelte, bis diese zu groß, das Mutterland aber zu klein geworden war um das Verhältniß der Abhängigkeit noch zu vertragen.

Diese Zeit mußte auch für Deutschland und seine beiden Kolonien — Preußen und Oesterreich — kommen. Beide waren sich allmälig ihrer Kraft, ihres Berufes und des Umstandes bewußt geworden, daß wenn sie auch diesen Beruf im Namen des Mutterlandes und unter dessen Autorität erfüllten, sie dies doch aus eigner Kraft und auf eigne Gefahr zu thun hatten. Kolonien die nicht vom Mutterlande geschützt werden sondern umgekehrt das Mutterland zu schützen haben, werden am Ende auch nach der Herrschaft über das Mutterland trachten. Oesterreich hat diese Herrschaft erlangt gehabt, Preußen strebt heute noch danach ohne seinen Zweck erreichen zu können.

Hätten die beiden Kolonieländer jenseit des Oceans gelegen, sie würden, je nach Umständen, entweder gewaltsam oder durch einen ruhigen Scheidungsproceß, vom Mutterlande abgefallen sein. Deutschland hätte zu erfahren gehabt, was England, Spanien, Portugal erfahren haben. Aber der geographische Zusammenhang Preußens und Oesterreichs mit Deutschland änderte die Natur des Vorganges. Die Kolonialmacht fraß sich rückwärts in das Mutterland ein, und als dieses letzte seine Kolonien nicht mehr besaß, sah es sich selbst im Besitze einer derselben, und zum Gegenstande der Gierde und Herrschsucht der anderen gemacht. Sollten sie

sich in unserer Zeit, wo sie als übermächtige Bundesglieder das Mutterland dominiren, sollten sie sich jetzt vollständig absondern, sie würden einen großen Theil des deutschen Nationalgebietes mit sich nehmen. Als sich durch Auflösung des Reiches ungefähr solches begab, war der Rheinbund das was vom Mutterlande übrig blieb unter französischer Schutzherrschaft. Das Gesammtergebniß jener Zeit war eine vorübergehende Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich, Preußen und Frankreich.

Das deutsche Nationalgefühl empörte sich gegen diesen schmachvollen Schluß einer ruhmreichen Geschichte von tausend Jahren, und Oesterreich hatte seinen Antheil an den Verwünschungen des Volkes zu tragen. Oesterreich hatte die alte Mutter in der Stunde der letzten Noth verlassen. Ihm selbst mochte das Vermögen fehlen etwas zur Rettung derselben zu thun. Aber der Kaiser Franz hatte wie jeder deutsche Kaiser geschworen die deutsche Nation in ihrem Bestand zu erhalten. Als dem Befehlshaber des strandenden Schiffes hätte ihm die Pflicht geboten der letzte an Bord zu sein, auch auf die Gefahr hin mit dem Schiffe unterzugehen. Allein das Jahr 1804 war schon dem Jahre 1806 vorausgegangen. Franz II. war schon Kaiser von Oesterreich ehe er aufhörte Kaiser von Deutschland zu sein. Preußen hatte noch schlimmer gehandelt. Wie ein ruchloser Erbe hatte es den Tod der Mutter zn beschleunigen gesucht wo immer sich dazu Gelegenheit geboten. Aber Preußen hatte nicht die besonderen Pflichten Oesterreichs gehabt. Auf Oesterreich blieb der schwerere Vorwurf lasten, und seine Unterlassungssünde wurde schwerer befunden als die vielen Begehungssünden seines norddeutschen Miterben. Dies war viel-

leicht die schwächste Seite in der Stellung des neuen österreichischen Kaiserstates.

Dieser Stat war stark beinahe in jeder Beziehung, — in Territorialbesitz, Volkszahl, Volkscharakter und natürlichem Reichthume des Bodens. Schwache Seiten bot er nur durch seine Loslösung von Deutschland. Außer der Verantwortlichkeit welche ihm für die letzten Stunden des Reiches zufiel, trat mit dieser Loslösung noch eine Reihe von schweren Folgen ein welche in unserer Zeit noch fortdauern. Der österreichische Kolonialstat war ein mechanisches Gemenge höchst verschiedenartiger Racen geblieben. Theils waren hier die fremden Elemente zu mächtig und zahlreich gewesen um vom deutschen assimilirt werden zu können, theils war die gerade dadurch bedingte diplomatische Methode des Fortschreitens österreichischer Macht und österreichischen Einflusses zu schonend, um auch nur einen kleinen Theil der zahlreichen Ueberreste der Völkerwanderung welche auf österreichischem Gebiete ihre Wohnsitze hatten und noch haben zu vernichten. So imaginär die Autorität des deutschen Reiches in der letzten Zeit seines Bestandes auch gewesen sein mochte, diese Autorität hatte nichtsdestoweniger mächtig dazu beigetragen die roheren Elemente der östlichen Reichshälfte in Botmäßigkeit zu halten. Als das deutsche Reich gefallen und diese Autorität geschwunden war, kam in der gemischten Bevölkerung der österreichischen Länder eine unruhige Bewegung in Gang, welche sich mit der Erhebung der eingebornen Racen und Stämme der spanisch-amerikanischen Kolonien nach ihrer Ablösung vom Mutterlande vergleichen läßt. Die höhere Autorität welche den Regenten des Habsburgischen Hauses aus der deutschen Kaiserkrone erfloß, — diese höhere

Autorität hatte den größten Antheil an dem Gehorsam und der bescheidenen Haltung dieser Völkerschaften gehabt. Wir haben weiter oben gesagt, eine Nationalität sei die Prätension eine Nation zu werden. Nun wohl! Die deutsche Nation hatte für den Augenblick aufgehört eine politische Realität zu sein; — was war natürlicher als daß sich zahlreiche Prätensionen hervorwagten. Gleich einem Gespenst aus altem Gemäuer erhob sich das Nationalitätsprincip aus den Ruinen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Abgetrennt von der Hauptwurzel seines bisherigen Daseins, konnte Oesterreich in keinem seiner verschiedenen Volkselemente das Uebergewicht finden, welches nöthig war dem Kaiserstate die wünschenswerthe Einheit zu geben. Hier war allerdings mehr als eine Prätension, es war eine politische Wirklichkeit; — aber diese Wirklichkeit bestand in nichts als in der Neutralisation widerstreitender Prätensionen. Selbst während der Dauer der Kolonialperiode war die absichtliche Unterhaltung der Gegensätze welche zu neutralisiren waren, eines der größten Geheimnisse österreichischer Regierungskunst gewesen; jetzt war sie ein doppelt unentbehrliches Mittel geworden. Die Nationalitäten wurden zu Elementen der Auflösung. Selbst das deutsche Element, durch die Geschichte bestimmt die Seele des österreichischen States zu sein, war durch die Ablösung vom deutschen Nationalleben zu einem Geiste geworden dem die Ruhestätte fehlt und der friedestörend umgeht. Als sich das deutsche Volk gegen die französische Herrschaft erhob, bestand für Deutschland keine nationale Regierung. Die deutsche Nation selbst war zu jener Zeit nichts als eine Nationalität. Der deutsche Geist, idealistisch und systematisch wie er ist, machte aus der zufälligen

Lage des Volkes eine allgemeine Theorie, welche im Verlaufe der auf die Vertreibung der Franzosen folgenden Zeit dynastischer Sünden Wurzel faßte. Der Untergang des deutschen Reiches und der vorhergehende Untergang des polnischen haben das moderne Nationalitätsprincip erzeugt, welches mehr als irgend einem andern State der Welt Oesterreich gefährlich ist. Hätten die Deutschen, statt aus diesem Principe ein Dogma zu machen mit welchem politisch nichts anzufangen ist, die Wiederherstellung des deutschen Reiches gefordert, sie hätten mehr Aussicht auf Erfolg gehabt. Indem sie im Namen der Nationalität auftraten, zwangen sie Oesterreich dem Principe mit allen Mitteln entgegenzutreten. Mit Recht hielten österreichische Staatsmänner dieses Princip für das subversivste, revolutionärste unseres Zeitalters; und nicht nur aus Convenienz sondern aus Princip wurde Oesterreich der Gegner der deutschen Nationaleinheit.

Dieses Verhalten lag in der Natur der Dinge begründet. Seinen eigenen Lebensbedingungen gemäß kann Oesterreich nur für das Princip föderalistischer Statenbildung mit gemischten Bevölkerungen sein, und da dieses Princip gerade auch den Erfordernissen unserer Zeit entspricht, Erfordernissen welche darauf ausgehen Selbständigkeit im Besonderen mit dem Dasein großer Machtgebiete zu vereinigen, so war Oesterreich mit seinem Widerstande gegen abstracte oder rein idealistische Nationalbestrebungen im Rechte. Nur hätte es die deutschen Forderungen eben auf diesem föderalistischen Wege besser zu befriedigen suchen, und nicht, wie noch soeben in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, sich zu einem blinden Widerwillen gegen jeden deutsch-nationalen Aufschwung fortreißen lassen müssen.

Oesterreich hat diesen Widerwillen mit Preußen und den übrigen Bundesstaten getheilt; aber er ist bei ihm aus natürlichen Gründen größer als bei den andern. Alle haben sich dadurch bei dem Volke verhaßt gemacht; aber Oesterreich am meisten von allen. Der deutsche Volksgeist, aufgerüttelt aus langem Schlafe durch die großen Begebenheiten der napoleonischen Kriege, fühlte sich empört über den politischen Zustand Deutschlands nach allen den Opfern welche zur Befreiung vom französischen Joche gebracht worden waren. Auf kurze Zeit noch knüpften sich an den Bund gute Hoffnungen. Er erschien als ein Ersatz für das Reich, so unbeholfen und ungenügend er auch sein mochte. Man hoffte die redlichen Bemühungen der Vaterlandsfreunde und der gegenseitige gute Wille der Fürsten und des Volkes werde den Unvollkommenheiten abhelfen. Als man aber auf der einen Seite entdeckte daß die Fürsten, fast ohne eine Ausnahme, die Interessen ihrer Dynastien höher stellten als die der Nation, — auf der anderen daß das Volk einen tödtlichen Haß gegen diejenigen nährte welche einem befriedigenden politischen Zustande des Vaterlandes im Wege standen, — trat ein offener Bruch ein zwischen den Fürsten und den Patrioten, durch welche letzteren jene ersteren soeben noch aus der erniedrigenden Stellung von Vasallen eines fremden Oberherrn errettet worden waren.

In jenen Jahren welche dem Wiener Congresse folgten und welche durch aussichtslose Pläne von der einen und Verfolgungen von der anderen Seite gekennzeichnet waren, ist indessen das Verhältniß zwischen Volk und Regierungen, oder zwischen den deutschen Nationalbestrebungen und den bestehenden Staten des deutschen Systemes wesentlich ein drei=

faches gewesen, und hat sich mit verschiedenen Schwankungen so fort erhalten. Man hat in dieser Beziehung Oesterreich, Preußen und die Gesammtheit der übrigen Bundesstaaten zu unterscheiden: zu jeder dieser drei Abtheilungen nahm der Nationalgeist eine andere Stellung ein. Die Mittel- und Kleinstaaten wurden einfach als eine nationale Unzierde und öffentliche Schmach betrachtet welche beseitigt werden müsse. Sehr hat man ihnen damit Unrecht gethan; denn abgesehen von ihren Verdiensten um die idealen Leistungen des deutschen Volkes, sind sie die Pflanzschulen politischer Freiheit und Selbstregierung in Deutschland geworden, aus welchen das System nach Preußen und zuletzt nach Oesterreich gebracht worden ist, — und die jüngsten Tage haben gezeigt daß in ihnen allein deutsches Nationalbewußtsein sich unverfälscht erhalten hat*). Zu der Zeit aber von der wir sprechen, war eine solche Stellung noch nicht zu erkennen. Zu Preußen verhielten sich die deutschen Nationalbestrebungen ganz anders. Preußen konnte das Nationalitätsprincip unter Umständen zu seinem Vortheile ausbeuten und hat es zu thun versucht, während für Oesterreich in dem Siege dieses Principes Vernichtung drohte; Preußen also brauchte nur bedingungsweise, Oesterreich hatte unbedingt dessen Feind zu sein; und mit Recht sah das deutsche Volk in Preußen nur bedingungsweise, in Oesterreich aber unbedingt seinen Feind. Preußen war auch niemals für die Sicherheit des Reiches besonders verantwortlich gewesen. In dem Kampfe für die nationale

*) Wir schreiben in dem Augenblicke ungetheilter Parteinahme für Schleswig-Holstein in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, während Oesterreich und Preußen sich auf den abweichenden Standpunkt europäischer Großmächte stellen, — zu Anfang Decembers 1863.

Unabhängigkeit Deutschlands hatte es im vollsten Maße seine Pflicht erfüllt, und daß es nach der Vernichtung des Reiches sich als selbständige Macht fühlte und völkerrechtlich als das gelten wollte was es thatsächlich schon längst gewesen war, mußte natürlich gefunden werden. Oesterreich konnte freilich sagen daß Preußen seit lange ein Empörer gegen das Reich gewesen sei; aber das Reich hatte in der Zeit seiner Schwäche und Auflösung in so geringer Achtung in der Nation selbst gestanden, daß die Wirkung eines solchen Vorwurfes von Preußen abglitt, welche Wunden auch die frivolen Kriege Friedrichs II. der nationalen Einheit geschlagen haben mochten. Die Gunst der öffentlichen Meinung fällt nicht ganz mit Unrecht dahin wo Leben und Thätigkeit sind, sei die letztere auch auf Böses gerichtet. Männer wie Napoleon I. und Friedrich II. haben ihre Bewunderer selbst unter denen welche durch ihre Thaten gelitten haben. Böses zu thun wird eher verziehen als Gutes zu vernachlässigen. Ein alter Spruch sagt: „besser ein lebendiger Hund als ein todter Löwe!“ — Deutschland vergab Preußen seine Begehungssünden, während es keine Verzeihung hatte für die Unterlassungssünden deren sich Oesterreich mit seiner stupid conservativen Politik schuldig gemacht hatte. Durch Schwäche und Geistlosigkeit war das Reich zu Grunde gegangen; — Leben, Geist, Kraft, sei es zum Guten oder zum Bösen, mußten dem deutschen Volke als Mittel der Rettung erscheinen. Die nationale Partei hatte einen der beiden deutschen Großstaten zum Werkzeug und Kern der Unification zu wählen, und der Vorzug wurde Preußen gegeben. Nachdem eine untaugliche Bundesverfassung einmal das anerkannte öffentliche Recht Deutschlands geworden, mußte das bekannte steife Festhalten Oester-

reichs an formalen Rechtsverhältnissen und der durch die Kraft conservativer Trägheit bestimmte Charakter seiner Politik jede Hoffnung ausschließen, von seiner Seite für die nationale Bewegung Unterstützung zu finden. Wie vortheilhaft für Deutschland und für Oesterreich selbst auch die Ziele einer solchen Bewegung sein mochten, sie selbst war und blieb in den Augen Oesterreichs revolutionär. Preußen war durch keine ultraconservativen Doctrinen gebunden. Sein Friedrich II. selbst war der erste Revolutionär seiner Zeit gewesen.

So mußte in Folge der inneren Natur der Verhältnisse Oesterreich im schärfsten Widerspruche mit dem deutschen Volksgeiste und mit allem stehen was Deutschland hoch und theuer hält; und es ist in Deutschland ganz folgerichtig gedacht daß, solange Oesterreich überhaupt die Bedingungen einer solchen Politik gelten und fortbestehen läßt, das schlechteste Preußen der Zukunft Deutschlands mehr Aussichten eröffnet als ein in seinem Innern noch so wohlbestelltes Oesterreich. In jenen Bedingungen indessen ist eine Veränderung vor sich gegangen oder mindestens versucht worden. Mit allerlei Schwankungen hat seit 1848 die österreichische Regierung an dem Grundsatze einer zunehmenden Innigkeit der Verbindung mit Deutschland festgehalten. Der Umschlag des Systemes ist noch im Kopfe des alten Fürsten Metternich vor sich gegangen, von welchem Bundesreformprojecte mit Delegirtenversammlung sich erhalten haben. Die innere Bedrohung durch die Nationalitäten, die äußere Bedrohung durch das Wachsthum des preußischen Einflusses und die rastlose Thätigkeit der preußischen Propaganda, haben hauptsächlich die Wendung bewirken helfen. Und auch die Gründe der Abschließung haben, nachdem im Inneren Oesterreichs das alte

System sich unhaltbar bewiesen, ihr Gewicht verloren. Während der Blüthe der Metternich'schen Periode konnten aus Deutschland nur gefährliche Bücher, gefährliche Ideen, demokratische Sitten und schlechte politische Beispiele in Oesterreich eindringen. Oesterreich hatte daher sein Heil in einer chinesischen Abschließung gesucht. Altmodische Herren verwechselten altmodische Ansichten, Gewohnheiten und Lebensformen mit der Tugend und dem was Gott wohlgefällig ist. Die Erscheinung wiederholt sich so vielfältig im menschlichen Leben daß sie nichts merkwürdiges hat; nur ist es gefährlich sich mehr mit der Zeit in Opposition zu setzen als sich durchführen läßt. Wenn man immer und ohne Ausnahme am Ende das nämliche thun muß wie andere Leute, — dann ist nichts dabei zu gewinnen, wohl aber viel dabei zu verlieren, daß man es zwanzig oder dreißig Jahre später thut als andere Leute. Diese Erfahrung hat Oesterreich theuer erkaufen müssen. Indessen es hat sie erkauft und ist in ihrem Besitze. Nachdem Oesterreich selbst in die Reihe der Staten eingetreten ist in denen, wie es den Zuständen der neueren Gesellschaft entspricht, das Volk in gesetzlich bestimmter Weise zur Verwaltung des States mitwirkt, war kein Grund des Abschlusses vom constitutionellen Deutschland mehr vorhanden. Man mochte noch die Schablonenmäßigkeit sogenannter „Constitutionen“ fürchten, wenn fremde Maßstäbe in Oesterreich in Anwendung gebracht werden sollten mit denen doch seine eignen Verhältnisse und Bedürfnisse nicht gemessen werden konnten. Aber es wäre eine Besorgniß gewesen über die man nur lächeln konnte, daß diese eignen Verhältnisse und Bedürfnisse nicht ihre entscheidende Macht fühlbar machen würden. So ist denn auch die österreichische Verfassung ein durchaus

eigenthümliches Werk geworden, und durch ihre fernere Entwickelung mag sie immer mehr zum Ausdrucke eines in seiner Art durchaus eigenthümlichen Reichswesens werden: dies hindert nicht daß damit die Schranke niedergerissen ist welche zwischen Oesterreich und dem constitutionellen Deutschland zur Zeit des österreichischen Absolutismus bestand, und welche Oesterreich hinderte in Bezug auf Deutschland eine mehr als abwehrende, hemmende und im allgemeinen undankbare Politik zu beobachten.

Einen Theil dieses negativen Charakters hat die deutsche Politik Oesterreichs auch in der letzten Zeit noch gehabt, und es ist wohl kaum zu leugnen daß für manche österreichische Statsmänner der Frankfurter Fürstencongreß mit dem dadurch in Angriff genommenen Bundesreformplane auch nur diesen negativen Sinn hatte.

Wir meinen hier nicht eine Negation gegen die Mittel- und Kleinstaten als die eigentlichen Träger des deutschen Nationalbewußtseins, sondern gegen die großpreußischen Bestrebungen und den preußischen Einfluß in Deutschland überhaupt. Die steigende Rivalität Oesterreichs mit Preußen gibt den Maßstab für den steigenden Werth welchen Oesterreich überhaupt auf Deutschland legt. Auch in vorübergehenden oder endlichen bleibenden Verständigungen zwischen beiden ist diese Eifersucht latent enthalten, drückt sich also auch, sei es noch so stumm, dieser Werth aus. Wie sehr sich aber das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland, und dadurch zu Preußen geändert, geht aus der Beschwerde hervor welche das Berliner Cabinet unlängst über diese Aenderung geführt hat. Metternich — so hat eine officielle preußische Kundgebung gelautet, — hatte Preußen in Deutsch-

land freie Hand gelassen. Jetzt ist es anders geworden. Preußen hat sich umsonst bemüht Oesterreich im näheren und ferneren Osten andere Ziele vorzuhalten. Mit Recht hat man sich in Oesterreich gesagt, daß die Länder an der unteren Donau und im Norden der Türkei, — abgesehen von dem Umstande daß sie nicht das Eigenthum derer sind von welchen sie so freigebig angeboten werden, — ein schlechter Ersatz sein würden für die Gefahren und Nachtheile welche für Oesterreich aus der Lossagung von Deutschland hervorgehen müßten, und welche wir flüchtig schon weiter oben berührt haben. Sollte Oesterreich jene östlichen Länder mit sich verbinden, so bedürfte es in erhöhtem Grade des Rückhaltes und des Kraftzuflusses welchen ihm nur die Verbindung mit Deutschland gewähren kann. Die Aufgabe der Culturvermittelung welche wir weiter oben für Oesterreich bezeichnet haben, würde verloren gehen wenn der Kaiserstat selbst sich gänzlich in den Bereich des Ostens drängen ließe. Seine neue Repräsentativverfassung, jetzt von den Ungarn bekämpft, würde nachher das Mittel werden das deutsche Element im österreichischen Leben gänzlich machtlos zu machen und das Reich vollständig zu orientalisiren. Der Kolonialcharakter Oesterreichs würde wieder neu hervortreten, und der Deutsche würde im Kaiserstate bald in die Stellung kommen in welcher er sich in Rußland befindet, oder die dem Spanier im heutigen Mexico und Peru angewiesen ist. Das deutsche Element würde eine machtlose Minderheit im Reichsrathe werden; deutsche Namen würden aus den Listen der Statsbeamteten verschwinden; Buda-Pesth würde an die Stelle von Wien treten. Oesterreich würde auf dem Wege sein, ein südliches Rußland zu werden und mit dem Czarenthume

den lang aufgeschobenen Kampf um die byzantinische Erbschaft auskämpfen zu müssen. Und nicht Italien allein, — auch Deutschland, welches seine auf diese Weise losgerissenen Provinzen zurückzufordern hätte, würde dabei der Bundesgegenosse Rußlands sein.

Diese rein östliche Mission Oesterreichs ist ein eben so großer Irrthum wie der von uns schon beurtheilte Gedanke einer europäischen Mittelstellung, welche nicht einmal für Deutschland mehr zu gewinnen ist, viel weniger für Oesterreich.

Aus Gründen der geographischen Lage, der ethnologischen Verhältnisse, des culturgeschichtlichen Berufes, der inneren Culturzustände, der eignen Machtbedingungen und der europäischen Statenordnung kann Oesterreich sich weder von Deutschland lostrennen und in den Orient hineindrängen, noch mit Deutschland verschmelzen lassen. Oesterreich muß im Wesentlichen bleiben wo und was es ist: — ein Satz der sich eigentlich von selbst versteht. Ein Stat kann so wenig wie ein Mensch aus seiner eignen Haut heraus, oder in diese Haut einen anderen Körper und in den Körper einen anderen Geist hineinschaffen. Die Aufgabe ist nur die, das eigne Wesen richtig zu verstehen, es von Zufälligkeiten und Widersprüchen zu reinigen, und sich klar zu machen was daraus im Verhältniß zur Welt hervorgeht.

Oesterreich ist und bleibt das südöstliche Glied einer deutschen Dreiheit, welche, rein politisch betrachtet, aus dem Kaiserstate, Preußen und der Gesammtheit der rein deutschen Staten besteht, — geographisch betrachtet in Bezug auf die preußische Territorialgestaltung und die Lage von Hannover, Kurhessen, Braunschweig und die anderen norddeutschen Bundesglieder einige ungelöste Fragen enthält. Cul-

turhistorisch besteht diese Dreiheit aus den zwei großen deutschen Colonialstaten und dem Ueberreste des von ihnen stark geschmälerten Mutterlandes. Oesterreich ist das mächtigste dieser drei Glieder; aber seine größere Macht soll, dem wahren culturhistorischen Verhältnisse gemäß, ostwärts und südwärts gekehrt sein. Im Westen ist es mit dieser größeren Macht nicht mehr als ein primus inter pares. Seine größere Macht ist auch nur eine physische; denn geistig ist die größere Macht auf Seite Deutschlands. Der dem deutschen Fürstencongresse vorgelegte Bundesreformplan leidet an dem Umstande daß diese Dreiheit des deutschen Nationallebens darin nicht deutlich genug hervortritt. Der praktische Gang der Dinge wird unzweifelhaft entweder noch vor der Ausführung irgend einer Reform oder nach derselben früher oder später diesem Bedürfniß abhelfen. Das große Erforderniß für Oesterreich ist daß dies seiner deutschen Politik zur klaren Erkenntniß kommt, und daß dieselbe demgemäß verfährt. In einer triadischen Gliederung Deutschlands kann Oesterreich seinen Widerstreit mit Preußen lösen ohne seine eigne Integrität zu gefährden, ohne das Nationalitätsprincip anzuerkennen, und ohne des deutschen Rückhaltes verlustig zu gehen dessen es für seine südöstliche Mission nicht entbehren kann. Ist aber dies wirklich so, dann ist es Oesterreichs höchstes Interesse in Deutschland die Triasbildung wirklich und ernsthaft zu befördern, und auch seinen ganzen Einfluß daran zu setzen Preußen dafür zu gewinnen.

Wir haben im vorigen Capitel schon darauf hingewiesen daß für eine solche Lösung der deutschen Frage auch Frankreich gewonnen werden muß und gewonnen werden kann, und wir dürfen hinzufügen daß auch die übrigen europäischen

Mächte ihr nicht wesentlich abgeneigt sein werden. Dabei kommen wir ganz besonders auf das Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich zurück, auf dessen Wichtigkeit wir schon im vorigen Capitel hingewiesen haben. Von diesem Verhältniß ist die Form und die Art abhängig wie die schwebenden europäischen Fragen zur Entscheidung kommen werden. England würde gegen eine Lösung der deutschen Frage wie die zuletzt angedeutete keine Einwendung zu machen haben, obschon diese Macht, wie gerade jetzt die Dinge stehen, einer reineren Verwirklichung des großdeutschen Gedankens vielleicht noch günstiger sein würde. Diese Gunst aber wäre nur der Ausdruck englischer Feindschaft gegen Frankreich, nicht eines Wohlwollens oder Interesses für Deutschland. Mit Frankreich über eine deutsche Trias verständigt, hätte Oesterreich alle europäischen Mächte dafür. Die Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich überhaupt eröffnet die Aussicht auf friedliche Entwickelungen; die feindselige Stellung beider Mächte entscheidet über einen umgekehrten Gang der Dinge. Keine zwei anderen Staten, — nicht Frankreich und England zusammen, nicht Oesterreich und England zusammen — haben diese Entscheidung so in der Hand wie Oesterreich und Frankreich. Nur wo Oesterreich und Frankreich aus einander gehen, hat England freie Wahl; wo sie vereint sind, ist England aus Gründen innerer Nothwendigkeit genöthigt der Dritte im Bunde zu sein. Weder für Frankreich noch für Oesterreich liegt in umgekehrter Richtung die Sache ebenso. Die französisch-englische Allianz enthält für Oesterreich keine Nöthigung ihr beizutreten; die österreichisch-englische vermag auf Frankreich keinen absoluten Zwang auszuüben. Oesterreich und Frankreich dagegen entscheiden über die Gruppirung

der europäischen Mächte in jedem großen Zusammenstoße der Interessen und in jeder Verwirklichung weiterreichender Pläne für die Gestaltung Europas. Preußen ist eine Nebenpartei, Rußland eine fremde Macht, Deutschland ein Fragezeichen; alle übrigen haben die Dinge zu nehmen wie sie kommen.

Bei dieser Wichtigkeit welche das Verhältniß von Frankreich und Oesterreich für die Welt hat, müssen wir die Bedingungen desselben etwas näher in's Auge fassen, was im nächsten Capitel geschehen soll.

Siebzehntes Capitel.

Frankreich und Oesterreich im Verhältniß zu einander.

Das zwischen Frankreich und Oesterreich der Natur nach bestehende Verhältniß ist theils durch die geographischen Grundlagen bedingt welche wir in einem der früheren Capitel dargestellt haben, theils durch innere culturgeschichtliche Thatsachen welche wir weiter zur Einsicht bringen werden. Auf diese doppelte Weise bestimmt, hat das Verhältniß der beiden Hauptmächte des europäischen Continentes nicht den willkührlichen Charakter welchen der oberflächliche Politiker voraussetzen möchte. Kaiserthum oder Königthum, — Napoleonide oder Orleans: — das ändert nichts an den geographischen und historischen Grundlagen nach denen sich die Politik richten muß. Es kann das Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich erleichtern oder erschweren, angenehmer oder unangenehmer machen: — eine unangenehme Nothwendigkeit ist darum nicht minder eine Nothwendigkeit. Auch die Erschüt-

terungen eines Krieges können in diesem Verhältniß keine dauernde Veränderung hervorbringen, der Krieg müßte denn geradezu eine der beiden Mächte vernichten. Nach dem Kriege würden außerdem in dieser Beziehung die Dinge stehen wie vor demselben.

Am wenigsten können Gefühle und Leidenschaften eine große Thatsache beseitigen welche unzweifelhaft für eine lange Culturperiode ihre Herrschaft über die Politik der europäischen Staten, ja in gewissem Sinne selbst über die Verhältnisse der Welt ausüben wird, nämlich die Thatsache der centralen Stellung welche Frankreich durch die Entwickelung der Weltgeschichte erhalten hat.

Keinenfalls sollte sich das ruhige, bedachte, thatsächliche Oesterreich von einer negativen Gemüths- oder Phantasiepolitik fortreißen lassen, in der es sich nur ungeschickt bewegen kann und in der ihm nur Gefahren drohen. Ob sich Frankreich im Einzelnen gut oder schlecht gegen Oesterreich benommen, das ist geringfügig gegen die Bedeutung einer die ganze politische Weltordnung betreffenden gegenseitigen Stellung.

Es wird in Oesterreich vielfach ein Haß gegen das imperialistische Frankreich zur Schau getragen welcher sich durch einen heiligen Abscheu vor der Immoralität des imperialistischen Systemes zu begründen oder zu rechtfertigen sucht. Wir haben soeben gesagt daß solche Auffassungen unwesentlich sind. Wahr oder unwahr, bestimmen sie nicht die Politik. Aber die künstlich unterhaltene Abneigung, der künstlich gesteigerte Haß, soll einem verkehrten politischen Systeme dienen; daher sind wir genöthigt auf diese Auffassungen einzugehen. Die moralisirende Beurtheilung Frankreichs von welcher wir hier sprechen, ist auf österreichischer Seite kurzsichtig, engherzig

und scheinheilig. Wenn die Menschen welche mit Selbstzufriedenheit sagen: „ich danke dir Gott daß wir nicht sind wie andere Leute, — Franzosen, Juden und Judengenossen“, — wenn diese Menschen uns vielleicht England anempfehlen, so ist es das Altmodische, Ueberlebte, Bornirte und Rohe im englischen Leben was ihren Beifall hat, nicht der junge, fleißige, reinliche, zweckmäßige Geist wahrer Nützlichkeit auf welchem in unserer Zeit die Macht Englands beruht. Wenn dieselben Menschen den deutschen Geist hochstellen über den französischen, so ist es nicht der Geist kühner Forschung und unerschrockenen Denkens der sie anzieht, sondern der Geist mittelalterlicher Träumerei und Symbolik ist es welchen sie französischer Aufklärung wie englischem Nützlichkeitssinne gegenüberstellen. Wir haben keine Veranlassung eine sittliche Ehrenrettung des französischen Imperialismus zu übernehmen. Er ist in sehr vielen Stücken zu verdammen. Er ist sündhaft wenn er, um seine Macht zu behaupten, an der Depravation eines ganzen Volkes arbeitet. Aber wir möchten die frommen Moralisten, deren Gewissen sich gegen eine politische Gemeinsamkeit Oesterreichs mit Frankreich empört, — wir möchten diese heiligen Männer fragen ob es nicht auch eine Sünde wider den heiligen Geist ist, ein ganzes Volk zu verdummen und in grober Genußsucht gegen höhere Interessen abzustumpfen? Worin unterscheidet sich dieses so lange Zeit in Oesterreich beliebte System von der Demoralisation des französischen Kaiserreiches als dadurch, daß letztere fein, glänzend, verführerisch, — ersteres aber plump, schmutzig und abstoßend ist? — Wir verlangen auf diese Frage keine Antwort, sondern fordern die gegen Frankreich eifernden Moralisten nur auf, der Wahrheit die Ehre zu geben, und

mit uns als gute Christen zu bekennen: „wir sind allzumal Sünder.“ —

Eine andere Einwendung welche von österreichischer Seite gegen ein politisches Zusammengehen mit Frankreich gemacht wird, ist die Behauptung daß entgegengesetzte politische Principien ein solches Zusammengehen nicht zulassen. Oesterreich, sagt man, ist der Vertreter der Legitimität, — Frankreich die verkörperte Revolution. —

Sonderbar! — Rußland und Amerika vertragen sich vortrefflich, und die Zeit ist vielleicht nicht fern wo beide als politische Verbündete handelnd auftreten; — und doch beruht ihr politisches Leben auf entgegengesetzten Principien. Das gute Einverständniß Oesterreichs mit den Türken ist der Gegenstand der Anklagen aller christlichen Völker des osmanischen Reiches wider die österreichische Regierung; und dennoch sollte man behaupten dürfen das österreichische Kaiserthum und die Herrschaft des Sultans beruhen auf verschiedenen Principien. Oesterreich ist ein grundsätzlicher Gegner abstracter Principien, ein Feind jeder Idealpolitik; und dennoch ist Oesterreich stolz darauf der Vertreter des Principes der Legitimität zu sein, und rühmt sich seines principiellen Gegensatzes im Verhältniß zu Frankreich.

Das Princip der Legitimität, freilich, wie es von der österreichischen Routine aufgefaßt wird, ist das Princip der Principlosigkeit, weil es das Princip der reinen Thatsächlichkeit ist. *Die Erhaltung der reinen Thatsache wie sie ist, gut oder schlecht, dumm oder gescheut*, — das ist die Legitimität in dieser altmodischen Auffassung. Die Weltgeschichte aber kennt eine andere Legitimität, vor welcher die *neue* Thatsache das *letzte* und *entscheidende* Gottesurtheil

ist, ein Gottesurtheil welches die Verdammung einer alten Thatsche ausspricht und die neue an ihre Stelle setzt. Das Alter der Thatsache steht allerdings in einer gewissen Beziehung zur Legitimität; aber nur in so fern nach einer gewissen Zeitdauer der Bestand minder zweifelhaft erscheint als vor ihr. Die legitime Thatsache aber erhält diesen Charakter dennoch einzig und allein durch ihre Macht. Die Legitimität ist das Recht welches aus der Macht fließt; nicht allerdings aus einer zweifelhaften Macht, wohl aber aus einer jeden Macht welche sich Geltung zu verschaffen gewußt hat. Diese Geltung ist die Autorität mit der die übermächtige und unzweifelhafte Thatsache auftritt. Die Zeitdauer gehört zu den Umständen durch welche die Geltung erworben werden kann. Sie läßt die Proteste gegen eine thatsächliche Macht verstummen, den Kampf gegen dieselbe erlahmen. Sie bringt die stillschweigende Anerkennung mit sich welche in der Unterwerfung unter die Thatsache liegt. Aber auch auf anderen Wegen kann die übermächtige Thatsache viel schneller zur Geltung und Autorität gelangen. Furcht, Eigennutz, Erkenntniß der Zweckmäßigkeit oder Unvermeidlichkeit können in kürzester Zeit der Macht den geheiligten Charakter geben in welchem das Gottesurtheil in der Weltgeschichte anerkannt ist. Auch die schlechten Beweggründe der Menschen müssen den ewigen Rathschlüssen dienen; und die stumpfe Gewohnheit der Resignation gegenüber einer mächtigen Thatsache ist keine edlere Quelle der Autorität, als Eigennutz und Furcht es sind. Nichts desto weniger soll die Thatsache eine gewisse Probe ihres Bestandes abgelegt haben, ehe sie als feststehend anerkannt wird; und zu dieser wird in der Regel die Zeit erforderlich sein in welcher ein

gewisser Glaube an die Dauer entsteht. Die Herrschaft eines mächtigen Geschlechtes ist eine Thatsache welche fester steht und mehr Dauer verspricht als die eines mächtigen Individuums, und insofern kommt die Geburt in einem solchen Geschlechte den Ansprüchen der Legitimität zu Gute. Ein rückwärts verfolgter Stammbaum muß aber doch immer zuletzt auf einen Parvenu führen; worin nicht eine Schande sondern vielmehr eine Ehre liegt. Von unten emporgekommen zu sein, ist ehrenvoller als von oben herunter. Es gibt emporgekommene und es gibt heruntergekommene Geschlechter: den letzteren hat noch nie die legitime Abstammung ihrer letzten Sprößlinge etwas genützt, und das Weiseste was sie thun können ist ihren Stammbaum soviel wie möglich im Dunkeln zu halten. Zwischen dem fürstlichen Parvenu und dem legitimen Suverän ist also kein principieller Unterschied. Hat die junge Herrschaft sich noch nicht in der Zeit bewährt, so hat in der Regel die alte um so zahlreichere Fehler zu bereuen. Wir wissen nicht was vorzuziehen ist.

Auch von dem Vorwurf einer revolutionären Politik wird der französische Imperialismus nicht so hart betroffen wie es ohne Prüfung scheinen möchte. Das zweite Kaiserreich ist wie das erste der Schluß einer statsrechtlichen Revolution welche darauf in eine völkerrechtliche überging. Beiden Männern — Napoleon I. und Napoleon III. — sind die conservativen Interessen mindestens soviel Dank schuldig, wie sie beiden Kaisern gegenüber Grund zu Anklagen haben mögen. Was ohne den gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs aus der gesellschaftlichen Ordnung Europas geworden wäre, vermag keiner seiner conservativen Ankläger zu sagen. Der Haß welcher auf Napoleon III.

von Seiten unbeugsamer Revolutionärs gefallen ist und noch fällt, beweist am besten wie erfolgreich er die Revolution niedergeschmettert hat. Später, es ist wahr, erscheint derselbe Mann als Beförderer und Lenker der Revolution. Er benutzt dieselbe als Mittel seiner Politik gegen andere Länder. Es ist aber die völkerrechtliche Revolution, nicht die statsrechtliche, deren er sich bedient. Weder Verfassungen noch sociale Ordnungen werden durch seinen Einfluß umgestürzt, aber Staten werden angegriffen, beraubt oder bedroht. Die Revolution von welcher der Kaiser der Franzosen Gebrauch gemacht hat und mit der er vielleicht noch die Welt bedroht, ist für ihn ein Mittel des Krieges. Ueberhaupt ist der Krieg selbst die völkerrechtliche Revolution. Verträge und thatsächlicher Bestand bilden das Material des Völkerrechtes; das was darin eine Umwälzung hervorbringt, ist der Krieg. Wenn aber Napoleon III. sich für Kriegszwecke der Volksbewegungen bedient, so thut er was jede kriegführende Macht unter Umständen thun wird. Man kann es vielleicht zum Gegenstande einer Anklage machen daß er es thut oder that ohne formell den Krieg erklärt zu haben. Wir wollen das nicht vertheidigen. Aber es gibt Staten welche bei der österreichischen Diplomatie in besserem Rufe stehen als das zweite französische Kaiserreich, und welche darin gelegentlich viel cynischer verfahren.

Wie oft schon hat England ohne Kriegserklärung offene Gewaltthaten geübt! — So oft, daß ein englischer Politiker in öffentlicher Versammlung zu London die englische Politik eine Seeräuberpolitik nennen konnte. Ohne irgend eine Kriegserklärung wie ohne irgend einen Richterspruch haben englische Kriegsschiffe in Städten des spanischen Amerikas zur Tilgung englischer Privatschuldforderungen Geld erpreßt.

Blokaden centralamerikanischer Häfen, ohne alle Formalität, aus den frivolsten Vorwänden, sind eine Zeit lang so gewöhnlich gewesen daß sie alljährlich zur Zeit der Indigo-Ernte wiederkehrten. Das war nicht Revolution; es war Seeraub. Aber hat etwa England mit den revolutionären Umtrieben in Italien und in anderen europäischen Ländern niemals etwas zu thun gehabt? Hat England nicht die Rebellion der südlichen Staten der amerikanischen Union befördert, diese Staten durch Anerkennung ihrer Flagge auf dem Meere mittelbar anerkannt? Weßhalb nimmt die diplomatische Orthodoxie keinen Anstoß an diesen englischen Ketzereien? — Hat man an diesen Beispielen nicht genug um zu zeigen, daß die imperialistische Politik in der Anwendung revolutionärer Mittel nicht schlimmer ist als manche andere? — Sollen wir Rußland noch als Beispiel anführen? — „Vom Caspischen Meere bis zur Straße von Gibraltar" — hat schon Gustav III. von Schweden geschrieben — „ist kein Land dessen Frieden Rußland nicht gestört oder wenigstens bedroht hat", und wie viel ließe sich seitdem der Kenntniß jenes Fürsten hinzufügen! Oesterreich kennt die panslavistische Propaganda und ihre Wühlereien in Böhmen und an der unteren Donau, und in Deutschland ist man über die Rolle welche das revolutionäre Russenthum bei uns gespielt hat und gelegentlich weiter spielen wird, nicht mehr im Unklaren. Wie kommt es daß es österreichische Politiker gibt denen Rußland als eine *conservative Macht* gilt? —

Es fällt uns nicht ein in diesen Irrgängen des politischen Urtheils nach Logik zu suchen. Wir wollen nur zeigen daß ein gegen Frankreich *allein* oder *vorzugsweise* erhobener Vorwurf revolutionärer Politik ungerecht ist. Eng-

land und Rußland haben redlich damit gewetteifert, und Preußen hat in Deutschland dasselbe gethan. Die Frage der **Mittel** darf leider überhaupt in der Politik nicht zu streng genommen werden; die Frage der **Zwecke** ist es welche eine genaue Beachtung verdient. Die **Zwecke** Frankreichs aber sind es von denen wir behaupten daß sie sich mit den Zwecken Oesterreichs müssen verträglich machen lassen; die Verträglichkeit der Mittel wird sich dann wohl ohne Schwierigkeit finden.

Welche sind also die Zwecke Frankreichs?

Daß sie nicht die der Revolution um ihrer selbst willen sind, haben wir eben angedeutet; und es ist leicht zu begreifen daß der Mann welcher die französischen Parteien unterworfen, kein Interesse daran haben kann die gebannten Geister neu zu entbinden.

Suchen wir uns die geschichtliche Stellung und Lage Frankreichs ganz klar zu machen, dann werden wir auch die bleibenden Zwecke der französischen Politik erkennen lernen.

Das deutsche Reich hatte seine culturgeschichtliche Aufgabe vollbracht und fiel in Stücken, als der deutsche Geist seine große theoretische und ideelle Arbeit unternahm die das System der politischen Symbolik des Mittelalters zerstörte. Dazu bedurfte es keines Reiches, und die Erzeugnisse dieser Arbeit waren damit unverträglich. In der Reformation aber hatte der deutsche Geist zugleich die Anstöße gegeben die aus seiner Innerlichkeit in das äußere Leben, aus der Idee in die Wirklichkeit, aus der Theorie in die Praxis führten, — Anstöße zu einem Laufe der Weltgeschichte welchem er selbst nicht zu folgen vermochte. Durch diese Anstöße hatte er die Bewegung hervorgerufen welche in die Entstehung der Ver-

einigten Staten auslief und in Amerika die Anfänge einer neuen Culturperiode setzte. Deutschland hatte damit: 1. sich selbst als politische Macht vernichtet, — 2. sich selbst geographisch aus der Mitte des politischen Systemes gerückt, und 3. der Weltcultur, welche bis dahin central gewesen war, einen excentrischen Charakter gegeben. — Alle drei Wirkungen kamen zusammen um Frankreich zu dem zu machen was es in der neueren Zeit geworden ist. Geographisch kam Frankreich an der Stelle Deutschlands in die Mitte des Systemes; politisch wurde es an der Stelle Deutschlands die centrale Macht; culturhistorisch wurde diese neue centrale Macht — da die Cultur den centralen Charakter verloren hatte — nicht zum Ausgangspunkte siegreicher Principien für positive Schöpfungen, sondern zum Kampfplatze streitender Gegensätze, welche am Ende erschöpft sich einer indifferenten Macht unterordnen mußten. Diese Macht ist das französische Kaiserthum.

Der französische Imperialismus legitimirt sich damit als eine wesentliche und nothwendige historische Bildung, und ist weit davon entfernt die vorübergehende Monstrosität zu sein für die er von einseitigen und verblendeten Parteiurtheilen erklärt wird. Wir meinen dies nach beiden extremen Seiten hin. Das französische Kaiserthum ist der nothwendige Enderfolg socialer Bewegungen wie die von denen das französische Volk erschüttert worden ist; und man muß sich dabei klar machen daß diese Bewegungen einer welthistorischen Krisis angehören und ganz und gar nichts Willkührliches in sich haben; daß der Kampf zwischen Altem und Neuem dabei nur die Einleitung der Krisis ist, welche sogleich in einen Kampf zwischen entgegengesetzten aber gleich neuen Principien übergeht; und daß diese Principien, welche in den beiden äußer-

sten Gliedern des Weltsystemes — Amerika und Rußland — aus einander gelegt erscheinen, im Mittelpunkte — also in Frankreich — in irgend einer Form gezwungen werden müssen sich zu vertragen und allmälig auszugleichen, weil keines derselben bestimmt ist den Sieg über das andere zu erringen. Die Gegner des französischen Imperialismus sind deßhalb von dreierlei Art und stehen auf drei verschiedenen Standpunkten: 1. auf dem Standpunkte der alten symbolischen Ordnung, welche indessen nur noch ein epigonisches Dasein fristet; — 2. auf dem Standpunkte des extremen westlichen, und 3. auf dem des extremen östlichen Principes. Die ersten sind die altmodischen Legitimisten, die zweiten die Individualisten, die dritten die Socialisten. Die ersten befeinden das Kaiserthum weil es auf den Ruinen ihres Systemes erbaut ist, die zweiten weil es nicht ein einseitiges Regiment der Bourgeoisie darstellt, die dritten weil es sich nicht ihren communistischen Systemen überläßt. Aber gerade diese dreifache Anfeindung ist der Beweis der historischen Nothwendigkeit des imperialistischen Regimentes, dessen innere Aufgabe es ist die dreifachen Gegner im gleichen Gemeinwesen beisammen zu halten und zum Frieden zu zwingen. Was sich auch an dem Geiste des französischen Kaiserthumes, soweit er sich bis jetzt entwickeln konnte, verdammen läßt: — es ist, nachdem durch das Erlöschen des deutschen Reiches und die Verrückung Deutschlands aus der politischen Mitte Europa seine centrale Macht und seinen inneren Halt verloren, die einzige politische Bildung gewesen welche an die Stelle treten konnte, und hat so den ersten festen Punkt zu einer Reorganisation des europäischen Abendlandes gesetzt. Einer Reorganisation im modernen Geiste. Denn es ist nicht ein symbolisches

Gebäude wie das heilige römische Reich deutscher Nation es war; sondern im strengsten Sinne kann es nur als das gelten was es wirklich zum Besten der Welt leistet: — es ist der nackte Erfolg der Unentbehrlichkeit und Zweckmäßigkeit auf den Thron gesetzt.

So ist das französische Kaiserthum, weit entfernt in seinem Geiste von dem Leben eines einzelnen Menschen abzuhangen, vielmehr ein im Zusammenhange der gegenwärtigen Weltverhältnisse tief begründetes politisches Gebilde. Es mag vielleicht nochmals umgestürzt werden: — es wird abermals neu entstehen. Der Mann welcher es jetzt regiert mag hinweggerafft werden: — ein anderer Imperator wird an seine Stelle treten. Ein Rückgang der Geschichte auf das französische Königthum könnte nicht den geschichtlichen Sachverhalt und die Frankreich gewordene Aufgabe verändern, sondern höchstens ein vorübergehendes Vergessen oder Verleugnen derselben ausdrücken. Sehr bald würde sich Frankreich seiner Stellung und Aufgabe wieder erinnern, und allsogleich würde seine Regierung das erneuerte Bekenntniß derselben ablegen. Uebrigens lebte schon im französischen Königthume das Vorgefühl der centralen Weltstellung die sich nun verwirkicht hat und die nun der französischen Nation auf lange nicht wieder entrissen werden kann. Eine französische Republik von dauerndem Bestande gehört eben bei dieser Weltstellung zu den größten Unwahrscheinlichkeiten der Weltgeschichte. Nur eine Theilung Frankreichs, eine Vernichtung der französischen Nation, könnte Frankreich seine Rolle entreißen, und diese Rolle findet im Kaiserthume den richtigen Ausdruck. Eine französische Republik könnte möglicher Weise einmal zu dieser Theilung führen, denn in einer französischen Republik würden

Socialismus und Individualismus sich auf Tod und Leben bekämpfen; und wenn aus dem Kampf nicht abermals das Kaiserthum entspränge, würde daraus die Vernichtung folgen. Das ist aber ein Ausgang der möglich, jedoch nicht wahrscheinlich ist. Im Kaiserthume wie es besteht, sind die Extreme dieses Kampfes umgangen, und es ist ein mittleres Ergebniß: die allmälige Verständigung des Individualismus und Socialismus — ermöglicht. Diese Verständigung liegt in der Entwickelung des Principes der Assecuranz, welches vom Imperialismus vielleicht nicht mit ausdauerndem Eifer und nicht mit unirrendem Takte, aber mit vollem Bewußtsein ergriffen worden ist. Mit einem auf das Princip der Assecuranz gegründeten ökonomischen Systeme tritt die europäische Gesellschaft auch wirthschaftlich und politisch-moralisch, wie es in der geographischen Lage der Fall ist, in die Mitte zwischen Amerika und Rußland. Ueberall zwar wo in Schifffahrt, Handel und Industrie Unternehmungsgeist zu finden ist, hat dieser sich auch unter den Schutz der Assecuranz begeben; allein zwischen der Versicherung eines Schiffes, Hauses oder Warenlagers und einem allgemeinen Versicherungswesen als ökonomischer Grundlage des States und der Gesellschaft ist ein wesentlicher Unterschied, auf den es hier gerade ankommt. Diesen Unterschied festgehalten, wird die amerikanische Gesellschaft sich noch auf lange Zeiten einem rücksichtslosen Individualismus und einer ungezügelten Concurrenz überlassen, — während die russische, bei allem was jetzt in der rühmlichsten Absicht in anderer Richtung erstrebt werden mag, nicht minder auf lange Zeiten sich herdenartig der Fürsorge des „Väterchens“ und seiner Regierung anvertrauen wird. In Frankreich als der Mitte des ganzen Systemes drängen sich diese

beiden gesellschaftlichen Richtungen im gleichen Gemeinwesen zusammen, und der Imperialismus hat die daraus hervorgehende Aufgabe begriffen. Darin liegt nichts was andere Staten bedroht; darin liegt nur was andere Staten befriedigen kann und was dem allgemeinen Wohle der Welt entspricht. Sich selbst hätten es andere Staten zuzuschreiben und die Verantwortlichkeit dafür fiele schwer auf sie, wenn eine unüberlegte und vorurtheilsvolle Haltung gegen Frankreich die begonnene Vermittelung unterbrechen und die Gegensätze in ihrer ganzen Schroffheit wieder entbinden sollte. Denn die Aufgaben der Zeit müssen gelöst, — das Neue was dem Bedürfniß der jetzigen Entwickelungsstufe entspricht muß zur Geltung gelangen, — auf friedlichem oder gewaltsamem Wege — geschehen muß es und geschehen wird es.

Gehen wir von der Betrachtung des inneren Geistes des französischen Imperialismus auf dessen äußere Machtinteressen über, so wird sich zeigen daß auch diese, von ihm selbst richtig verstanden, keinen anderen Stat zu bedrohen brauchen.

Das Grundinteresse Frankreichs ist in dieser Beziehung das, die Mitte des europäischen Systemes und der ganzen politischen Weltordnung unserer Tage zu behaupten, und sich alle Folgewirkungen einer so einflußreichen Stellung zu sichern. Die Stellung ist neu, und sie ist bestritten. Sie ist verbunden mit der Aufgabe, der Bändiger und Vermittler der politischen Parteien in Europa zu sein: auch diese Aufgabe ist bestritten und wird sehr unbegründeter Weise für eine Anmaßung erkärt.

So ist die innere Haltung und äußere Stellung Frankreichs eine bestrittene, und es ist auf französischer Seite keine

Heuchelei daß die französische Politik, wie aggressiv sie auch in einzelnen Fällen zu Werke gehen mag, im Wesentlichen eine defensive ist. Diese Defensive sieht sich freilich oft genug veranlaßt eine offensive Form anzunehmen, und sie mag dabei auch nicht selten die Grenze des Defensivzweckes überschreiten. Immerhin bleibt dies Nebensache.

Zur Vertheidigung der Machtstellung im europäischen System und zur Behauptung der Vermittlerrolle zwischen den Parteien Europa's gehört nun freilich vielerlei was der oberflächlichen Beurtheilung als unzusammenhängend, als widerspruchsvoll und launenhaft erscheinen mag. Es gehört dazu das Hereinziehen Amerika's in die europäischen Verwickelungen und ein verhältnißmäßiges Zurückdrängen Rußlands, um den Einfluß beider äußeren Machtkörper in das Gleichgewicht zu setzen. Es ist dies die Vorbedingung jeder Benutzung der beiden äußeren Glieder der großen Welttrias um die inneren Kraftverhältnisse der Mittelgruppe zu Gunsten Frankreichs als der Mitte des Ganzen zu beeinflussen. Auf das äußerste bedrängt, müßte der Grundgedanke der französischen Politik die Allianz mit Rußland und Nordamerika sein, — ein Gedanke der in der amerikanischen Politik Napoleons III. zuweilen verdunkelt erscheint, zu jeder Zeit aber doch wieder hell hervortreten könnte. Es gehört zur Vertheidigung der Stellung Frankreichs ferner die Einführung neuer Staten in die Zahl activer Mächte der Mittelgruppe. Es gehört dazu aber auch, wie wir in einem früheren Capitel gezeigt haben, die Erhaltung Oesterreichs und Preußens als europäische Mächte, die Verhinderung ihres Aufgehens in einem deutschen Einheitsstate, zugleich aber auch die Verhinderung der Theilung des übrigen Deutschlands zwischen

ihnen, inso ferne der Versuch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach mißlingen und zum Einheitsstate führen würde. Es gehört dazu also die Begünstigung einer deutschen Triasbildung. Es gehört aber nicht dazu die Losreißung des kleinsten Stückes deutschen Gebietes am Rhein oder anderwärts, und es gehört nicht dazu die Abtrennung Venetiens von Oesterreich. Alle diese Beweggründe und Aufgaben bleiben für Frankreich dieselben, gleichviel ob zu Paris ein Napoleonide auf dem Kaiserthrone oder ein Orleanide auf dem Königsthrone sitzt.

Sofern Frankreich in allen Beziehungen die richtige Linie nicht überschreitet, läßt sich nicht entdecken wo die österreichischen Interessen beeinträchtigt werden. Wir sprechen hier nicht von dem was in Italien geschehen ist, sondern von dem was je nach Umständen zu erwarten wäre. Deutschland als Ganzes mag Gründe haben eine Gestaltung der Weltverhältnisse zu beklagen welche seinen Einheitsbestrebungen im Wege ist; damit sind diese Verhältnisse nicht geändert. Oesterreich aber als besondere europäische Großmacht, welche neben Preußen eine solche bleiben will, — Oesterreich als Oesterreich, ist durch eine nur halbwegs verständige Politik Frankreichs nicht gefährdet. Da wo von dieser Politik eine Gefährdung Oesterreichs beabsichtigt oder eine Beeinträchtigung ausgeübt wird, ist dieselbe, soweit sie frei handelt, auf einem Irrwege begriffen, soweit sie unfrei vorgeht, in einen Irrweg getrieben. Die Erhaltung Oesterreichs ist ein ganz wesentliches französisches Interesse, weil die Zerstörung des Kaiserreiches die Mittelstellung Frankreichs, den höchsten Vorzug seiner jetzigen Position, vernichten würde. Aus dem nämlichen Grunde kann es Frankreich mit einer Wiederherstellung

Polens nicht Ernst sein. England mag unter Umständen eine Theilung Rußlands mit der Gründung eines westrussischen und in so fern „polnischen" Reiches seinen Interessen angemessen finden: Frankreichs Interessen sind dagegen ganz andere. Frankreich muß begreifen, daß eine Wiederherstellung Polens eine Schwächung Oesterreichs und Preußens als europäischer Mächte, diese Schwächung eine Stärkung der deutschen Einheitsbestrebungen, diese Stärkung eine Gefährdung Frankreichs, das Ganze jedenfalls eine Verdrängung Frankreichs aus der Mitte des Systemes zur Folge hätte. Ebenso verhält es sich mit einer Absonderung Ungarns von Oesterreich. Dem französischen Interesse könnte diese nicht entsprechen. Die Beweggründe welche an diesen beiden Punkten von Seiten Frankreichs wirksam gewesen sind, beziehen sich auf Zwecke welche an sich nicht einen Oesterreich feindlichen Charakter haben. Was die französische Politik an der unteren Donau und in Polen sich zu thun macht, ist nur eine Diversion die im letzten Ziele sich auf England, Rußland und den Orient bezieht, auf eine Frage welche eben auch gerade wie die deutsche einer Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich bedarf — allerdings diese ausdrücklich mit Einschluß Englands. Die orientalische Frage betrifft das gesammte politische Weltsystem, und alle Glieder desselben haben ein näheres oder ferneres Interesse an ihrer Entscheidung. Auch von Frankreich ist es daher kein Uebergriff wenn es sein Gewicht dafür in die Wagschale legt. Wenn andere Mächte nicht das gleiche thun, so ist das ihre Sache, und die Folgen davon haben sie sich selbst zuzuschreiben, — eine Bemerkung welche unvermeidlich zwar gerade Oesterreich treffen muß, aber nichts weniger als einen

Oesterreich feindlichen Sinn haben kann. Wie überall, hängt auch hier das Schicksal davon ab daß man seinen Beruf zu erkennen und zu erfüllen weiß. Zu der bloßen Kraft der Trägheit aber kennt die Geschichte keinen Beruf.

Mehrfache Interessen die Frankreich im Mittelmeere im Auge zu behalten hat, beziehen sich auf den französischen Antheil an der europäischen Herrschaft oder dem europäischen Einflusse über außereuropäische Länder. Daß Frankreich daran seinen Antheil verlangt, ist eine durchaus legitime Forderung, welche bei richtigem Verständnisse auf beiden Seiten nirgends den Bedingungen österreichischer Macht zu nahe zu treten braucht. Wir werden auf das Verhältniß der europäischen Staten zu außereuropäischen Ländern, oder vielmehr auf die Vertheilung der Herrschaft und des Einflusses der activen Menschheit auf die passive später ausdrücklich zu sprechen und dann auch auf die hier berührten Stellungen zurückkommen. Einen wichtigen Punkt aber müssen wir hier hervorheben, nämlich das Verhältniß des französischen Interesses zum Besitze von Venedig.

Die Wichtigkeit welche Venetien und das Festungsviereck für Oesterreich und Deutschland hat, ist so vielfach erwähnt worden daß wir hier nicht einläßlich darauf zurückkommen wollen. Man hat diese Wichtigkeit neuerdings aus Gründen fortgeschrittener militärischer Technik herabzusetzen gesucht; wir können die Entscheidung der Frage indessen den Fachkundigen überlassen, denn wenn das Festungsviereck eben aus diesen Gründen für Oesterreich aufgehört haben sollte von entscheidender Bedeutung zu sein, wäre damit auch sein militärisches Gewicht für den Gegner Oesterreichs verringert. Wir selbst halten an der Nothwendigkeit dieser Position für Oesterreich

fest, — einer Position, welche recht eigentlich der militärische Ausdruck des culturhistorischen Berufes der österreichischen Monarchie ist. Das Festungsviereck ist das Thor durch welches — außerhalb Deutschland — jedes Landheer hindurch muß welches von Frankreich nach der unteren Donau und in die Balkanhalbinsel bestimmt ist. Solange Oesterreich dazu den Schlüssel führt und Frankreich sich seinen Weg nicht durch das Innere von Deutschland gebahnt hat, kann ein französisches Heer nur zur See auf ein Kriegstheater in Ungarn und der europäischen Türkei verpflanzt werden. Hier führt die einzige Straße durch auf welcher zu Lande Deutschland umgangen werden kann. Aber das Festungsviereck schließt zugleich die Alpenübergänge nach Tyrol und Baiern, und durch seinen Verlust würden Süddeutschland und Oesterreich bloßgestellt. Seitdem Savoyen in französischem Besitze ist, gewährt die Schweiz dem Südwesten Deutschlands nur eine ungenügende Deckung. Neuere Communicationsmittel machen es möglich in kürzester Zeit eine französische Armee am Bodensee zu concentriren. Solange Oesterreich sich im Besitze Venetiens behauptet, bliebe eine solche Armee, um dem Donauthale hinab zu operiren, auf ihrer rechten Flanke bloßgestellt. Mit dem Verluste des Festungsvierecks und seinem Uebergange in Hände in denen es Frankreich zur Verfügung steht, wäre auf der Südseite für eine auf dem genannten Schauplatz operirende französische Armee völlige Sicherheit gegeben.

Das alles scheint zu sagen daß Frankreich wünschen müsse das Festungsviereck in anderen als österreichischen Händen zu sehen. Daß es aber wirklich so wäre, setzt drei Bedingungen voraus: 1. daß Frankreich im Südosten von

Europa einen Landkrieg führen wolle; 2. daß es bei einem solchen Kriege Oesterreich zum Gegner habe; 3. daß das Festungsviereck statt Oesterreichs einen Besitzer erhalte über den Frankreich unbedingt verfügen kann. Es ist schwer anzunehmen daß diese drei Bedingungen zusammentreffen. Wenn z. B. die Engländer wünschen daß Venetien den Italienern überlassen werde, so setzt die englische Politik gewiß nicht voraus daß das zu Gunsten Frankreichs ausschlagen müsse. Der Erfolg könnte hier ein ganz umgekehrter sein. Oesterreich ohne das Festungsviereck könnte auf französischer Seite stehen, und Italien mit dem Festungsviereck unter englischer Führung zu Frankreichs Gegnern gehören. Vor allem aber ist zu berücksichtigen daß wenn Frankreich mit Oesterreich in gutem Vernehmen steht und sich über eine gemeinsame Politik verständigt hat, ein Streit in diesen Regionen gar nicht die Form annehmen kann welche Frankreich ein Interesse geben würde Oesterreich hier geschwächt zu sehen. Das französische Interesse läuft hier also nur dann gegen das österreichische, wenn dieses vorher und ursprünglich sich zu jenem feindlich stellt. Will hier Frankreich etwas was Oesterreich nicht zugeben kann? Was wäre es? — Frankreich kann in der orientalischen Frage der Gegner Rußlands, der Gegner Englands, aber nicht wohl der Gegner Oesterreichs sein, sofern Oesterreich nicht sich selbst zum Gegner Frankreichs macht. Was könnte aber Oesterreich dazu bestimmen? — Hätte es etwa Gründe hier für eine russische Machtentfaltung eingenommen zu sein? — Das nicht! — Oder für eine allzugroße englische? — Die Rücksichtslosigkeit mit welcher England in der Angelegenheit der ionischen Inseln gegen Oesterreich verfährt, der Druck welchen England mit Bezug auf

Venetien auf Oesterreich auszuüben gesucht hat, die englische Vorliebe für die italienische Nationalität, — diese und andere Beispiele zeigen was Oesterreich zu erwarten hätte wenn ein unter britischer Hoheit stehendes neubyzantinisches Reich Bestand gewänne. Oesterreich zu einem Lande englischer Transitrouten, die österreichische Bevölkerung zu englischen Korn-, Holz- und Viehlieferanten, die österreichischen Provinzen zu englischen Werbedistricten zu machen, das würde das Ziel einer solchen Machtentfaltung in Bezug auf Oesterreich sein. Das französische Interesse ist in diesen Regionen kein anderes als das der Erhaltung eines gewissen Gleichgewichtes der Macht und der Vortheile. Eigenen Besitz soweit ostwärts zu suchen, kann nicht Frankreichs Absicht sein solange seine Ziele in Nordafrika noch so unvollkommen erreicht und so schwer erreichbar sind; und selbst wenn Frankreich Aegypten und das ganze Atlasland besäße, wäre es eine Verirrung französischer Politik in Byzanz mehr als einen seiner Macht im Allgemeinen entsprechenden Einfluß ausüben zu wollen. Das Festungsviereck ist der Knotenpunkt wo der Osten, Westen, Süden und Norden, deren Vermittelung die Aufgabe Oesterreichs ist, militärisch zusammenstoßen. Frankreich hat kein dauerndes Interesse diesen Punkt in anderen als österreichischen Händen zu sehen.

Ein Schreckgedanke, freilich, ist die französisch-russische Allianz und die Theilung des europäischen Continentes zwischen Frankreich und Rußland.

Wir gehören nicht zu denen welche Gedanken bloß darum für chimärisch halten weil sie großartig und weitaussehend sind, oder welche auch der bloßen Chimäre nicht eine gefährliche Macht zuschreiben. Im Gegentheil — wir fürchten

nichts mehr als die Macht der Chimäre, und würden sie in dieser welthistorischen Beziehung über alles fürchten, — gewiß nicht als die Macht welche Räthsel löst, sondern eben als die welche unlösbare Räthsel aufgibt und durch deren Unlösbarkeit die Welt in's Verderben stürzt. Aber in dieses Verderben würden doch gewiß Frankreich und Rußland mitstürzen. Die französischen Aufgaben sind jedoch ganz andere als sich auf dunkle Räthsel der Zukunft einzulassen. Nur die äußerste Bedrängniß einer vorübergehenden Lage könnte eine vorübergehende Verständigung zwischen Rußland und Frankreich für ein politisches Ziel bewirken; sie würde gewiß nicht länger dauern als jene Lage. Das natürliche und bleibende Interesse Frankreichs, — das Interesse sich in der Mitte des europäischen Systemes zu halten, — gibt der französischen Politik für die Dauer eine der russischen Allianz entgegengesetzte Richtung, nämlich die auf Bildung einer compakten abendländischen Statengruppe gegen russisches Umsichgreifen. Man soll nie vergessen daß an dem Worte „Konstantinopel" die Verständigung Napoleons I. und Alexanders I. scheiterte. Eine immer drohende Möglichkeit vorübergehender Verständigung zwischen Frankreich und Rußland ist jedoch ein Glück für Europa, weil sie die auf eine neue heilige Allianz abzielenden Projecte kreuzen hilft. Daß Oesterreich durch das ungewisse Verhältniß Frankreichs zu Rußland vom Betreten eines so gefährlichen Irrweges abgehalten wird, ist kein Uebel sondern eine Wohlthat, für Oesterreich selbst wie für die Welt.

Ein Feld des Mißtrauens gegen französische Zwecke würde sich eröffnen wenn Oesterreich seine Interessen ganz und vollständig mit denen Deutschlands zu verschmelzen bereit wäre.

Bis zu dieser Selbstentäußerung hat es aber Oesterreich noch nicht gebracht; und solange wir nicht seine Stellung als europäische Großmacht geradezu mit der eines wiederhergestellten und verbesserten deutschen Reiches vertauscht sehen, wird Oesterreich die Bedingungen seiner eignen besonderen Macht in letzter Instanz immer über den Vortheil Deutschlands stellen, wieviel ihm auch daran gelegen sein mag sich um Deutschland verdient zu machen *). Das ist auch so naturgemäß daß kein Politiker etwas anderes voraussetzen wird. Wenn es aber so ist, steht eben Frankreich der deutschen Politik Oesterreichs auch nicht ernstlich im Wege. Es steht ihr nur im Wege sobald Oesterreich nicht mehr Oesterreich sein sondern geradezu Großdeutschland werden will. Im Uebrigen glauben wir an keine Bedrohung Deutschlands, z. B. des Rheines, durch Frankreich, es sei denn daß dieses dazu gezwungen werde; und so ist selbst der Fall daß Oesterreich sich genöthigt sähe als Beschützer deutscher Interessen gegen Frankreich aufzutreten, ein im höchsten Grade unwahrscheinlicher. Wir sind der bestimmten Meinung daß die Ansichten über die Rheingrenze welche von französischer Seite in der bekannten Flugschrift „Le Rhin et la Vistule“ ausgesprochen sind, nicht nur aufrichtig und wahr die Ueberzeugung des Kaisers der Franzosen ausdrücken sondern auch mehr oder minder zu Ansichten des französischen Volkes geworden sind, jedenfalls sich in der französischen Politik geltend machen werden solange diese nicht durch eine unzweckmäßige

*) Das Verhalten in der deutsch-dänischen Streitfrage, wo doch das Abweichen des österreichischen vom deutschen Interesse nur einer veralteten Politik angehört, ist ein schlagendes Beispiel für obigen Satz. Wir schreiben im December 1863.

Haltung der deutschen Großmächte oder des deutschen Bundes zu einer offensiven Defensive getrieben wird.

So glauben wir die Möglichkeit und culturgeschichtliche Nothwendigkeit einer Verständigung Oesterreichs und Frankreichs über die Hauptfragen der europäischen Politik wenn auch nur nach den Hauptzügen des Verhältnisses nachgewiesen zu haben. Welche Form ein aus solcher Verständigung hervorgehendes Verhältniß annimmt, muß aus dem Verhalten anderer Staten hervorgehen und kann nicht allgemein bestimmt werden. Vieles kann in dieser Beziehung wechselnd sein, obschon für längere Zeit wohl feststehen wird daß England, Frankreich und Oesterreich in eben jenen Fragen welche Oesterreich mit Frankreich zusammenführen sollten, eine Dreiheit gemeinsamer Politik zu bilden bestimmt sind, welche jeden Gedanken an eine Wiederbelebung der heiligen Allianz ausschließt, und auch die endgiltige Beseitigung jeder russisch-pentarchischen Politik sich zum Zwecke setzt.

Achtzehntes Capitel.

England und sein Verhältniß zu Oesterreich und Frankreich.

Die englische Politik scheint in der Regel ohne System zu sein, und englische Politiker spotten gern über die in die ferne Zukunft reichenden Pläne anderer Völker. Wie die Unternehmungen des speculirenden Kaufmanns, richtet sich die Haltung Englands in den politischen Fragen der Zeit nach Beweggründen des Augenblickes. England indessen hat doch in diesem Mangel an Logik mehr System und Methode als der oberflächliche Zuschauer vermuthen möchte.

Von Natur ist England der große Vermittler des europäischen und außereuropäischen Lebens auf dem Wege der Schifffahrt. Portugal, Spanien, die Niederlande haben vorübergehend den nämlichen Beruf gehabt, und in Gemeinschaft mit anderen Küstenstaten haben sie noch heute ihren Antheil daran. England indessen hat allmälig das große Geschäft auf der See monopolisirt, und ist damit überhaupt zum ersten Großhändler, Spediteur, Unternehmer, Capitalisten und Geschäftsführer der Welt geworden. Diese Stellung zu behaupten, ihren Erfordernissen zu genügen, allzukühne Rivalen unschädlich zu machen, die Bedürfnisse der Welt zu steigern und den gesteigerten Bedürfnissen abzuhelfen: — das sind die natürlichen und sich gleichbleibenden Gesichtspunkte der englischen Politik.

Für eine solche Politik hat die politische Macht an sich kein Interesse; sie gilt ihr nur als Garantie des Geschäftes. Auch der Territorialbesitz ist ihr eine Nebensache. Für diese Politik hat der Stat eigentlich kein Territorium, sondern, gleich einer Handelsfirma, nur ein Domicil, welches England heißt. Ihre auswärtigen Besitzungen sind Geschäftsfilialen und Commanditen. Auch fremde Staten können sich in dieser Stellung zu ihr befinden, und empfangen dann ihren Einschuß an politischem Capital um englische Geschäfte zu besorgen. Die Kolonial- oder Provincialabhängigkeit gehört für ein solches System nicht zur Sache. Alles vom Hauptcomptoir aus zu dirigiren, ist nicht überall die vortheilhafteste Methode: die englische Politik mit ihren Geschäftsmaximen hat diese Wahrheit schon längst begriffen, und die merkantilische Abhängigkeit von England weiß sie auch auf anderer Grundlage als auf der der politischen Unter-

werfung zu begründen. Der Territorialbesitz ist nicht die hauptsächlichste Grundlage einer Macht welche ihr politisches Capital so vortheilhaft wie England in beweglichem Eigenthum anzulegen weiß.

Aus mittelbaren Gründen mögen sich nichts destoweniger für das britische Reich sehr verwickelte Machtinteressen ergeben; aber die Gründe dafür sind eben immer mittelbare. Von diesem Standpunkte müssen die Freundschaften und Feindschaften Englands betrachtet werden. Die englische Methode ist dabei im Allgemeinen die, sich fremder Macht zu bedienen, dabei aber dieselbe in allen ihren Bewegungen zu begleiten und zu überwachen. Denn der allgemeine moralische Charakter der englischen Politik ist die Eifersucht, welche sogar das englische Privatleben im Verhältniß zu Personen und Leistungen anderer Nationen auszeichnet.

Dies ist der Geist in welchem England sein Verhältniß zu Frankreich betreibt. Das zweite Kaiserreich war schnell die erste europäische Continentalmacht geworden: eine solche Macht mußte Englands Alliirter sein oder sie durfte nicht existiren; sie mußte Englands Freund sein, und wenn man sie gehaßt hätte wie das leibhaftige böse Princip. Mit dem giftigsten Hasse gemischt, heftete sich die englische Freundschaft also an Frankreich, um es in keiner seiner Bewegungen allein zu lassen. Napoleon III. war aber nicht der Mann sich dupiren zu lassen. Er erwiederte Falschheit mit Falschheit, und suchte England tiefer in seine Pläne zu verwickeln als der perfidesten englischen Politik selbst erwünscht war. Diesen Wetteifer falscher Freundschaft, dessen Schauplätze in der Krim und in Italien, in Syrien, Marokko, Mexiko

und Polen liegen, hat der euphemistische Sprachgebrauch die „entente cordiale“ genannt.

Unter dem Gesichtspunkte dieses Verhältnisses zu England hat Frankreich vielleicht den Fehler begangen, seine Macht in größerem Maße überseeischen Unternehmungen und der Ausbildung seiner Marine zuzuwenden als sich mit der Erhaltung eines dauernden Friedens mit England möglicher Weise verträgt. Alles wird hier freilich endlich auf den letzten Erfolg ankommen. Aber es muß von Seite Frankreichs als Verwegenheit erscheinen den eifersüchtigen Freund auf die äußerste Probe zu stellen, um so mehr als dessen Perfidie eine Sache ist die sich von selbst versteht. Es gibt überseeische Unternehmungen die zu Frankreichs wahrem und natürlichem Berufe gehören; es gibt aber auch andere welche nicht durch diesen Beruf vorgezeichnet sind, und diese hätte vielleicht Frankreich aus Rücksicht auf den kitzlichsten Punkt der entente cordiale unterlassen sollen, überhaupt schon um sich nicht unnöthig auf dem Meere zu schaffen zu machen. Zweimal scheint den Napoleoniden eine Unterschätzung Englands einen Streich zu spielen; obschon diesmal der Fehler aller Wahrscheinlichkeit nach noch gut zu machen ist.

Die überseeische Politik Frankreichs ist überhaupt, bei allen zum Theil glänzenden Erfolgen derselben, ihre schwache und gefährliche Seite, und wir haben darin auch im Einzelnen einige Mißgriffe zu bemerken.

Wir beziehen uns damit nicht auf das mexikanische Unternehmen welches wir an sich nicht als einen Mißgriff bezeichnen können. Frankreich bedurfte eines Hebels den es zur Bewegung der amerikanischen Politik ansetzen könne. Eine Theilung der Union in Nord und Süd mußte

seit längerer Zeit einem Kopfe wie Napoleon III. als eine nahe Möglichkeit erscheinen, und in Verbindung mit dieser Eventualität wurde die Intervention in Mexiko seit Jahren als Plan gehegt und vorbereitet. Wir kommen, soweit Mexiko betroffen ist, auf den Gegenstand zurück. Was uns hier interessirt, ist das Verhältniß zwischen Frankreich und England. In Bezug auf dieses Verhältniß nun müssen wir urtheilen, daß wenn Frankreich das große Zerwürfniß der Union benutzen wollte um ein mexikanisches Kaiserthum zu errichten, die Nordstaten der Union es waren auf deren Seite sich die französische Politik stellen mußte. Den Engländern mußte, wenn es darüber jemals zu einem Bruche kommen sollte, die Rolle zugeschoben werden das Interesse der Sklavenstaten zu vertreten; das aber was Frankreich durch eine antirepublikanische Politik in Mexiko bei der Demokratie verlor, mußte es durch seine Parteinahme gegen die Sklaverei wieder gewinnen. Bei der Sklaverei als System hat Frankreich in keiner Weise einen Vortheil zu erwarten. In Mexiko ist es unanwendbar. Nachdem es in diesem Lande seit längerer Zeit abgeschafft worden ist, kann es nicht wieder eingeführt werden, um so weniger als es der dortigen Gesellschaft durchaus nicht an brauchbaren Arbeitskräften fehlt. Was aber die Nordstaten betrifft, so sind sie aus fünf Gründen gerade der Theil der Union auf den sich die französische Politik stützen sollte: 1. werden sie, wenn die Union wieder hergestellt wird, der herrschende Theil sein, durch dessen Sympathien und Antipathien die Politik der Gesammtregierung bestimmt werden wird; 2. werden sie, wenn die Union getheilt bleibt, dem Süden dennoch an Macht weit überlegen sein; 3. stehen sie England feindlicher

gegenüber als die Südstaten; 4. sind sie, und gerade sie, in Amerika die culturhistorische Macht welche den attractiven Gegensatz zu Rußland bildet, und mit der allein eine französisch-amerikanisch-russische Allianz hergestellt werden kann, wenn eine solche Stellung jemals aus dem Gedanken in die Wirklichkeit übergehen sollte. Endlich 5. steht der sociale und politische Geist der Nordstaten dem Imperialismus und der Monarchie näher als diesen politischen Systemen die suveräne Aristokratie der Sklavenhalter steht. Es ist eine häufige Verirrung des europäischen Urtheils sich die Sache umgekehrt zu denken.

Wir wollen damit nicht sagen daß eine Verständigung Napoleons III. mit der Regierung von Washington zu Gunsten seines mexikanischen Unternehmens eine leichte und sichere Sache gewesen wäre; wir halten sie aber auch jetzt noch nicht unbedingt für unmöglich, wenn der amerikanische Krieg länger fortdauert und es am Ende doch zu einer Trennung kommt, wobei in Betracht gezogen werden muß daß der amerikanische Geist eher eine selbständige Monarchie als eine europäische Kolonie in Amerika erträgt. Die sogenannte „Monroe-Doctrin" ist nur gegen die Abhängigkeit von Europa, nicht gegen irgend eine einheimische Regierungsform gerichtet, und schließt sowenig ein Kaiserthum in Mexiko wie einen hierarchischen Absolutismus im Mormonenstate aus. Auch der fremde Prinz erscheint dabei nicht als Hinderniß, sofern er nur in Amerika als fürstlicher Auswanderer auftritt.

Dies alles hier nur, um auf einige Fehler der französischen Politik aufmerksam zu machen welche zuletzt das Verhältniß Frankreichs zu England betreffen. Dieses Verhältniß aber

bei Gutem zu erhalten, ist in unserer Zeit die große Aufgabe Oesterreichs.

Oesterreich, auf der einen Seite an ein Verhältniß mit Frankreich gebunden, auf der anderen den Engländern an der unteren Donau und im adriatischen Meere ein überaus werthvoller Bundesgenosse, — Oesterreich, durch welches allein die begründeten Interessen Frankreichs sicher gestellt werden können und welches in diesem Augenblicke der englischen Speculation die verlockendsten Aussichten eröffnet, — Oesterreich ist dazu gemacht England und Frankreich zusammenzuhalten, und als dritter im Bunde eine westliche Trias bilden zu helfen, deren allgemeine politische und culturgeschichtliche Bedeutung der Sieg des westlichen über das östliche Culturprincip in Europa ist. Eine solche Allianzenbildung ist das reine Widerspiel der heiligen Allianz, so zwar daß Oesterreich, seiner Vermittlerrolle getreu, auch hier das der alten und der neuen, der westlichen und der östlichen Gruppirung zugleich angehörige Glied ist.

Daß England den Beitritt Oesterreichs zu seiner Verbindung mit Frankreich als die Bedingung eines wünschenswerthen Ganges der europäischen Angelegenheiten betrachtet, und daß Frankreich von seiner Seite mit Bezug auf England eben so urtheilt, haben die diplomatischen Bemühungen des letzten Jahres in der polnischen Sache gezeigt. Beide Mächte, England und Frankreich, trauen sich mit Recht nicht genug um allein mit einander sich in ernste Unternehmungen einlassen zu können. Mit Frankreich allein konnte England, mit England allein Frankreich nicht handeln. Ueberhaupt bedarf das Verhältniß zwischen diesen beiden Mächten durchaus einer dritten vermittelnden Macht, um dauernd zusam-

menzuhalten, und, wenn es zusammenhält, zum Wohle der Welt gelenkt zu werden. Daß es aber zusammenhalte, ist im höchsten europäischen Interesse. Sein Bestand entspricht den gegenwärtigen Weltbedürfnissen, weil es, wie schon gesagt, das Uebergewicht der westlichen Culturform über die östliche sichert auf welchem die ganze Zukunft der europäischen Macht beruht. Jenes vermittelnde und zusammenhaltende Glied kann aber nur Oesterreich sein. Ohne Oesterreich geht ein wenig früher oder später die englisch-französische Freundschaft in active Feindschaft über, und die Verhältnisse Europas könnten dann nur entweder die Form einer europäischen Coalition gegen Frankreich, oder eines Krieges von Oesterreich und England gegen Frankreich und Rußland, oder Frankreich, Rußland und Preußen annehmen. Die allgemeine Coalition gegen Frankreich aber ist höchst unwahrscheinlich aus zwei Gründen: 1. weil dabei nicht auf Rußland, und 2. weil dabei nicht auf das westliche Deutschland zu zählen wäre, von anderen Staten zweiten Ranges nicht zu sprechen. Einen Krieg mit England allein gegen Frankreich und Rußland wird aber Oesterreich schwerlich zu führen begierig sein. Mit Sicherheit ist einer Lage die diesen Krieg mit sich bringt nur durch die Verbindung Oesterreichs mit Frankreich und England vorzubeugen. An dieser Verbindung hat aber Oesterreich auch noch andere unmittelbare Interessen. Oesterreich selbst kann weder mit Frankreich noch mit England allein in Allianz stehen ohne seine Interessen zu gefährden. Am wenigsten mit England allein.

Man wird freilich in Oesterreich viel eher Politiker finden welche mit England allein, als solche welche mit

Frankreich allein gehen würden, und wir sind weit davon entfernt eine ausschließliche Hingebung an Frankreich überhaupt für möglich und denkbar zu halten. Das hindert uns aber nicht zu sehen daß eine solche Hingebung an England gefährlicher wäre als eine ebensolche an Frankreich. Augenblicklich und vorübergehend mögen Stellungen eintreten welche Frankreich zum Gegner, England zum Bundesgenossen Oesterreichs machen: für die Dauer jedoch bedarf Frankreich Oesterreichs, wie Oesterreich Frankreichs bedarf. Die englische Politik rechnet nicht so sehr mit der Zukunft, ganz abgesehen davon daß sie oft für ihre Freunde mindestens so gefährlich ist wie für ihre Feinde. Sie denkt wie jener Kaufmann welcher sagte: „wenn ich nicht meine Freunde übervortheilen darf, wie soll ich Geschäfte machen?" — Sie handelt wie der Engländer im Privatleben handelt: sie benutzt den der sich benutzen läßt und wirft die ausgepreßte Schale bei Seite. Sie beutet Länder und Völker aus wie ein vom Raubbau lebender Bergmann, wie ein Pächter welcher rücksichtslos den Boden des Gutes aussaugt, wie ein Speculant des Augenblickes der die Bergseiten abholzt, wie ein amerikanischer Sklavenhalter der mit seinen Negern immer weiter zieht und überall einen erschöpften Boden zurückläßt.

England braucht freilich an der Donau einen mächtigen Bundesgenossen, und in Ermangelung eines anderen mag ihm Oesterreich dazu recht sein. Aber man muß sich klar machen daß die Bedingungen des älteren englisch-österreichischen Allianzverhältnisses sich geändert haben. Die Stelle wo England eigentlich den mächtigen Alliirten braucht, ist weiter ostwärts, weiter donauabwärts gerückt. Dieser Umstand

drückte sich aus in dem lebhaften und immer wiederkehrenden Bestreben der englischen Politik, Oesterreich an der unteren Donau zu engagiren und allfällig für Venetien zu entschädigen. Dieses Bestreben stammt allerdings noch aus der Zeit wo die deutsche Politik Englands sich mit dem großpreußischen Gedanken mehr oder minder identificirt hatte; es ist aber darin auch ein bleibendes Bedürfniß des englischen Interesses ausgesprochen. Oesterreich selbst auf der anderen Seite hat in der nämlichen Zeit in welcher das englische Allianzbedürfniß sich ostwärts schob, den Schwerpunct seiner Politik westwärts zu rücken gesucht. Dies mag, da Preußen sich für England unbrauchbar erwiesen hat, dem englischen Allianzbedürfnisse in Deutschland entsprechen, aber es läßt eine um so größere Lücke an der unteren Donau zurück. Ganz im Allgemeinen würde ein großungarisches Reich mit Budapesth als Hauptstadt und den Donaufürstenthümern als Zubehör dem englischen Vortheil viel besser entsprechen als das jetzige Oesterreich, 1. weil eben jenes seinen Mittelpunkt weiter donauabwärts haben würde, und 2. weil ein solches Reich ein reines Freihandelsgebiet sein könnte und sein würde. Alle diese gegen den Bestand des jetzigen Oesterreichs laufenden Beweggründe fallen bei Frankreich hinweg, welches nur gegen das gänzliche Aufgehen Oesterreichs in Deutschland in der Form eines einheitlichen Siebzigmillionenreiches sein Veto einzulegen haben würde, über jede andere und nur einigermaßen zuläßliche Richtung der österreichischen Machtentwickelung aber eine Verständigung offen hält, welche keineswegs ein Unrecht gegen Deutschland in sich zu schließen braucht, wie gewöhnlich irriger oder absichtlicher Weise vorausgesetzt wird.

So bedarf Oesterreich Frankreichs gegen England vielleicht mehr als Englands gegen Frankreich; es bedarf aber jedenfalls beider in Verbindung. Frankreich aber bedarf Oesterreichs neben England, England Oesterreichs neben Frankreich. Jede Politik welche nicht diese drei Staten zusammenhält, führt zu unglückseligen Combinationen, welche in sich selbst keinen Bestand haben, aber der Welt unsäglichen Schaden zufügen können.

Neunzehntes Capitel.

Die politischen Fragen der Gegenwart im Zusammenhange.

Durch innere und äußere Vorgänge haben, wie in den früheren Capiteln klar geworden ist, die Verhältnisse der gegenwärtigen Staten einen unsicheren Charakter angenommen, welcher diese Verhältnisse in mehr oder minder wichtigen Beziehungen zweifelhaft erscheinen läßt. Die Zweifel welche in dieser Weise angeregt sind und ihren Einfluß auf die Lenkung der Politik ausüben, sind als die politischen Fragen der Gegenwart bezeichnet worden.

Um diesem Sachverhalte keine allzugroße Wichtigkeit zuzuschreiben, müssen wir uns sagen daß in gewissem Grade überhaupt eine solche Zweifelhaftigkeit der Verhältnisse zum Charakter menschlicher Dinge und damit auch der Politik gehört. Die Zustände und Verhältnisse der Staten sind wie alle anderen Weltzustände einer steten Entwickelung unterworfen, und das Einzige was an ihnen immer sich gleich bleibt ist die immerwährende Veränderung. Nur in einer Zeit in welcher das Tempo der Bewegung für die Anschauun-

gen und das Gefühl eines Theiles der Gesellschaft zu rasch und dadurch beängstigend geworden, kann es verkannt werden daß die Bewegung das allgemeine Gesetz des Lebens ist, und daß nur die Art und Form der Bewegung in Frage gezogen werden kann. Indessen gerade unsere Zeit ist eine solche Periode beschleunigten Tempo's auf der einen Seite und ängstlichen Festhaltens auf der anderen. Es läßt sich nicht läugnen daß es Zeiträume gibt, in welchen durchgebildete Lebensformen einen so ruhigen Fortgang der Entwickelung bedingen daß Veränderungen fast unmerklich sind, während andere Abschnitte der Geschichte den heftigen Entwickelungskrankheiten des individuellen Organismus gleichen, in denen das Gefühl der vor sich gehenden Umbildungen sich in feindlicher Weise geltend macht und das Ergebniß oftmals zweifelhaft erscheint.

Dieser zweifelhafte Charakter der Politik unserer Tage ist nicht auf Europa beschränkt. Wir sehen auf der Ostseite des europäischen Systemes in den inneren Zuständen Rußlands und der Türkei und in der russisch-türkischen Frage, und wir sehen jenseit des Meeres in der Sklavereifrage, der Unionsfrage und der mexikanischen Frage einen wesentlichen Theil der Probleme durch welche die Welt bewegt wird. In diesem Capitel indessen ist unser Zweck unsere Aufmerksamkeit auf die rein europäischen Fragen zu beschränken, höchstens die Verbindungen anzudeuten in welchen sie mit den außereuropäischen stehen.

Im Allgemeinen aber muß die Erscheinung von welcher wir sprechen als Merkmal und Theil einer völkerrechtlichen Umgestaltung betrachtet werden, der eine statsrechtliche vorausgegangen ist. Nachdem neue Bedürfnisse der Gesellschaft

fast aller Orten sich in neuen statsrechtlichen Formen Geltung verschafft, mußten auch die völkerrechtlichen Zustände der Welt das Bedürfniß der Neuerung fühlbar werden lassen. Es liegt in der Natur der Sache daß jede bedeutendere Umwälzung im Innern eines States die Lebensbedingungen anderer Staten berührt und die Grundlagen gegenseitiger Macht verändert; um wieviel mehr wenn innere Veränderungen die Staten einer ganzen Gruppe durchlaufen. Ueberall stößt sich, indem dies geschieht, das neue Statsrecht an das alte Völkerrecht. Das eine sieht sich vom anderen bedroht. Der Liberalismus der Verfassungsreformen muß aus innerer Nothwendigkeit eine reactionäre Diplomatie gegen sich haben; beide müssen sich bekämpfen, bis nach größeren oder kleineren Schwankungen auch die auswärtige Politik vom Strome der Zeit erfaßt und fortgerissen wird.

Der Statsmann welcher den Aufgaben der Zeit gewachsen sein will, muß sich klar machen daß die Gegenwart den Sieg neuer statsrechtlicher Principien bereits hinter sich hat, und daß diese letzteren naturgemäß nun auch neue Gestaltungen des Völkerrechtes bedingen und am Ende durchsetzen müssen. Aber die alte Thorheit welche solange den Veränderungen im Innern der Staten ohnmächtigen Widerstand geleistet, wiederholt sich, und klammert sich an die Hoffnung vom alten Völkerrechte aus das neue Statsrecht wieder zu stürzen. Als das Statsrecht durchaus conservativ war, als das Streben der Völker nach innerer statlicher Entwickelung als Hochverrath galt, hatte das Völkerrecht einen rein revolutionären Charakter. Eroberung war damals die eigentliche Quelle des Völkerrechtes; Eroberung aber ist nichts anderes als die siegreiche völkerrechtliche Revolution. Jetzt, nachdem

das Statsrecht der civilisirten Welt liberal und constitutionell geworden, jetzt nachdem in dem Statsrechte der civilisirten Welt das Princip der Bewegung durch die Betheiligung des Volkes zur Herrschaft gelangt, sucht sich das Völkerrecht hinter einen gedankenlosen Legalismus zu flüchten, hält die farbigen Linien auf der Landkarte für eine geheiligte Ordnung der Dinge, und gibt, einer zweck- und ziellosen Stabilität zu Liebe, die höchsten Interessen preis. Für den competenten Beurtheiler muß aber klar sein: 1. daß das alte Völkerrecht und das neue Statsrecht nicht neben einander bestehen können; — 2. daß der Gedanke das neue Statsrecht durch das alte Volkerrecht zu stürzen, ein gänzlich hoffnungsloser ist, und 3. daß also das alte Völkerrecht dem neuen Statsrechte weichen muß. Die alte Schule hat gesagt: „Nach uns komme die Sündfluth!" — die neue Schule hat geantwortet: „Sehr wohl! und nach der Sündfluth kommen wir!" — Und kleine Sündfluthen sind schon da und dort gewesen, und die neue Schule ist hinter ihnen gekommen, und die ungelösten Probleme werden fortfahren die Welt zu beunruhigen bis das nämliche überall vor sich gegangen ist.

Wie sehr die ganze conservative Welt sich auch wehren mag: — die Karte von Europa — und nicht nur diese — wird verändert werden. So sicher zwei mal zwei vier ist, — so sicher jeder geborne Mensch sterben muß, — so sicher werden unsere Kinder die jetzige Landkarte für die politische Geographie ihrer Zeit nicht gebrauchen können.

Für den Politiker wird es unter diesen Umständen ein unerläßliches Bedürfniß sich die Fragen oder Probleme der Gegenwart in ihrem Zusammenhange klar zu machen. Es handelt sich dabei um die Möglichkeit, Veränderungen welche

im Interesse Aller sind, auf friedlichem Wege zu bewirken. Die statsrechtlichen Veränderungen im Innern der Staten haben endlich, nachdem man so lange ihre friedliche Durchführung für undenkbar gehalten, doch auch diese Bahn gefunden, wovon Oesterreich das größte und glänzendste Beispiel unserer Tage ist. Wenn Rußland, was wir freilich kaum für möglich halten, die mit der Emancipation der Leibeigenen begonnenen großen Reformen ohne einen gewaltsamen Bruch der gesellschaftlichen und statlichen Ordnung des großen Reiches durchführen könnte, würde das von ihm gegebene Beispiel ein noch größeres und glänzenderes sein. Was nun auf dem Gebiete des Statsrechtes unausführbar schien und doch ausführbar war, das ist auf dem Gebiete des Völkerrechtes ein Unternehmen an welchem vielleicht auch nicht verzweifelt zu werden braucht. Zu dieser Ausführung gehört aber daß die Dinge in ihrem großen Zusammenhange aufgefaßt werden. Hierin liegt die Richtigkeit des von Napoleon III. vorgeschlagenen allgemeinen Congresses — die Richtigkeit seiner Weigerung sich, wie z. B. in der dänischen Frage, auf Conferenzen ad hoc einzulassen. Die Politik ad hoc ist in Europa lange genug die Zuflucht der Kurzsichtigkeit und Muthlosigkeit gewesen. Geflickt kann freilich eine Zeit lang an jedem Kleide werden; zuletzt kommt dennoch immer der Augenblick wo für ein neues Kleid ein neues Maß genommen werden muß; — nicht nur Anstands halber, sondern auch weil die Person ihre leiblichen Proportionen verändert hat und nebenbei die Mode eine andere geworden ist. Man sieht aber nicht ein weßhalb dieses Geschäft nicht unter Umständen in Friede und Ruhe vollbracht werden könne.

Lassen wir die Schar der europäischen Fragen vor unserem Blicke vorübergehen, so unterscheiden wir, neben Fragen die verstummt sind um vielleicht gelegentlich wieder laut zu werden, und neben untergeordneten Fragen welche mit den wichtigeren in Verbindung stehen, die italienische, die griechische, die polnische, die dänische, die deutsche als die welche im Augenblicke im Vordergrunde stehen. Die deutsche ist dabei der Mittelpunct der Probleme welche in der Form dieser Fragen auftreten.

Die deutsche Frage ist ihrem Kerne nach die Aufgabe zu ermitteln wie die deutsche Statengruppe sich mit der Thatsache abfinden soll, daß Frankreich sowohl geographisch wie politisch an die Stelle getreten ist welche vormals das deutsche Reich einnahm. Wir sagen die deutsche Frage ist die Aufgabe sich mit dieser geschichtlichen Thatsache abzufinden; denn die Thatsache selbst ist nicht zu ändern. Frühere Capitel haben dies klar gemacht. Frankreich ist dabei der wirkliche Inhaber einer machtvollen Stellung, während die Lage Deutschlands nur die eines Prätendenten ist. Wäre es anders, so würde es keine deutsche, vielleicht aber statt dessen eine französische Frage geben. Gegen eine geschichtliche Thatsache von so breiter und tiefer Begründung hilft kein deutsches Selbstgefühl und kein deutscher Patriotismus; und weder deutsche Volksmänner noch deutsche Statsmänner dürfen sich darüber täuschen daß es dabei auf die Regierungsform und auf die herrschenden Persönlichkeiten in Frankreich gar nicht ankommt. Wenn eine europäische Partei, und auch das wohl vergeblich, an einer allgemeinen Coalition gegen Frankreich arbeitet, so sollte eine tiefer eingehende Ueberlegung Deutschland zeigen daß auch ein zweiter Sturz

der Napoleoniden an der großen Thatsache nichts ändern könnte. Deutschland hat sich mit dem Unabänderlichen abzufinden, und die deutsche Frage ist die Frage in welcher Art dies geschehen muß. Der gegenwärtige politische Zustand Deutschlands kann auf die Dauer nicht bestehen, das ist die begründete Ueberzeugung des deutschen Volkes wie der Mehrzahl der deutschen Fürsten und Statsmänner. Dieser Zustand entspricht nicht den Interessen des Volkes; er entspricht weder den Interessen Oesterreichs noch denen Preußens; er entspricht nicht den Interessen der deutschen Mittel- und Kleinstaten; er entspricht auch nicht den Interessen Frankreichs oder Europa's überhaupt; diesen letzteren nicht weil er unhaltbar ist und große Gefahren in sich trägt. Welcher andere Zustand aber soll an seine Stelle gesetzt werden? Der deutsche Volksgeist ist von einem unbestimmten Einheitsdrange beherrscht. Wie gegen innere Spaltung und äußere Feinde diese Einheit durchzusetzen und zu behaupten, welche Form ihr zu geben, welcher Kreis als Grenze um sie zu schreiben: — das sind Fragen mit denen das Volk sich nicht den Kopf zerbricht. Dem Statsmanne sollte dieser Volksgeist im Allgemeinen als der Wind dienen der seine Segel füllt, oder als Dampfkraft welche sein Fahrzeug treibt. Ohne Wind oder Dampf ist der beste Steuermann machtlos, und jeder Meeresstrom kann das Fahrzeug auf eine Klippe treiben. Aber steuern soll der Statsmann. In unserem vorliegenden Falle soll er wissen welche Form und Ausdehnung die deutsche Einheit bei der jetzigen Weltlage *einzig erhalten kann*. Das deutsche Volk hat 1848 den radicalen Versuch gemacht auf dem Wege der Revolution zur Einheit zu gelangen. Seien wir aufrichtig und consequent, und ge-

stehen wir, daß dies in einer anderen Form als in der der Republik zu wollen eine Thorheit, und daß die Republik selbst zu wollen nicht weiser war. Mehr praktischen Sinn und Verstand hatte die Methode welche sich zur Herstellung der Einheit eines der beide Großstaten bedienen wollte. Es lag in der Natur der Dinge daß zunächst sich Preußen dazu darbot. So entstand die Reichsverfassung von 1849. Sie war ein todtgebornes Kind. Preußen selbst setzte das kleindeutsche Programm an ihre Stelle. Auch dieses war eine taube Frucht. Bescheidener geworden, schränkte dann Preußen seine Hoffnungen und Ansprüche auf die Mainlinie ein. Oesterreich verhielt sich defensiv, bis seine Niederlagen ihm die Wichtigkeit seines Verhältnisses zu Deutschland einprägten. Nun begann Oesterreich dem deutschen Volksgeiste entgegenzukommen, und es bildete sich im deutschen Volke eine Partei die dieses Entgegenkommen erwiederte. Man begann in Wien sich mit der deutschen Bundesreform zu beschäftigen; es wurden Pläne ausgearbeitet: der deutsche Fürstencongreß war das Ergebniß dieser Bestrebungen. Aber wie in Preußen 1849, so blieb es in Oesterreich 1863 bei Absichten und Gelüsten. Von Anfang an betrachtete eine Partei in Wien die Bundesreform als ein Mittel, bei einer endlichen Verständigung über Deutschland von Preußen günstigere Bedingungen zu erlangen. Man unterhandelte in Folge des polnischen Aufstandes mit Berlin, mit Petersburg und London im Geiste einer veränderten Politik, für welche die Verständigung mit Preußen der herrschende Gesichtspunkt gerade in dem Augenblicke geworden war, in welchem durch den Tod Friedrichs VII. von Dänemark der wahre innere Stand der deutschen Angelegenheiten auf eine entscheidende praktische

Probe gestellt wurde. Das Einverständniß zwischen den beiden deutschen Großstaten war der Kern welcher zu Tage kam. Dieses Einverständniß aber, was ist es? — Es gibt dafür nur eine Möglichkeit; es ist die Mainlinienpolitik. Daß es wirklich so ist, hat sich durch den absichtlichen Gegensatz in welchen sich in der schleswig-holstein'schen Angelegenheit die beiden Großstaten mit einander zu den Mittelstaten gesetzt, rückhaltslos verrathen.

Die Mittel- und Kleinstaten aber, durch das Einverständniß zwischen den beiden Großstaten in ihrer Existenz bedroht, haben natürlich um so eifriger das deutsche Nationalinteresse in der Sache der Elbherzogthümer ergriffen. So ist das deutsche Volk von der Hoffnung auf Preußen zur Hoffnung auf Oesterreich, von der Hoffnung auf Oesterreich zur Hoffnung auf die Mittelstaten getrieben worden. In den Systemen aber hat die allgemeine deutsche Republik der Reichsverfassung von 1849 mit dem großdeutschen Kaiserthume unter Preußen, dieses dem kleindeutschen Programme mit der preußischen Hegemonie, letzteres der großdeutschen Bundesreform mit der österreichischen Hegemonie, diese Bundesreform der vereinten Mainlinienpolitik beider Großstaten, endlich alles dies der Richtung auf die Triasbildung weichen müssen; und die deutsche Nation hat alle wesentlichen Metamorphosen durchlaufen deren die deutsche Frage fähig ist. Ihrer Lösung ist diese Frage dadurch allerdings näher gekommen. Die Trias ist die Form in welcher allein sich die wesentlichen Interessen der deutschen Parteien und der europäischen Mächte entweder vereinigen oder neutralisiren lassen. Vor allem ist, wie wir schon in einem früheren Capitel gezeigt, die Trias die einzige Form in der sich

eine Regeneration Deutschlands mit der französischen Politik verträglich machen läßt, und wir haben schon gezeigt daß hierauf ein ganz besonderer Werth zu legen ist. Der gute Wille Frankreichs ist unentbehrlich um mit irgend einem Grade von Sicherheit des Erfolges die Lösung der deutschen Frage zu unternehmen, und der gute Wille Frankreichs ist dazu auch hinreichend. Die Trias aber ist die einzige Lösung bei welcher Deutschland dieses guten Willens sicher ist. Die Einwendung daß die engere Bundesgenossenschaft der deutschen Mittel- und Kleinstaten eine Wiederholung des Rheinbundes sei, hat schlechterdings keinen Sinn. Der Rheinbund war an sich eine durchaus naturgemäße Bildung, gegen welche nichts als seine Abhängigkeit von Frankreich einzuwenden war. Bildet Deutschland im engeren Sinne einen durch eine schärfer ausgeprägte Bundesgenossenschaft geeinten dritten Machtkörper neben Oesterreich und Preußen, so hängt es nur von Oesterreich und Preußen ab diesem Machtkörper das Bedürfniß der Abhängigkeit von Frankreich zu ersparen. Eine richtige österreichische und preußische Politik wäre es also die Triasbildung zu befördern. Die Trias läßt Oesterreich und Preußen ungestört die Bahn ihrer naturgemäßen besonderen Entwickelung gehen. Sie rettet das deutsche Mutterland vor dem widernatürlichen Schicksale von seinen Kolonien erobert zu werden, und hält doch dieses Mutterland mit den unabhängig gewordenen Kolonialstaten in einer Familie beisammen. Sie hebt den Widerstreit zwischen dem deutschen Föderalismus und den selbständigen Machtinteressen der beiden Großstaten. Sie bildet eine Dreiheit in welcher die deutsche Nation nach den ihr offen stehenden drei Hauptrichtungen, — nach Südosten, nach Nordosten und nach

Westen — die ihr gewordene Culturaufgabe am besten lösen kann. Sie bringt damit Deutschland welches für die Realpolitik auf die östliche Seite des europäischen Systemes geschoben ist, für die Idealpolitik wieder in dessen Mitte, entspricht damit dem Genius des deutschen Volkes, und löst den Widerspruch zwischen einer vergangenen und der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Dies ist die letzte praktische Phase in welcher die deutsche Frage sich darstellt, und wahrscheinlich die in welcher sie ihre Beantwortung finden wird. In einer Verkennung der natürlichen Bedingungen einer solchen Bildung liegt die große Gefahr, daß eben durch Frankreich ausgeführt werde was Deutschland selbst ausführen und was Oesterreich auf jede Art befördern sollte. Die Unterlassung der Vollbringung einer historischen Aufgabe gibt einem Anderen die Berechtigung sich ihrer zu bemächtigen.

Die italienische Frage steht mit der deutschen in genauem Zusammenhange. Oesterreich als Glied einer deutschen Trias hätte in Italien Frankreich nicht mehr zum Gegner, und Venedig brauchte ihm keine Sorge mehr zu machen. Gegen Südosten hin müßte Frankreich seines eignen Vortheils wegen aufrichtig bemüht sein die österreichischen Interessen zu befördern um den österreichischen Kaiserstat von dem Gedanken einer Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches entfernt zu halten. Oesterreich soviel wie möglich außerdeutsche Interessen zu geben und ein außerhalb Deutschland stark interessirtes Oesterreich erhalten zu helfen, ist die naturgemäße Politik Frankreichs welche in der deutschen Trias ihre Rechnung findet. Ein Oesterreich als Glied dieser Trias kann sich in Rom mit Frankreich verständigen; ein Oesterreich von welchem Frankreich eine Wieder-

herstellung des deutschen Kaiserthumes zu besorgen hätte, nicht. Die italienische Frage in ihrer letzten Bedeutung ist die römische Frage, ist die Frage des Papstthumes, ist die Nebenbuhlerschaft Oesterreichs und Frankreichs in der obersten Schirmvogtei über die katholische Kirche. Ein auf diese Schirmvogtei gegründeter Primat im europäischen Statensysteme ist freilich in unserer Zeit eine ziemlich imaginäre Macht, und Frankreich ist viel zu modern in seinem ganzen Charakter als daß es sich darüber täuschen könnte. Die kirchlichen Interessen drängen in unserer Zeit weit mehr auf eine föderalistische als centralistische Organisation, und Frankreich muß sowohl dies wie die realeren Bedingungen seiner centralen Machtstellung erkennen. Nichts desto weniger wäre zwischen ihm und einem auf eben diese Machtstellung aspirirenden Oesterreich in Rom keine Verständigung möglich. Anders mit einem Oesterreich welches seine wesentliche katholische Aufgabe darin fände eine Brücke zwischen dem Occident und dem Orient zu bilden. — Die Nebeninteressen welche in der italienischen Frage enthalten sind, beziehen sich auf die mediterraneïsche und levantische Politik Englands, Frankreichs, Rußlands und Oesterreichs. Ein Oesterreich aber welches in der deutschen Politik sich mit Frankreich verständigt hätte, würde in diesen Beziehungen für seine culturmäßigen Pläne der Zustimmung Frankreichs sicher sein können. Richtig geleitet muß auch in der italienischen Frage die österreichische Politik das Verbindungsglied zwischen der französischen und englischen sein; aber nur mit ersterer kann Oesterreich darüber sich dauernd verständigen, — immer vorausgesetzt daß es sich in Deutschland für die Trias entscheidet und von diesem Standpunkt correct und folgerichtig verfährt. In der italie-

nischen wie in der deutschen Frage gibt es einen Punkt, wo für Oesterreich mit Frankreich ein dauernder Friede oder ein Krieg auf Leben und Tod liegt.

Die griechische Frage ist die greifbare Form in der sich die sogenannte orientalische Frage gerade jetzt der europäischen Politik darstellt. Die orientalische Frage ist das Problem was aus dem türkischen Reiche werden soll. Sie ist nur halb eine europäische Frage, oder sie ist genau genommen eine europäische Grenzfrage. Läge das türkische Reich nicht, gleich Rußland, halb im Gebiete des europäischen Lebens, sein innerer Verfall würde uns nicht mehr interessiren als die Geschicke Persiens oder China's, die für uns immer wichtig genug, aber doch nicht unmittelbar mit unseren nächsten politischen Aufgaben verkettet sind. Bei der geographischen Lage, den ethnographischen Bestandtheilen und dem culturgeschichtlichen Wesen der türkischen Macht aber muß die Frage nach ihrer ungewissen Haltbarkeit, oder nach den Folgen ihrer Auflösung, für Europa von hoher Wichtigkeit sein. Die griechische Frage nun ist ein zweifelhafter Versuch darauf eine Antwort zu geben, — eine kleinere Frage die sich an die Stelle der größeren zu setzen versucht. Wäre es gelungen in Griechenland einen auf feste Bedingungen der Macht gegründeten Thron zu errichten, dessen Inhaber die ihm gewordene Aufgabe — die Aufgabe ein neubyzantinisches Reich aus den Trümmern der Türkenherrschaft zu schaffen — vollkommen verstände und als Tradition auf seine Nachkommen zu vererben wüßte: — es gäbe keine griechische Frage mehr, und durch das Dasein einer haltbaren griechischen Macht wäre auch die orientalische Frage mehr als halb beantwortet. Ganz das Gegentheil ist aber der Fall. Das

gänzlich schwache und haltlose Königreich Griechenland ist nichts als eine Maschine zur Betreibung von Intriguen, die sich zwar auf die orientalische Frage beziehen, aber vor der Hand sie eher verwickeln als lösen helfen. Gleich der italienischen hat die griechische Frage einen Kern von allgemeiner Bedeutung, einen Kern der mit viel zu großen und mächtigen Weltinteressen in Verbindung steht als daß es sich dabei im Wesentlichen um Griechenland und die Griechen handelte. Wie der Kern der italienischen Frage Rom und das Papstthum, so ist der Kern der griechischen Frage Byzanz und das Czarenthum. Wir kommen auf diese allgemeinere Frage in einem folgenden Capitel zurück. An gegenwärtiger Stelle handelt es sich nur um den Theil der diesem größeren Kreise angehörigen Interessen, welcher sich in Griechenland localisirt. Alle die Mächte welche bei der orientalischen Frage activ betheiligt sind, also England, Frankreich, Oesterreich, vor allem aber Rußland, sind von Natur aufgefordert in den griechischen Verhältnissen die Hände im Spiel zu haben, und das griechische Volk, welchem der innere Halt fehlt, ist ein Spielball der sich kreuzenden äußeren Einflüsse. Von Außen sind den Griechen nun zwei Könige gesetzt worden, von außen ist die Bewegung veranlaßt worden welche den ersten derselben wieder vertrieben hat. Welches Schicksal dem zweiten bevorsteht, mag die Zukunft lehren. Die Welt hat in der Wahl des Prinzen von Glücksburg auf den griechischen Thron einen Sieg des englischen Einflusses im Gegensatze des russischen und französischen sehen zu sollen geglaubt, und hat sich dabei eben so getäuscht wie in der Beurtheilung des Londoner Protocolles, durch welches der Vater dieses Prinzen auf den dänischen Thron gesetzt

worden ist. Beide Fürsten, Vater und Sohn, dienen in Wahrheit dem russischen Interesse, von welchem das Londoner Protocoll dictirt worden ist, und dem die englische Politik, in ihrer eigenthümlichen Mischung von Gewissenlosigkeit, Verwegenheit und sorgloser Beschränkung auf den Augenblick, die unglaublichsten Opfer zu bringen gewohnt ist. Die Abtretung der jonischen Inseln gehört zu diesen Opfern. Von Natur sollten hier die englischen, französischen und österreichischen Interessen gemeinsam sein; aber wenn England unter dem Scheine einer antirussischen Politik hier, wie in Dänemark, die Arbeit Rußlands verrichtet, sollten sich Oesterreich und Frankreich in ihrer levantischen Politik um so enger an einander anschließen, Frankreich aber sollte immer bedenken daß es sich dabei um seinen europäischen Beruf handelt, Rußland nicht übermächtig werden zu lassen.

Die dänische Frage steht nicht nur durch die wunderlichen dynastischen Verhältnisse welche gleichzeitig Griechenland und Dänemark aufgedrängt worden sind, mit der griechischen in Verbindung. In ihrer allgemeinen europäischen Bedeutung ist die dänische Frage mit der griechischen und der polnischen ein Drillingskind. In Dänemark steht der rechte, in Griechenland der linke Flügel, in Polen das Centrum der russischen Schlachtordnung gegen Europa. Nur in dieser Verbindung betrachtet, ist die dänische Frage von der hohen Wichtigkeit die ihr der Instinkt des deutschen Volkes zuschreibt. Durch die Aufstellung des Grundsatzes der Untheilbarkeit des dänischen Reiches, durch die Ausschließung des Augustenburgischen Hauses und der weiblichen Erbfolge in Dänemark, durch die Uebergehung selbst der älteren Prinzen des Glücksburgischen Hauses, hat das Londoner Protocoll die Zahl der

Menschenleben welche einer Vereinigung Dänemarks mit Rußland im Wege stehen, auf vier beschränkt; durch die Wahl eines Glücksburgischen Prinzen auf den Thron von Griechenland wurde auch von diesen vieren noch eins beseitigt. Nur drei Menschen brauchen zu sterben, und die ganze dänische Monarchie sammt Schleswig-Holstein wird, wenn das Londoner Protocoll bis dahin gilt, von Rußland als ein Erbtheil in Anspruch genommen werden; und die nämliche schwache Dynastie ist am Belt und gewissermaßen an der Dardanellenstraße zum Wächter europäischer Interessen gegen das Vordringen Rußlands gesetzt worden. Ob dies Bestand haben soll, ist gleichzeitig die dänische und die griechische Frage. Das deutsche Interesse verlangt gebieterisch daß im Norden die Thatsache durch Benutzung der Augustenburgischen Erbansprüche oder irgend einer anderen Handhabe umgestoßen werde. Eine Politik der beiden deutschen Großstaten zu Gunsten der Erhaltung Dänemarks führt Rußland für die Zukunft in den deutschen Bund ein, und muß sich einmal für beide schwer rächen.

Die polnische Frage, welche als Centrum zwischen die dänische als rechten und die griechische als linken Flügel der russischen Schlachtordnung gegen Europa gehört, stellt in diesem Augenblicke eine Niederlage Europas im Widerstande gegen das westliche Vordringen des Russenthumes dar. Der polnische Aufstand, von Frankreich wie von England ermuthigt, in Wahrheit von Rußland selbst zum Ausbruche gebracht, von Europa seinem Schicksale überlassen und von Rußland niedergeschlagen, ist zum folgenschwersten Siege der russischen Macht geworden. Im Centrum der politischen Schlachtordnung Rußlands ist Europa zurückgeworfen. Die

Elemente durch welche Polen dem europäischen Abendlande und damit dem was culturhistorisch Europa heißt angehört, werden in Folge dieser Niederlage verschwinden. Was von Polen übrig bleibt, wird bald nicht mehr polnisch sein. Wenn auf dem blutgedrängten Boden Polens Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sein wird, werden Oesterreich und Preußen zu europäischen Grenzländern geworden sein. Nicht nur für sich selbst, auch für Europa ist Polen verloren, es müßte denn einmal noch durch Oesterreich und Preußen für Europa wieder erobert werden. Die polnische Frage in ihrer allgemeinsten Bedeutung ist eine osteuropäische Grenzfrage. Mit der der dänischen gemeinsam hat ihre Entscheidung den wichtigsten Einfluß auf das Schicksal Deutschlands. Eine Wiederherstellung Polens würde einer Wiederherstellung des deutschen Reiches unter Oesterreichs Führung vorausgegangen sein. In seiner polnischen Politik wurde Oesterreich zuerst dem Programme des Frankfurter Fürstentages untreu. Dieses Programm hatte nur einen Sinn, sofern Oesterreich im Vereine mit Frankreich und England die Wiederherstellung Polens durchzusetzen entschlossen war. Ein regenerirtes Deutschland setzte ein regenerirtes Polen voraus, und nur mit einem wiederhergestellten Polen im Rücken Deutschlands konnte Frankreich eine Erneuerung Deutschlands zulassen. Das Programm des Frankfurter Fürstentages aber, ohne Oesterreichs Mitwirkung zur Wiederherstellung Polens, war ein Widerspruch in sich selbst, eine Unmöglichkeit, welche nur durch die Gefahr Bedeutung erhält die mit jedem unmöglichen Unternehmen verbunden ist. Indem sich Oesterreich in der polnischen Angelegenheit von einer activen westmächtlichen Politik fern hielt und damit die westmächtliche Politik selbst hinderte activ auf-

zutreten, trat es thatsächlich auf die Seite des russischen Interesses, traf wieder mit Preußen zusammen von dem es sich durch die großdeutsche Politik getrennt sah, und gab dem deutschen Dualismus, der durch das Programm des Fürstentages hatte beseitigt werden sollen, eine neue Grundlage. Durch die Haltung Oesterreichs in der polnischen Angelegenheit wurde eine wenn auch vielleicht nur ganz vorübergehende Verständigung Oesterreichs und Preußens auf der Basis der Mainlinie vorbereitet. Die Wirkung ist eine durchaus folgerichtige. Mit der Theilung Polens ist der Riß entschieden welcher zwischen Oesterreich und Preußen durch Deutschland geht, und nur eine Wiederherstellung Polens durch Oesterreichs Zusammengehen mit England und Frankreich hätte ihn heilen können. Indem Oesterreich dieses Zusammengehen von sich wies, verzichtete es auf die Heilung, und die Ausführung der Mainlinienpolitik wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht der Tod Friedrichs VII. von Dänemark plötzlich den deutschen Mittelstaten die Möglichkeit gegeben hätte Stand zu halten, und die Triaspolitik der Mainlinienpolitik entgegenzustellen. Die Triaspolitik aber, welche Vortheile sie auch für Deutschland, für Oesterreich, für Frankreich haben mag, ist hoffnungslos für Polen, es sei denn daß es von den Polen für einen Gewinn gehalten werden sollte, dereinst den russischen Theil ihres Landes in den Besitz Preußens oder Oesterreichs übergehen zu sehen. Dies ist die einzige Aussicht welche aus einer deutschen Dreiherrschaft für Polen hervorgehen kann.

Kehren wir von der Betrachtung der einzelnen europäischen Hauptfragen und des Gewebes ihrer Verbindungsfäden schließlich zu dem Gedanken ihrer zusammenhängenden Lösung

auf einem europäischen Congresse zurück, so liegt es schon in früheren Urtheilen welche aus unserer Gesammtanschauung der politischen Weltverhältnisse hervorgegangen, daß eine solche Lösung nicht nur an sich möglich ist, sondern auch dem Charakter des europäischen Statensystemes entspricht. Dieses System stellt eine Statenfamilie dar, in welcher ein Krieg, wie sich der erste Napoleon ausgedrückt und wie es der dritte kürzlich wiederholt hat, in Wahrheit ein Bürgerkrieg ist. Es ist auch klar daß es der Stellung Frankreichs, als der Macht welche die räumliche Mitte des Systemes darstellt, angemessen ist zu einem Verständigungsversuche den Anstoß zu geben, ganz abgesehen davon daß das was Andere zu thun versäumen von einem Jeden als freiwillige Pflichterfüllung ergriffen werden kann. Aber zwei Bedingungen sind für die richtige Inhandnahme und den Erfolg des Versuches entscheidend. Erstens muß sich der Congreß auf das eigentliche europäische System beschränken, weil nur dieses im Gegensatze zu den äußeren Gliedern der politischen Weltordnung die gemeinsamen Interessen hat welche eine Verständigung ermöglichen können. Würden Rußland und die Türkei zugelassen, so wäre diese Gemeinsamkeit zerstört; die fremden Elemente, gegen welche allein Europa sich als Ganzes zu fühlen Grund und Antrieb hat, wären mit in den Rath Europas aufgenommen. Es wäre schlimmer als ob auch noch die amerikanischen Staten zugezogen würden, um einen wahren Welt-Areopag zu bilden und die Chimäre des ewigen Friedens zur Wirklichkeit machen zu wollen. Zweitens muß ein europäischer Congreß welcher das Ziel einer friedlichen Lösung der europäischen Fragen erreichen will, auf zwingende Majoritätsbeschlüsse, welche dem europäischen

Systeme die strenge Form einer wahren Conföderation geben würden, für jetzt wenigstens, verzichten. Ein solcher Congreß kann nur eine Zusammenkunft zu freiwilliger Verständigung durch Erkenntniß der allseitigen und gemeinsamen Interessen, durch gegenseitige Concessionen, durch die Furcht vor schlimmeren Zuständen und durch die Aussicht auf bessere sein. Die mächtigsten Staten werden dabei die sein müssen welche zu den größten Opfern bereit sind, wie im Privatleben die Uebereinkunft einer größeren Anzahl von Menschen auch nur dadurch möglich ist, daß der reichste, der gebildetste, der am höchsten gestellte am freigebigsten den allgemeinen Zweck befördert.

Können diese Grundbedingungen nicht erfüllt werden, so gebietet jede Einsicht in die Weltverhältnisse daß ein Congreß vermieden werde. Statt zum Frieden könnte er nur zum blutigsten Kriege führen*).

---

*) Constantin Frantz hat in einer seiner vielen geistvollen politischen Schriften den großen und richtigen Gedanken ausgeführt, daß ein allgemeines Vermittler- und Friedensamt die eigentliche Aufgabe der allgemeinen Kirche der Menschheit ist, die aus der Föderation aller christlichen Bekenntnisse hervorgehen muß. Siehe: Kritik aller Parteien. Von C. Frantz. Berlin 1862, in dem Capitel über den Ultramontanismus, welches vielleicht die ausgezeichnetste Partie dieses gedankenreichen Buches ist. Wir kommen am Schlusse unserer eignen Arbeit auf die Kirche und ihre Stellung im politischen Weltsysteme zurück.

Zwanzigstes Capitel.

Rußland und sein politischer Beruf.

Wie sehr der europäische Politiker ein Gegner des überwiegenden russischen Einflusses in Europa sein muß, so sehr muß er dem russischen Reiche inneres Gedeihen und eine seinem wahren Berufe entsprechende Machtentwickelung wünschen. Eine jede geschichtliche Macht hat ihre Bestimmung welche dem Wohle der Menschheit dient, und von der nur gefordert werden muß daß sie richtig verstanden werde. Der natürliche Beruf Rußlands ist die Civilisirung Nordasiens. Wir sagen ausdrücklich „Civilisirung" — in der ganz specifischen Bedeutung dieses Wortes im Geiste des Utilitarismus. Die Ergebnisse der utilitarischen Bildung des Westens soll Rußland ostwärts bis an das äußerste Ende Asiens tragen, um dort den weströstlichen Culturstrom mit dem über Amerika kommenden ostwestlichen mischen zu helfen. Die letzten Früchte der russischen Culturarbeit müssen an den ostasiatischen Küsten reifen, wo Punkte entstehen müssen die für Nordasien sind was New-York, — oder wenn man die umgekehrte Richtung als charakteristisch betrachtet, was San Francisco für Nordamerika ist. Daß zur Lösung dieser Aufgabe ein eignes russisches Wesen erforderlich wird welches mit dem europäischen Wesen in richtiger und inhaltreicher Wechselwirkung stehen muß, ist selbstverständlich. Diese Wechselwirkung kann jedoch von russischer Seite nur eine Rückwirkung sein, — eine Rückwirkung der durch die Natur der Dinge nur eine eingeschränkte Bedeutung zuerkannt ist. Der Beruf selbst aber, wie wir ihn bezeichnet haben, ist groß und edel genug um dem Ehrgeize des mächtigsten Reiches zu ge-

nügen, und die Ausbildung einer Macht im größten Maßstabe ist die Vorbedingung des Gelingens. Von nichts also können wir weiter entfernt sein als von dem Gedanken, Rußland mit seinem asiatischen Berufe herabsetzen zu wollen. Wir sagen nur: gerade die Eigenschaften durch welche die russische Macht befähigt ist diesen asiatischen Beruf zu erfüllen, sind nicht die durch welche ein vorzugsweise europäischer erfüllt werden könnte. Und wir sagen noch Eins: Wenn Rußland sich für einige Zeit auf sich selbst zurückzieht — gut! und weise! — Wenn es aber nach außen strebt, dann strebe es nach Osten! —

In einem früheren Capitel haben wir den wesentlichen Charakterunterschied zwischen ostwestlicher und weströstlicher Culturbewegung aufgewiesen. Die erste, haben wir gezeigt, ist Entwickelung von innen heraus, — die zweite Disciplinirung von außen herein; — die erste pflanzt Ableger von alten Wurzeln in neuen Boden, die zweite streut die Samenkörner neuer Früchte auf altem Boden aus. Die Methode der ersteren ist Auswanderung im Osten und Ansiedelung im Westen; die der zweiten Heranziehung aus dem Westen und Herrschaft gegen Osten. Aussendung und Kolonisation sind ein ostwestlicher, Aufnahme und Machtgebrauch ein weströstlicher Geschichtsvorgang. Diesen Unterschied muß der russische Statsmann sich klar machen wenn er sicher sein will nicht auf ein falsches System zu verfallen; und selbst Oesterreich und Preußen sind darin, wenn auch minder scharf charakterisirt, mit Rußland in gleicher Lage. Darauf beruht die politische Verwandtschaft welche sich zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich nicht abstreiten läßt; und die in unseren Tagen sich immer rascher vollziehende Europäisirung

der Türkei ist gleichfalls nichts anderes als eine Ueberwältigung der ostwestlichen durch die westöstliche Culturbewegung, — ein Proceß durch dessen Vollendung die Türkei in gewissem Sinne zu einem südlichen Rußland werden muß, ohne darum gerade der russischen Macht verfallen zu müssen. Die heilige Allianz, deren überconservativer Charakter, in der späteren Periode ihres mehr latenten Daseins jetzt von russischer Seite selbst als ein Fehler anerkannt wird*), war im Grunde nichts als die den drei Staten gemeinsame Empörung des veralteten Plagiates gegen ein neues Original. Der Versuch ist natürlich; das Gelingen aber wäre unnatürlich und ist darum unmöglich; das Bestreben also ist verkehrt. Rußland selbst hat dies klarer eingesehen und empfunden als die durch geistige Beschränktheit ausgezeichnete Schule absolutistischer Reactionärs in Preußen und Oesterreich, welche eben jetzt wieder eine Stütze in Rußland sucht, ohne zu

*) Eine kürzlich erschienene Schrift russischen Ursprungs, in der ein unbefangenes Urtheil neben der Verschweigung auch den offenen Ausspruch mancher Wahrheit anerkennen muß, bekennt daß Rußland bei der öffentlichen Meinung Europas in Ungunst gerathen, seit „es dem Fürsten Metternich gelang, den Kaiser Alexander ganz auf Seite des Conservatismus, in dem Sinne wie ihn Oesterreich auffaßte, zu ziehen .... Oesterreichs System ging dahin, alles unverrückt beim Alten zu erhalten, nicht nur jede Bewegung zu verhindern, sondern selbst den natürlichen geistigen Fortschritt des Volkes aufhalten zu wollen, und nur den materiellen Aufschwung zu erlauben". Siehe die Schrift: „Wie ward der letzte Orientalische Krieg herbeigeführt? Eine historische Untersuchung." Leipzig, 1863. In Commission der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. S. 5, 6.

ahnen daß ihr bald der verhaßte „Fortschritt“ von Osten her kommen wird*).

Es gibt in Rußland eine Partei welche ihr auf eine Beherrschung des Westens gerichtetes Streben auf eine förm-

---

*) Die eben erwähnte Schrift sagt: „Noch weniger paßt der starre Conservatismus für Rußland, einen jugendlich aufblühenden Staat, der einer freien Entfaltung und Fortbildung seiner Anlagen und Kräfte um so eher bedurfte, als er in Folge der früheren asiatischen Völkerstürme, die ihn in ihrem Wirbel mit fortrissen, weit in seiner Entwickelung zurückgeblieben war ... Rußlands größter Regent, Peter I., hatte zuerst entschieden jene Richtung des Fortschrittes eingeschlagen; Katharina II. setzte sein Werk fort, und auch Kaiser Alexander war in seinen ersten Regierungsjahren auf dieser Bahn gewandelt, bis der Fürst Metternich ihm durch das vorgehaltene Bild der revolutionären Zustände im übrigen Europa, die aber Rußland wenig berührten, eine andere Ueberzeugung beibrachte... Da das Streben nach fortschreitender Entwickelung zu Höherem und Besserem in der Natur wie in den Wünschen der Menschen liegt, so erklärt sich leicht der Haß derselben gegen alles was als Hemmendes und als Schranke betrachtet wird. Alle weitern Schritte Rußlands in der neu eingeschlagenen Richtung, wenn sie auch oft in edeln Motiven ihren Grund hatten, konnten nur diesen Haß vermehren, wie z. B. die anfängliche Nicht-Unterstützung der Griechen, deren Erhebung ganz Europa mit Jubel begrüßte; die Entzweiung mit Frankreich wegen des Juli-Aufstandes ..... Zu dem hatte sich in den höheren Kreisen Rußlands um diese Zeit die Ueberzeugung Bahn geschafft: das Geheimniß zur Macht und Größe der Staaten liege nicht nur in der Einheit und Centralisation der Herrschaft, sondern auch in der Einheit des Volksthums und des Glaubens ..... Man übersah dabei nur Eins: gewiß, wo diese dreifache Einheit vorhanden, da ist eine intensive Kraft; wo sie aber nicht vorhanden, sie mit Gewalt einführen zu wollen, ist der Weg nicht zur Stärkung sondern zur Schwächung der Macht.“ Siehe: „Wie ward der Orientalische Krieg herbeigeführt?“ S. 6, 7 — Das sind Ansichten welche die jetzige russische Politik zu charakterisiren bestimmt sind. Wir glauben nicht daß sie der russischen Partei in Wien und Berlin gefallen werden.

liche culturhistorische Theorie, — die Theorie von der Erschöpfung der abendländischen Bildung gründet. Diese Theorie enthält wenig Tröstliches für die österreichischen und preußischen Conservativen, und wenig Aufmunterung dazu im russischen Einflusse Schutz und Hilfe gegen die Revolution zu suchen. Der positive Theil der Ansicht beruht in dem Systeme welches der Slawismus an die Stelle der erschöpften um nicht zu sagen der „verfaulten" europäischen Bildung zu setzen vorhat: es ist der Socialismus. Unsere österreichischen und preußischen Conservativen kommen also bei Rußland aus dem Regen in die Traufe. Im Westen, in dem verhaßten Frankreich, hat die Revolution, wenn nicht Europa sie durchaus wieder wach rufen will, ihre Hauptarbeit vollbracht. Die negative Bewegung ist in eine positive übergegangen. In Rußland dürfte leicht die positive Bewegung in eine negative übergehen, wenn die socialen Folgen der großen Maßregel der Emancipation sich zu entwickeln anfangen und die agrarische Frage unabweisbar wird. Das neue Rußland ist also keineswegs geeignet dem conservativen Oesterreich und Preußen den Rücken zu decken. Wenn es aber nicht ganz unwahr ist daß die abendländische Bildung an einer Erschöpfung leidet, und wenn dafür im Osten neue Kräfte gesucht werden sollen, so könnten diese doch nur in Bildungsstoff, nicht in Bildungsformen bestehen. An Bildungsformen hat der Westen eben so großen Ueberfluß wie der Osten Mangel. Der Rohstoff zur culturhistorischen Verarbeitung ist das was einer erschöpften Bildung fehlt: Wie soll dieser aus Rußland nach dem Abendlande kommen? Hat Rußland einen so großen Ueberfluß an Menschen auf seinem riesenhaften Territorium, daß es eine sla-

wische Völkerwanderung zur Erneuerung Europas in's Werk setzen könnte? — Es fehlt bekanntlich dem russischen Volke nicht an Wandertrieb, aber für diesen Trieb ist Raum und freies Land genug im Gebiete des russischen Reiches selbst, und das südliche Sibirien und die Mandschurei gehören zu den **einladendsten Räumen der Erdoberfläche**. Das russische Volk müßte verrückt geworden sein, wenn es den übervölkerten und überbildeten Westen Europas für anziehender halten sollte als die reichen Alpenlandschaften des Altai, oder die Gegenden der Mandschurei welche von einem kaiserlichen Dichter Chinas als ein Paradies auf Erden geschildert worden sind. Wenn der Formalismus der europäischen Bildung frischen Stoffes bedarf um zu neuen Schöpfungen befähigt zu werden, so kann der Bildungsstoff des Ostens nicht zur Bildungsform des Westens kommen, sondern der erste muß die letzte an sich ziehen, wenn nicht diese jenen im Osten aufsucht. Der Berg kann wirklich nicht zum Propheten kommen und der Prophet muß durchaus zum Berge gehen. Im letzteren Falle würde die Theorie von der Erschöpfung der abendländischen Bildung nicht Rußland sondern Deutschland zu Gute kommen, welches ja so schon in Rußland eine Masse rohen Bildungsstoffes verarbeitet hat und noch verarbeitet. Die wahre culturgemäße Lösung der polnischen Frage würde dann nicht die neue Gründung eines unabhängigen Polens, sondern **die** sein daß auch das russische Polen noch deutsch würde. Die Polen welche im verflossenen Jahre wiederholt ihre ganze Nation Oesterreich angeboten haben, hatten Sinn für dieses culturgeschichtliche Verhältniß; besseren als die Panslawisten, welche nicht nur das österreichische und preußische Polen, sondern auch Böhmen

und andere ganz oder halb slawische Länder für Rußland in Anspruch nehmen. Bleibt aber Polen dauernd bei Rußland, dann ist Warschau, neben Petersburg, die zweite Saugewurzel, welche Rußland an den Westen ansetzt um sich dessen Bildungsformen anzueignen. Denn in der That, nicht als Ausgangspunkt für eine Herrschaft über den Westen, sondern nur als ein Organ der Aufsaugung westländischer Civilisation kann Peter der Große die Stadt welche seinen Namen führt gegründet haben. Er selbst war die lebendige Verkörperung dieses Assimilationsprocesses.

Indessen selbst die Theorie von der Erschöpfung der abendländischen Bildung ist den Russen erst durch Deutsche zurechtgemacht worden; und durch Deutsche in Rußland importirt, ist dieselbe nichts als das kränkelnde Geisteskind abendländischer Malcontents, — eine Variation auf das bekannte Thema:

Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So geht die Welt auch auf die Neige.

Man hat Menschen dieser Gemüthsstimmung, wenn sie westwärts über das Meer gehen, „Europamüde" genannt.

In vieler Beziehung dürfen wir mit der Zeit einer günstigen Rückwirkung Rußlands auf Europa entgegensehen, sofern nur die russische Macht ihren westwärts wirkenden Einfluß in den Schranken hält, welche eine Eindrängung in das eigentliche europäische System ausschließen. Hielte Rußland nicht für gut sich diese Schranken zu ziehen, so könnte es nur bewirken daß auf der anderen Seite auch das amerikanische System veranlaßt würde seine Macht direct in Europa geltend zu machen, und Rußland wäre damit nicht gefördert. Die europäischen Fragen wären damit nur zu Weltfragen

geworden, und die Nothwendigkeit mit Ausschluß von Rußland einen politischen Gesammtkörper zu bilden würde für Europa um so unabweisbarer werden, wovon zunächst die Folgen nur Frankreich zu Gute kommen könnten. Der französische Imperialismus würde damit erst seine rechte Bedeutung und Ausbildung erhalten. Die günstige Rückwirkung Rußlands auf Europa aber welche wir voraussehen, muß darin bestehen daß der russische Fortschritt der europäischen Reaction jede Hoffnung abschneidet. Die Seele dieser Reaction ist das unverständige Widerstreben welches die römische Kirche dem utilitarischen Zeitgeiste entgegensetzt. Das Czarenthum, was sich auch vom Standpunkte einer abstracten Theorie gegen seine Allmacht einwenden lassen mag, ist jedenfalls utilitarischer Natur, und trägt damit den modernen Charakter, an welchem anachronistische Bestrebungen keinen Anhalt finden können.

Auch in dieser Beziehung sind wir also weit davon entfernt Gegner Rußlands zu sein, solange nur der Einfluß die oben bezeichneten Schranken hält. Wenn eine jede politische Macht durch ihr bloßes Dasein auf alle übrigen Mächte Einfluß übt, um wie viel größeren ganz naturgemäß eine Macht wie die russische auf die angrenzenden Staten Europas und auf das ganze europäische System; aber dieser Einfluß soll uns nicht ein fremdes Wesen aufdrängen, noch weniger bei uns selbst Macht üben wollen, sondern sich beschränken auf die natürliche Einwirkung e i n e s menschlichen Lebenskreises auf den a n d e r e n.

Die außerordentliche Ausdehnung des russischen Gebietes macht indessen schon diese natürliche Einwirkung in hohem Grade bedenklich; und der beste Wille, die weiseste Selbst-

beschränkung kann gerade darüber nicht ganz beruhigen. Es verhält sich in dieser Beziehung mit Rußland wie mit Amerika, durch dessen natürliche Kräfte in ihrem bloßen Dasein und dem voraussichtlichen Gange ihrer Entwickelung auch ganz unabsichtlich Europa in Schatten gestellt und in seinem Leben bedroht wird. Politische Macht ist von Natur und ohne Absicht, gleich dem Capital im wirthschaftlichen Leben, absorbirend oder erdrückend.

Man mag recht haben zu sagen daß die Besorgnisse vor der russischen Universalherrschaft chimärisch seien. Es ist dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber auch Zwecke welche nie zur Verwirklichung gelangen, können Unheil über die Welt bringen. Sprechen wir von dem Nächsten: — Der natürliche Trieb der russischen Macht, die Ostsee und das schwarze Meer zu beherrschen, den Sund und Belt auf der einen, den Bosphorus und die Dardanellen auf der anderen Seite in der Gewalt zu haben, ist vollkommen begreiflich; aber er ist der Weg zur Beherrschung Europas, und wenn die europäischen Staten durch den Gedanken an eine solche Möglichkeit zu Gegnern Rußlands werden, so ist das eben so natürlich wie es für Rußland natürlich ist im Norden und Süden sich der Thore der westlichen Meere versichern zu wollen. Unerträglich für Rußland ist ganz gewiß die Beschränkung welche ihm in seiner Schifffahrt der Pariser Frieden auferlegt hat, und die Maßregel als europäisches Defensivmittel ist anerkannter Weise ebenso unzweckmäßig wie sie unbillig und beleidigend ist. Wenn aber damit die Diplomatie ein Unrecht oder einen Unverstand in den Mitteln beging, so folgt daraus nicht daß der beabsichtigte Zweck ein unverständiger und unberechtigter war.

An und für sich nur sollte ein Stat der wachsenden Macht des anderen nicht dadurch begegnen daß er diesen in der naturgemäßen Entwickelung seiner Kräfte hemmt, sondern dadurch daß er seine eignen Kräfte so hoch wie möglich steigert, und sie anwendet um jenen am Unrechtthun zu hindern. Darauf jedoch sollte Europa in Bezug auf Rußland sogut wie auf Amerika immer bedacht sein, um so mehr als bei diesen beiden Machtkörpern das bloße innere Wachsthum schon zu einem die höchste Besorgniß begründenden Ergebniß führen muß.

Unter diesen Umständen erhält die skandinavische Politik Rußlands auf der einen wie dessen levantische auf der anderen Seite eine besondere Wichtigkeit. Wir haben im vorigen Capitel schon die griechische und die dänische Frage in diesem Lichte betrachtet; vom Standpunkte der russischen Interessen müssen wir aber hier darüber noch einige weitere Bemerkungen machen.

Es ist wahrscheinlich daß die Abtrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark die Vereinigung des Restes der dänischen Länder mit Schweden und Norwegen, also die Entstehung eines mächtigeren skandinavischen Reiches zur Folge haben müßte. Es ist behauptet worden daß ein solches Ergebniß eben so sehr dem Interesse Deutschlands wie Rußlands widerspräche: wir glauben daß dies in Bezug auf Deutschland eine absichtliche Irreführung des politischen Urtheils, in Bezug auf Rußland eine auf halber Ueberlegung und falschen Voraussetzungen beruhende Einbildung ist. Einem Rußland welches seinen Beruf richtig versteht, muß es vor allem darum zu thun sein, die Gründe des Mißtrauens zu beseitigen welches mit Recht oder mit Unrecht in Deutschland

gegen seine westwärts gerichteten Herrschaftsgelüste besteht; was durch nichts wirksamer geschehen kann als durch offene Unterstützung der deutschen Ansprüche auf die Elbherzogthümer. Das Opfer welches Rußland dabei brächte um sich den guten Willen und die Freundschaft Deutschlands zu erwerben, wäre nur ein scheinbares, denn die russischen Erbschaftsrechte auf Dänemark sind nicht mehr werth als die Aussichten eines Eroberungskrieges, da die Herrschaft über Dänemark, rechtmäßig oder unrechtmäßig, an Rußland nicht gutwillig überantwortet werden wird. Das bessere und natürlichere Verhältniß zu Deutschland welches durch die Entfernung der Gründe des Mißtrauens in dieser Gegend hervorgebracht werden würde, wäre ein reichlicher Ersatz der Nachtheile die für Rußland aus der Entstehung einer stärkeren skandinavischen Macht entspringen würden. Wir wollen dabei gar nicht prüfen, ob im Verhältniß zu dem Zustande welchen der Londoner Vertrag verewigen will, überhaupt dabei ein Nachtheil für Rußland vorhanden wäre. Die Meinung ist aber in Europa wenigstens sehr allgemein die, daß die dänische Monarchie den europäischen Westmächten Dienste gegen Rußland leisten solle. Schweden wird als vorzugsweise unter französischem Einflusse stehend angesehen, und eine Constellation wie die des orientalischen Krieges oder des im letzten Jahre drohenden Krieges für Polen müßte nach solcher Voraussetzung sowohl Schweden wie Dänemark auf der Rußland feindlichen Seite finden. Der Theil der dänischen Macht dagegen welcher mit den Elbherzogthümern auf Deutschland überginge, würde den westlichen Seemächten nicht gegen Rußland zur Verfügung stehen, so lange dieses nicht auch dem deutschen Bund hinreichende Gründe zu einem

Kriege gegeben, wozu nach Erledigung der dänischen Frage kaum eine Veranlassung denkbar ist. Erst eine allgemeine Bedrohung Europas durch Rußland könnte Deutschland dahin bringen. Englischer Eigennutz, englischer Hochmuth und englische Anmaßung sind in Deutschland nicht so beliebt, daß man ohne die triftigsten Gründe Deutschland gegen Rußland auf Seite Englands sehen wird. Was aber Frankreich betrifft, so ist über die ganze hier vorausgesetzte Ordnung der Dinge noch anderes zu sagen was einen Vortheil für Rußland aufweist. Das Verhältniß Englands zu Rußland ist durch die levantischen, indischen und chinesischen Beziehungen mehr und mehr zu einem wesentlich feindlichen geworden, von welchem das Zusammengehen der beiden Mächte in einzelnen anderweitigen Fragen nur eine vorübergehende Ausnahme bilden kann: anders ist das Verhältniß Frankreichs zu Rußland beschaffen. In diesem letzteren ist der Gegensatz die Ausnahme, — eine Ausnahme welche nur eintritt wenn Rußland wieder auf die conservativen Marotten der Metternich'schen Reactionszeit, auf die Reminiscenzen der heiligen Allianz oder weiter zurück auf die Begehren von Tilsit verfällt.

Das natürliche Verhältniß Frankreichs zu Rußland ist das Zusammengehen beider gegen England. Auch die Theilnahme für die Polen kann auf französischer Seite, wie wir schon an einer anderen Stelle gezeigt haben, nicht bis zum positiven Eingreifen für die Wiederherstellung eines unabhängigen Polenreiches gehen, weil eine solche Wiederherstellung leicht das Vorspiel zu einer Wiederherstellung des deutschen Reiches werden könnte. Die Politik welche wir hier für Rußland in der dänischen Angelegenheit als die naturgemäße

betrachten, und welche für die Trennung der Herzogthümer, für ihre Vereinigung mit Deutschland und für den Anschluß der übrigen dänischen Länder an Schweden und Norwegen sein würde, entspricht in der deutschen Frage der Politik der Trias, welche unter allen Lösungen dieser Frage nicht nur Frankreich sondern auch Rußland am erwünschtesten sein muß, an die bessere deutsche Politik Alexanders I. anknüpft, und mit allen thatsächlichen Zuständen Deutschlands in Uebereinstimmung ist. So kann *die* skandinavische Politik Rußlands, der wir hier das Wort reden, ein Band zwischen Rußland, Deutschland und Frankreich werden. Die Theilnahme an einer Coalition gegen Frankreich, habe sie auch nur die Form einer Stellung gegen den französischen Imperialismus, könnte für Rußland nur den Nachtheil haben Englands *ausschließliche* Herrschaft auf dem Meere wieder neu zu befestigen, statt der deutschen Trias einen Rheinbund zu schaffen, und die Sympathien Nordamerikas zu verspielen: — ein dreifacher Nachtheil von unberechenbaren Folgen, wie dem scharfen Verstande russischer Statsmänner nicht entgehen kann, — ein dreifacher Nachtheil, gegen welchen die eingebildete Gefahr die beiden Ufer des Sundes in der gleichen Hand zu sehen, als unbedeutend verschwindet.

Die levantische Politik Rußlands sollte ebenso sehr wie seine skandinavische den Charakter der Selbstbeschränkung tragen und durch ein Streben nach Hebung erregter Besorgnisse ausgezeichnet sein. Es ist in beiden Beziehungen nicht genug, mit oder ohne Grund zu versichern daß das sogenannte „Testament Peters des Großen" ein boshaftes Falsum sei, wie wir selbst es von einem neueren angeblichen Dokumente ähnlichen Geistes, einer Denkschrift über die russische Politik zur

Belehrung eines russischen Thronfolgers *wissen* *), welches vor einigen Jahren in den ersten Blättern Deutschlands und anderer Länder Beachtung gefunden und theilweise Aufsehen erregt hat: — es gehört dazu auch der *thatsächliche* Beweis daß die politische Absicht welche in solchen fabricirten Schriftstücken formell und positiv hat documentirt werden sollen, *wirklich nicht vorhanden ist*.

Die Frage bestimmter gefaßt ist hier die, ob die Herrschaft über das alte Byzanz ein sich vererbendes Ziel der russischen *Regierungspolitik* ist oder nicht. Daß der Gedanke in gewissen Classen des russischen Volkes lebt, will nichts sagen. Nordischen Völkern ist der Drang nach dem Süden zu allen Zeiten eigen gewesen; er hat aber nur da wo er zu Völkerwanderungen Veranlassung gegeben, große Dinge bewirkt. Davon ist jetzt in Rußland nicht die Rede, und wenn davon die Rede wäre, würde die Welt wohl das russische Volk aber nicht das russische Reich als gefährlich zu betrachten haben. Wenn das Verhältniß der Vereinigten Staten zu Mexiko, Central- und Südamerika etwas ähnliches hat mit dem Verhältniß Rußlands zu den levantischen oder byzantinischen Ländern, so ist in Amerika doch immer eine Art von Völkerwanderung der Vorläufer der Eroberung gewesen. So in Texas, Neumexiko und Californien. Solche Dinge sind aber nur in rein demokratischen Gesellschaften möglich. Und

---

*) Ein Berliner Publicist hat dem Verfasser freiwillig bekannt *dasselbe erdacht zu haben*, sich über die Leichtgläubigkeit der deutschen und englischen Blätter lustig gemacht, und sich der großen Wirkung gerühmt die er durch seine Erdichtung ausgeübt. Siehe einige Bemerkungen in der Schrift: „Wie ward der letzte orientalische Krieg herbeigeführt?“ S. 9, 10.

auch der historisch-politische Gedanke im Kopfe russischer Phantasten oder Doctrinärs, daß das Czarenthum der Erbe der byzantinischen Macht zu sein berufen sei, ist nicht entscheidend. Der Gedanke des „manifest destiny“ zur Herrschaft über den ganzen westlichen Continent ist in den Vereinigten Staten ein allgemein verbreiteter gewesen, bevor der Bürgerkrieg die Menschen mit näher liegenden Aufgaben beschäftigte. Der Gedanke wird nach dem Frieden abermals den Köpfen zu schaffen machen: die Regierung der Vereinigten Staten kann darum nicht dafür verantwortlich gemacht werden. So beurtheilen wir es auch, wenn uns exaltirte Russen den Trieb nach der Herrschaft über Konstantinopel als einen Theil des russischen Nationalcharakters schildern, angenommen selbst die Schilderung sei innerhalb gewisser Einschränkungen der Wahrheit entsprechend. Wichtig würde die Sache erst, wenn es feststände daß die Erwerbung der türkischen Länder und die Herrschaft über Konstantinopel der bewußte und klar definirte Zweck der russischen Regierungspolitik sei. Der russische Doppeladler will ausdrücklich den Anspruch auf die byzantinische Erbschaft versinnlichen; aber der deutsche Doppeladler bedeutet das nämliche in Bezug auf das weströmische Reich, und im Occident wie im Orient schlummert zuletzt der Rechtsanspruch auf die Vereinigung beider Hälften der alten Welt, was nach einigen Auslegungen der eigentliche Sinn des zweiköpfigen Adlers im Westen wie im Osten sein soll. Zwischen den Ansprüchen des Gedankens und den Geltendmachungen der Wirklichkeit ist indessen eine weite Kluft. Wir haben geistliche und weltliche Herrscher in partibus die Menge, und einem Fürsten der sich König von Jerusalem nennt, braucht darum die

Absicht sich auf den Thron Davids und Salomo's zu setzen nicht wirklicher Ernst zu sein. Auch Deutschland hat es niemals dauernd zur Herrschaft über Italien gebracht, und was Italien und Rom für Deutschland waren und für Oesterreich noch ganz kürzlich gewesen sind, das ist Griechenland und Byzanz für Rußland.

Indessen die Römerzüge und italienischen Kriege der Deutschen haben tief einschneidende und weitreichende Folgen gehabt. Sie haben auf das Wesentlichste zur Bestimmung der Schicksale Europa's beigetragen, und die Welt möchte wissen ob sie von Rußland ähnliches in Bezug auf die Länder der Levante zu erwarten hat. Die jetzt zurückgedrängten russischen Bemühungen und Einflüsse in den Donaufürstenthümern und der europäischen Türkei, welche den europäischen Mächten bekannt waren und von Seiten Englands, Frankreichs und Oesterreichs auf ihre Contreminen gestoßen sind, lassen schließen daß Rußland sich noch vor Kurzem praktisch auf solche Dinge vorbereitete. Die Interessen welche hier auf dem Spiele stehen, sind vielartig, weitreichend und mächtig. Der Verfall der türkischen Macht ist naturgemäß und unvermeidlich. Wenn übrigens Rußland dieser Thatsache gegenüber geographisch und kirchlich in einer günstigeren Stellung ist als die anderen Mächte, und darum für die Welt gefährlicher, so thut es darum doch nichts Schlimmeres als was diese anderen Mächte thun, indem *sie* das türkische Reich bei lebendigem Leibe einbalsamiren oder ausstopfen, während man Rußland doch nur schuld gibt in milder Weise den Tod des „kranken Mannes" zu befördern.

Daß die türkische Macht sich nicht mehr lange halten wird, kann als sicher betrachtet werden. Ihr Verfall ist theils

eine Erscheinung des Versinkens der Osmanen als Race, theils eine Folge des allgemeinen Rückganges muhammetanischer Lebens- und Glaubenskraft, die in fast allen Ländern des Islam bemerkbar ist. Einzelne Erscheinungen des Fanatismus welche unsere Zeit erlebt hat, sind nur die letzten Zuckungen einer Religion und Bildungsform, welche durch die christliche Cultur überwunden worden ist. Durch den sogenannten „Fortschritt" aber kann die türkische Macht am allerwenigsten gerettet werden. Dieser Fortschritt bleibt hier etwas Fremdes. Wenn aber durch den „Fortschritt" einem sich erschöpfenden gesellschaftlichen Leben fremdartige Principien eingeimpft werden sollen, dann ist er ein Fortschreiten zum offenen Grabe, und das eingeimpfte Princip ist der Tod. Nur das Christenthum ist als Religion so hoch gefaßt, daß es mit ewigen Symbolen die ganze menschliche Entwickelung begleitet und heiligt. Nur das Christenthum ist seinem Wesen nach nicht ein starres System, sondern stellt sich auf immer höheren Stufen einer lebendigen Entwickelung dar, deren die roheren Glaubensformen untergeordneter Religionen nicht fähig sind. In seiner neuesten Form aber tritt das Christenthum als der Utilitarismus der neueren Civilisation im höheren und edleren Sinne auf, als die ernste sittliche Arbeit an der Verbesserung der wirklichen Welt. Hat eine frühere Periode des christlichen Lebens den Nachdruck auf das Beten gelegt, so tritt jetzt das Arbeiten an die Stelle. Der Islam mit seinen Idealen transcendentaler Sinnlichkeit, mit seiner Indolenz und seinem Fatalismus, ist unfähig diesen ernsten sittlich-realistischen Geist in sich aufzunehmen; er muß vor ihm schwinden. Damit verfallen die Völker und Staten welche seine Träger sind. In den Räumen welche von ihnen eingenommen wurden,

bleiben jedoch die geographischen Bedingungen der Macht zurück, zu deren Benutzung im osmanischen Reiche eine Mischung verschiedener christlicher Racen, aber ohne das erforderliche Uebergewicht der Bildung oder des Charakters bei einer derselben vorhanden ist. Das türkische Gebiet durch Verhältnisse der Natur und Cultur zum Sitz einer Macht ersten Ranges bestimmt, — die türkische Macht abgelebt und untauglich der großen Aufgabe zu entsprechen, — keins der anderen Bevölkerungselemente mit so entschiedenem Vorzuge des Geistes und Charakters begabt um sich als herrschendes an die Stelle zu setzen, — die europäischen Interessen durch diese Ungewißheit der Zukunft in Frage gestellt und die Eifersucht der europäischen Staten wach gerufen, — Rußland endlich durch seine angrenzende Lage, durch die Riesenhaftigkeit seines Gebietes, durch die Traditionen seiner Bildungsgeschichte, durch die Gewohnheit des Verkehres mit den Völkern des Islam und durch die Herrschaft des orientalischen Christenthumes begünstigt und damit die Eifersucht aller übrigen auf sich vereinigend: — das sind die Thatsachen welche die Grundlage der sogenannten orientalischen Frage ausmachen.

Daraus gehen die legitimen Gesichtspunkte und Beweggründe für die Politik hervor.

Europa kann nicht dulden daß Konstantinopel eine russische Stadt wird; Europa darf selbst nicht dulden daß die russische Herrschaft sich über die Donau ausdehnt.

Rußland kann nicht dulden, daß eine der europäischen Seemächte in Konstantinopel herrsche.

Beide Parteien können also nur darin zusammenkommen daß Konstantinopel der Sitz einer selbständigen Macht sein und

bleiben soll, und daß wenn die Türken mit dem Koran aufgehört haben werden diese Macht darzustellen, eine der Aufgabe gewachsene christliche Macht ersten Ranges an ihrer Stelle geschaffen werden muß. Das Reich ferner welches diese christliche Macht zu tragen bestimmt ist, kann keinen nationalen und centralistischen Charakter haben. Es muß verschiedene Racen, Sprachen und Religionen in föderalistischem Geiste vereinigen.

Einen solchen Zustand hervorbringen zu helfen, — und ihn in einer Weise hervorbringen zu helfen durch welche das Mißtrauen Europa's beseitigt, auf der anderen Seite aber auch kein vorherrschender Einfluß einer westeuropäischen Macht begründet und zugelassen wird, muß die richtige Politik Rußlands an dieser wichtigen Stelle sein.

Zur Beurtheilung der Ziele dieser Politik muß die Aufmerksamkeit der Welt allerdings auf alle Punkte gerichtet sein wo Rußland Einfluß auszuüben Gelegenheit hat, in unmittelbar praktischer Beziehung aber doch ganz besonders auf die untere Donau und die transkaukasischen Gegenden. An den anderen Punkten, selbst in Athen und Konstantinopel, handelt es sich nur um den Kampf der Intriguen, hier aber unmittelbar um Besitz und die Fortschritte der Herrschaft. In diesen beiden Regionen wird Rußland den Argwohn daß es auf eine die ganze Welt bedrohende Gebietserweiterung hinarbeite, nur durch ein vollständiges Verzichten auf jeden weitergreifenden Charakter seiner Einwirkungen beseitigen können; obschon wir eingestehen daß dieses Verzichten selbst im günstigsten Falle von Rußland nur erwartet werden kann, sobald es von den kaukasischen und danubischen Grenzen aus nicht mehr Ursache erhält Bewegungen entgegenarbeiten zu müssen

welche es seinerseits als feindliche betrachten darf. Wo entgegengesetzte Interessen und Culturformen an einanderstoßen und die Grenze zweier Mächte dadurch hinüber- und herüber gedrängt wird, da ist es schwer, und oftmals unmöglich, die Operationen der Defensive von denen der Offensive zu unterscheiden. Wenn aber Rußland die Welt beruhigen will, muß es ihr den Beweis liefern daß es in diesen Grenzgegenden nur defensive Zwecke verfolgt.

Denn im südöstlichen Europa bleibt die entscheidende Frage immer die ob Rußland, welches von der Hoffnungslosigkeit des „kranken Mannes" so lebhaft überzeugt ist wie Niemand anders, darauf hinarbeitet sich als dessen Erbe geltend zu machen oder nicht. Solange diese Ungewißheit dauert, so lange wird Europa sein Mißtrauen gegen Rußland nicht überwinden können. Für ein Rußland welches nicht nur in Petersburg und Warschau, sondern auch in Konstantinopel herrschte, wäre die Unterwerfung des europäischen Abendlandes nur noch eine Frage der Zeit.

Einundzwanzigstes Capitel.

Das amerikanische Statensystem.

Seitdem die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien der Entstehung der nordamerikanischen Union gefolgt ist, bilden die amerikanischen Staten ein System welches nach seinem eignen Gleichgewichte sucht und sich als Ganzes dem europäischen gegenüberstellt. Der amerikanische Instinct ist dabei scharf genug Europa und Rußland zu unterscheiden. Von Europa sucht sich das amerikanische System, wie ein jedes

Extrem von der Mitte, soviel wie möglich zu entfernen; von Rußland fühlt es sich angezogen, wie ein Extrem vom anderen sich angezogen zu fühlen pflegt.

Dieses amerikanische System ist in einer Krisis begriffen welche den Uebergang aus der Periode seiner ersten Kindheit in einen reiferen Zustand bezeichnet und in wichtigen Beziehungen über seine Zukunft entscheiden wird. Die Angelegenheit ist keineswegs eine rein amerikanische; sie betrifft Europa und die ganze politische Welt, wenn auch die tiefeingreifenden Wirkungen welche davon ausgehen werden, von dem selbstgefälligen Stumpfsinne europäischer Diplomatie nicht geahnet sind.

Bis auf die letzte Zeit war Amerika im Verhältniß zur übrigen Welt politisch nur durch die Vereinigten Staten repräsentirt. Diese allein konnten die Stellung einer Weltmacht einnehmen, und diese allein hatten auch durch einen wohlangewandten Vorsprung in der Zeit und durch andere glückliche Umstände die erforderliche Bildung dazu erreicht. Die übrigen Glieder der amerikanischen Familie befanden sich auch für ihre bescheideneren Machtverhältnisse noch auf der Stufe einer allzu unreifen Kindheit um für die übrige Welt zu zählen.

Den Vereinigten Staten ist dieser repräsentative Charakter auch von den anderen amerikanischen Völkern, Brasilien vielleicht ausgenommen, ohne Widerspruch, ja selbst freiwillig, zuerkannt worden. Unter „Amerikanern" werden in den spanisch-amerikanischen Ländern ausschließlich die Leute der Vereinigten Staten verstanden, während alle übrigen nur mit ihren besonderen Landesnamen bezeichnet werden. Der Welttheil ist also politisch durch die Vereinigten Staten allein

repräsentirt, und die Bevölkerungen der anderen Länder haben dies, wenn auch einige von ihnen mit steigender Bitterkeit, als selbstverständlich anerkannt. Officiell hat die Union sich selbst den Titel der „Vereinigten Staten von Amerika" gegeben, nicht ohne auf die darin angedeutete Ausdehnung der Herrschaft über die ganze neue Welt einen bedeutenden Nachdruck zu legen. Das Volk der Vereinigten Staten ist bisher gewohnt gewesen im übrigen Amerika nur ein aufgespartes Material für die künftige Vergrößerung und Machtentfaltung der Union zu sehen, und es hielt sich noch für bescheiden wenn es sich in seinen Herrschaftsgedanken auf die neue Welt beschränkte. Im Munde entschiedener und aufrichtiger Vertreter des amerikanischen Geistes konnte man die Worte des amerikanischen Dichters:

Westward the star of empire takes the course —

mit stolzer Zuversicht dahin erklären hören, daß den Vereinigten Staten überhaupt die zukünftige Herrschaft über die Welt beschieden sei. Das richtige Bewußtsein eines großen culturgeschichtlichen Berufes, — des Berufes die Dominante der Tonart zu sein aus welcher die nächsten Jahrhunderte der Welt vorspielen werden, — hat im Geiste des Amerikanerthumes den Charakter eines Glaubens an politische Herrschaft angenommen, welcher schwerlich durch den drohenden Zerfall der Union wesentlich erschüttert worden ist, und welcher in vielen Herzen selbst diesen Zerfall, wenn er eintreten sollte, überdauern wird.

Man sieht daß für eine gesunde und maßvolle Entwickelung des amerikanischen Geistes dem amerikanischen Statensysteme ein innerer Gegensatz gefehlt hat in welchem die Vereinigten Staten ihre Gegenmacht gefunden hätten. In-

nerer Gegensatz, durch welchen das politische Leben einer Gruppe von Staten sich auf sich selbst zu beziehen, sich an sich selbst zu messen, sich durch sich selbst zu beschränken, sich in sich selbst zu bestimmen veranlaßt und genöthigt wird, ist die unerläßliche Bedingung einer gesunden internationalen Politik, wie ein wohl ausgebildetes Parteileben die unerläßliche Bedingung nationaler Entwickelung ist. In beiden liegt zugleich eine nothwendige Sicherheit für die übrige Welt; weil jeder Lebenskreis der den Gegensatz nicht in sich selbst zu finden vermag, ihn außer sich sucht, und dadurch zu feindlichen Kraftäußerungen nach außen getrieben wird.

Soweit Europa dieses ganze Verhältniß und die von daher drohende Gefahr begriffen hat, ist in der europäischen Politik ein Streben erwacht der drohenden Uebermacht Amerika's in Amerika selbst ein Gegengewicht zu schaffen.

Es wäre nun eine richtige Politik von Seiten Englands gewesen die spanisch-amerikanischen Länder, namentlich Mexiko und Centralamerika, in ihrer Entwickelung auf jede Weise zu fördern, um aus ihnen gleichzeitig das gesuchte Gegengewicht gegen die Vereinigten Staten und eine reiche Kundschaft für die britische Industrie zu schaffen. Es wäre dazu nur die Fortführung und weitere Ausbildung der aufgeklärten Politik Canning's — ein aufrichtiges Wohlwollen gegen die noch kindlichen und oftmals kindischen Völker der ehemaligen spanischen Kolonien, — Gerechtigkeit, Schutz gegen englischen Privatübermuth und englische Erpressungen, — Ermuthigung und guter Rath nöthig gewesen. Statt dessen hat England, unter der Leitung eines Ministers welcher der langjährige Schmeichler der schlechtesten Eigenschaften der britischen Nation — ihrer Mißgunst, ihrer Gewissenlosigkeit, ihres gedankenlosen Ueber-

muthes gegen jeden Schwachen gewesen ist, auf das einflußreichste dazu beigetragen, der Entwickelung der Dinge in Amerika eine Richtung zu geben welche zur jetzigen Krisis in den Vereinigten Staten geführt, und hier fast nur die zwei Möglichkeiten übrig gelassen hat: Theilung der Union mit fortgesetzten inneren Kriegen unter denen jenseit des Meeres allmälig Englands Scharfrichter erwachsen wird, oder Wiederherstellung der Union mit unmittelbarem riesenhaftem Anwachsen ihrer Macht, der in Amerika dann schwer zu widerstehen sein wird, und die in naher Zeit sich das Recht und die Freiheit nehmen wird auch das Schicksal Europa's bestimmen zu helfen. Es muß dabei in die Wagschale gelegt werden daß in jedem Irländer der nach Amerika auswandert, England jenseit des Meeres ein Feind mehr ersteht.

Seit dem Ausbruche des amerikanischen Bürgerkrieges ist auch in Europa die Frage des Rechtes, der politischen Zweckmäßigkeit und der Ausführbarkeit einer Theilung der Union durch das Ausscheiden der Sklavenstaten vielfach besprochen worden, und unbetheiligte Europäer haben mit großer Wärme die eine und die andere Partei ergriffen. Diese Theilnahme gilt mit Recht den in diesem großen Kampfe auf dem Spiele stehenden Principien der Freiheit; sie folgt aber auf der anderen Seite doch auch aus dem Gefühle daß große thatsächliche Verhältnisse sich nicht mit abstracten Rechtsforderungen beseitigen lassen, und zeigt endlich die große Macht der Interessen die allmälig zwischen den beiden Welttheilen ein Band inniger Lebensgemeinschaft gebildet haben. Es ist in der That merkwürdig zu sehen wie in Folge dieser Theilnahme beide amerikanische Parteien ihre leidenschaftlichen Parteigänger auf dieser Seite des Meeres haben. Unsere

Aufgabe erfordert jedoch daß wir uns auf den rein politischen Standpunkt stellen, und diesen hoch genug nehmen über die Köpfe der Parteien hinweg die historischen Vorgänge in ihrer allgemeinen Bedeutung zu erkennen.

Welcher hohe Rang auch den sittlichen Fragen eingeräumt werden muß die in dem Kampfe um den Bestand der Negersklaverei auf ihre praktische Beantwortung warten, so bilden sie doch nur eine einzelne Seite der in ihrer Entscheidung begriffenen großen Angelegenheit. Wäre heute in den südlichen Staten der gespaltenen Union die Sklaverei abgeschafft, es wäre freilich für die sittliche Entwickelung des Menschengeschlechtes ein großer Sieg errungen, der Gegensatz zwischen den südlichen und nördlichen Staten aber wäre damit nicht gehoben. Hinter der Sklavereifrage steht die Racenfrage, mit der schwierigen Aufgabe, ohne die Sklaverei eine den Racenverhältnissen entsprechende gesellschaftliche, ökonomische und politische Ordnung zu schaffen. Welche diese Ordnung auch sein möge, sie wird nicht die der nördlichen Staten sein können. Aneinandergekettet werden die beiden Theile des Landes sich immer gegenseitig hemmen und abstoßen, wie sie es bisher gethan haben. Die Trennung wird im wahren beiderseitigen Interesse sein; diese Trennung aber, was wie ein Paradoxon klingen mag, ist nur unter der Voraussetzung denkbar daß der Süden sich zum Aufgeben der Sklaverei versteht.

Trennung mit dem Aufgeben der Sklaverei! — wird man erstaunt ausrufen. — Weshalb die Trennung, nachdem der Beweggrund dazu hinweggefallen? — So wird man fragen wenn man die Verhältnisse nicht kennt. Nicht nur aber werden, wie wir soeben angedeutet haben, auch nach

Aufhebung der Sklaverei für die beiden Theile des Landes noch die wichtigen und tiefeingreifenden Verschiedenheiten übrig bleiben welche aus den Racenverhältnissen entspringen, sondern von Anfang an ist es ein verschiedener Geist und sind es verschiedene materielle Grundlagen des Lebens gewesen, welche den Charakter des Nordens und des Südens dieses großen Gebietes bestimmten. Auch als die Kolonien von Neuengland noch so gut ihre Negersklaven hatten wie Virginien und die Carolinas, bestand ein großer und scharfer Gegensatz zwischen den beiden Theilen des Landes. Was auch aus der Sklaverei werden mag, diese beiden culturgeschichtlichen Gebiete haben das Bedürfniß verschiedener Lebensformen, verschiedener Gesetzgebungen und getrennter Mittelpunkte der Macht. Ihre Trennung ist unter allen Umständen im Interesse Beider. Diese Trennung ist aber nicht durchführbar mit Aufrechthaltung der Sklaverei, weil dem Sklavenbesitze, sobald er von den nördlichen Staten nicht mehr garantirt ist, nicht die für den ökonomischen Bestand des Südens nöthige Sicherheit möglich ist; weil der Abolitionismus das ökonomische und gesellschaftliche Gebäude des Südens immer weiter unterwühlen würde; und weil bei solcher Bewandtniß zwischen den beiden geschiedenen Statengruppen der Krieg in kürzester Zeit wieder ausbrechen und in Unterbrechungen fortdauern müßte bis einer von beiden Theilen vollständig und für immer unterliegt.

Unzweifelhaft wäre der Gedanke einer Aufhebung der Sklaverei bei der Trennung vom Norden ein doppelt unsinniger, wenn die Ansicht begründet wäre daß mit dieser Aufhebung der sich selbst überlassene Süden zu Grunde gehen müßte. Diese Ansicht ist weit verbreitet und hat tiefe Wurzeln

geschlagen; sie ist aber nichts desto weniger eine falsche, und es liegt ihr eine zweifache falsche Behauptung zum Grunde: die daß der weiße Mensch in dem Klima der südlichen Staten nicht arbeiten könne; und die daß der emancipirte Neger nicht arbeiten werde. Die Unrichtigkeit oder der eingeschränkte Sinn beider Behauptungen muß in der Kürze gezeigt werden.

Was die erste Behauptung betrifft, so muß zunächst in Erinnerung gebracht werden daß der Süden des nordamerikanischen Continentes noch nicht dem tropischen Klima angehört. Noch an der Mündung des Mississippi und an der Küste von Texas bedarf man im Winter eines Caminfeuers, und bei einem Winternordsturme sind Menschen in offenem Nachen auf dem mexikanischen Meerbusen erfroren! den südlichen Gegenden der Vereinigten Staten mit alleiniger Ausnahme der Südspitze von Florida, fehlt also nicht der stärkende Wechsel der Temperatur welcher zur Unterhaltung der Activität der weißen Race für nothwendig gehalten wird. Wenn aber auch dies nicht der Fall wäre, und wenn auch nicht die Leistungen deutscher Gärtner und irischer Taglöhner in Louisiana, deutscher Bauern und Handwerker in Texas, und andere ähnliche Thatsachen es außer Zweifel stellten daß Menschen der weißen Race hier arbeiten können, wir würden dennoch gerade die Art und den Grad der Thätigkeit welcher zur Erzeugung und Erhaltung eines gebildeten gesellschaftlichen Lebens nöthig ist, der weißen Race nicht nur in einem subtropischen Klima sondern selbst zwischen den Wendekreisen zutrauen, ohne daß ihr Sklaven einer anderen Race zur Verfügung stehen. Aber unzweifelhaft wird eine Verschiedenartigkeit zusammenlebender Racen in der heißen Zone

der Cultur günstig sein, und daß Neger und Mulatten als freie Arbeiter brauchbar sein können, kann man an einigen Punkten Westindiens wie an den Küsten von Central- und Südamerika durch entscheidende Thatsachen bewiesen sehen. Die Aufhebung der Sklaverei in Jamaica, deren ungünstige Ergebnisse so oft gegen die Freiheit der Neger angeführt werden, ist unter sehr unzweckmäßigen Verhältnissen vor sich gegangen, die für eine verständigere Behandlung der Sache gar nichts entscheiden. Wir sind aber, wenn wir von einer Aufhebung der Sklaverei in den conföderirten Südstaten sprechen, keinesweges der Meinung daß damit ein vollkommen freies, sich selbst überlassenes Negerproletariat geschaffen werden solle. Das was vom sittlichen Urtheile der gegenwärtigen Welt verlangt wird, ist nichts als die Verwandlung des in der Sklaverei enthaltenen Eigenthumsverhältnisses in eine Arbeitsverpflichtung deren Grenzen und Formen der möglichen Ausbildung der schwarzen Race günstig sind. Eine solche Verwandlung ist nicht nur möglich, sondern, mit Verstand unternommen, wird sie auch den ökonomischen Interessen der Gesellschaft in diesen Ländern entsprechen. Entschädigung der jetzigen Sklavenbesitzer, und eine fortschreitende Gesetzgebung welche der Negerrace ihre volkswirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung anweist, ist was wir als die Grundlage betrachten auf welcher früher oder später eine völkerrechtliche Scheidung der nördlichen und südlichen Statengruppe der jetzt nur thatsächlich gespaltenen Union eintreten wird. Eine solche Scheidung würde für Amerika selbst ein Glück sein. Es würde aber, um ihr die günstigen Folgen zu sichern, die Begründung und Sicherstellung einer dritten nordamerikanischen Macht nöthig sein, wozu zwei Ansätze —

Californien und Mexiko — gegeben sind. Es ist dabei ein zweifacher Gang möglich: entweder der daß Mexiko von Californien erobert wird und das so wieder vereinte Gebiet eine Republik des stillen Meeres bildet, oder der daß Californien bei den nördlichen Staten bleibt, Mexiko allein aber als Monarchie zu einer amerikanischen Macht ersten Ranges erhoben wird. Der Versuch welcher soeben in der letzteren Richtung vor sich geht, hat also ein hohes geschichtliches und politisches Interesse.

Man muß um das Unternehmen richtig zu würdigen, sich zuerst klar machen daß Nordamerika zu einer culturgeschichtlichen Dreitheilung prädestinirt ist. Wir behaupten damit nicht daß aus dieser Dreitheilung drei Staten oder auch nur drei Statengruppen hervorgehen müssen welche nicht noch untergeordnete politische Bildungen neben sich dulden; wir setzen sogar voraus daß zwischen drei den Meeren zugewandten nordamerikanischen Mächten oder Machtgebieten ein mittlerer Kern von rein binnenländischem Charakter sich erhalten werde, zu welchem der Mormonenstat vielleicht den Ansatz enthält, und dessen Bevölkerung vorzugsweise aus Hirten, Ackerbauern und Bergleuten bestehen wird. Aber es liegt in der Entstehungsgeschichte überseeischer Kolonien daß in ihnen maritime Interessen die ersten und mächtigsten sind. Dies ist in Nordamerika im höchsten Grade der Fall. Bis heute, bei aller Entwickelung binnenländischer Cultur, dominiren in den Vereinigten Staten die Seeküsten mit dem sogenannten shipping interest, und beherrschen die Ausdehnung und Richtung der inneren Gewerbthätigkeit. Durch diese maritimen Interessen werden in Nordamerika die Blicke der Menschen nach drei Richtungen gelenkt, und das Leben

der atlantischen Staten, der Golfstaten und der pacifischen Staten erhält dadurch die erste Grundlage seines unterscheidenden Charakters. Den Blicken der einen liegt jenseit des Meeres Europa, denen der anderen Südamerika, Centralamerika und Westindien, denen der dritten Australien, Japan und China gegenüber. Dieses Verhältniß entspricht nun allerdings weder genau dem Gegensatze des Nordens und Südens der Union, noch der Stellung Mexikos zu beiden; aber es hat einen großen Einfluß auf den Trieb zu einer Dreitheilung des nordamerikanischen Statensystemes, welchem noch andere mächtige Bedingungen zu Hilfe kommen. Die nördlichen Staten, die südlichen Staten und die Staten des stillen Meeres — Mexiko zu den letzteren gerechnet — stellen nach ihrem politisch-historischen, socialen und ethnologischen Charakter drei wesentlich verschiedene Gesellschaftstypen dar: — im Norden die Demokratie mit Racenpurismus und freier Arbeit; — im Süden die Racen-Aristokratie mit der gezwungenen Arbeit einer dienenden Race; — im Westen die ungebundene Racenmischung mit Ansätzen zu ständischer Gliederung im europäischen Geiste, und ein Arbeitssystem gegründet auf die freiwillige Thätigkeit der von Natur untergeordneten Racenelemente, denen die Uebergänge in die höheren Stellungen der Gesellschaft nicht verschlossen sind. Verschiedenartige Grundlagen der Volkswirthschaft helfen diese Zustände befestigen.

Der Plan Mexiko durch Begründung eines monarchischen Regierungssystemes selbständig zu erhalten und zu einer amerikanischen Macht ersten Ranges zu erheben, ist, wie man sieht, im Einklang mit einer aus Naturverhältnissen und den Bedingungen einer wenn auch nur kurzen Culturgeschichte hervorgegangenen Prädestination. Die mon-

archische Regierungsform ist dabei allerdings eine Grundbedingung des Gelingens. Scheitert der Versuch diese Regierungsform fest zu begründen, so ist es für Mexiko mit der Hoffnung der Erhaltung nationaler Selbständigkeit vorbei. Die innere Zerrüttung wird dann fortdauern bis das Land von einem mächtigen amerikanischen Nachbarn verschlungen ist, sei dieser die ungetheilte Union oder einer der Theile in die sie zerfallen mag. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür daß dann dieses Geschäft von Californien verrichtet werden würde, in welchem Falle die nordamerikanische Dreiheit rein republikanisch bliebe, immer aber drei sehr von einander verschiedene gesellschaftliche Systeme darstellen müßte. Würde dagegen Mexiko von der wiederhergestellten Union verschlungen, so läge der besten Wahrscheinlichkeit gemäß die Dreitheilung erst hinter dieser allgemeinen Unification Nordamerikas, würde aber dennoch gewiß nicht ausbleiben.

Die Frage der Gründung einer Monarchie in Mexiko ist also für den großen Gang der Geschichte die, ob Mexiko, bevor es sich zum Range einer amerikanischen Großmacht erhebt, noch durch die harte Schule einer angloamerikanischen Herrschaft hindurchgehen muß, durch welche sich hier eine republikanische Castenordnung bilden müßte, oder ob dem alten Culturlande des Quetzalkoatl dieses Fegefeuer erspart bleibt. Die Wahrheit daß Mexiko nur als Monarchie sich selbständig erhalten könne, ist von angloamerikanischer Seite häufig anerkannt worden*). Es ist natürlich daß der amerikanische

*) Schon vor mehr als zehn Jahren hat der Verfasser, in Mexiko selbst, aus angloamerikanischem Munde, als Urtheil der Geringschätzung gegen das mexikanische Volk, den Ausspruch gehört: „this people is unfit for a republican government; — the French emperor ought

Republikanismus sich schon durch den Gedanken empört fühlt; für Mexiko selbst aber muß auch der consequenteste Republikaner in der Monarchie, sofern sie möglich ist, das geringere Uebel erkennen, weil es zwischen ihr und dem Verluste der Unabhängigkeit mit allen seinen harten Folgen für das Land kein Drittes gibt. Hart genug würden diese Folgen sein: die alten mexikanischen Familien in Texas, Neumexiko und Californien, soviele Ueberreste davon heute noch existiren mögen, wissen davon zu sprechen. Die Republik ist eine Statsform unter welcher eine der Race nach sehr gleichartige Bevölkerung ihr Glück begründen kann; in einer Mischung aus verschiedenen sehr ungleichartigen Racen muß sie zur härtesten Unterdrückung der schwächeren durch die stärkeren Racen führen.

Die Frage ob die Union, getheilt oder wiedervereinigt, die Errichtung eines mexikanischen Kaiserthums unter einem europäischen Prinzen dulden wird, muß von der mehr oder minder geschickten diplomatischen Leitung abhängen. Der Plan ist von der Annahme ausgegangen daß die Union seine Ausführung nicht werde hindern können. Man hat Voraussetzungen gemacht in denen man sich leicht getäuscht sehen könnte. Aber nichts desto weniger mag ein dem Unternehmen günstiger Gang der Dinge eintreten, und eine Verständigung mit der Regierung von Washington, habe dieselbe Autorität über die ganze frühere Union oder nur über den nördlichen Theil derselben, scheint nicht unmöglich zu sein. Die soge-

---

to establish a monarchy here, and send a man to rule them.“ Politische Flüchtlinge aus dem State Sonora, die der Verfasser in der Gilawüste traf, erzählten ihm 1854, daß sie durch die Franzosen wieder in ihr Vaterland zurückgeführt werden würden. —

nannte Monroe-Doctrin, d. h. der leitende Grundsatz amerikanischer Politik daß es keiner europäischen Macht ferner gestattet sein solle in Amerika Besitzungen zu erwerben, hat an und für sich nichts mit der Regierungsform zu thun. Sie würde, wenn heute Frankreich eine Republik wäre, gegen die Eroberung Mexiko's durch die Franzosen ebensoviel einzuwenden haben wie unter gegenwärtigen Umständen, während sie umgekehrt nichts einzuwenden gehabt haben würde wenn 1847 ein siegreicher General der Union Kaiser von Mexiko geworden wäre, ein Gedanke der damals bekanntlich in Mexiko seine Anhänger hatte. Die Monroe-Doctrin ist ihrem Ursprunge nach ein Grundsatz welcher jedem Rückfalle Amerika's in die Kolonialabhängigkeit zuvorkommen will. Dieser Grundsatz ist nicht im Widerspruche mit dem Bestande des Kaiserthums Brasilien, aber er ist im Widerspruche mit den Resten europäischer Kolonialherrschaft in Canada, Westindien, Mittel- und Südamerika, und eine unbedeutende preußische Niederlassung an der Küste von Patagonien würde ihm mehr Veranlassung zur Einsprache geben als die Errichtung eines Kaiserreiches in Mexiko, vorausgesetzt daß dadurch keine Abhängigkeit von einer europäischen Macht oder Dynastie begründet wird. Und dies ist der eigentliche Punkt auf den es ankommt, und über den Amerika beruhigt zu sein verlangt. Die Eifersucht der Kolonie auf das Mutterland, im Großen also die Eifersucht Amerika's auf Europa, ist der Grundton des ganzen amerikanischen Lebens. Aber diese Eifersucht schließt die Aufnahme europäischer Auswanderer und alles dessen was sie mitbringen nicht aus, — selbst nicht die eines fürstlichen Auswanderers den sich ein amerikanisches Land zum Kaiser gewählt hat. Die Bedingung welche der herr-

schende amerikanische Geist stellt, wird nur die sein daß jener, wie jeder andere sich in Amerika naturalisirende Ankömmling, der Abhängigkeit von, und der Verbindung mit jeder fremden Suveränität entsagt habe *).

Der nordamerikanischen Statengruppe steht im Ganzen die südamerikanische gegenüber, in welcher Brasilien die dominirende Macht zu werden bestimmt ist. In Südamerika ist Brasilien was in Nordamerika die Vereinigten Staten sind, oder was im Fall einer bleibenden Theilung der Union die nördlichen Staten sein werden: die Hauptmacht der ganzen Gruppe. Der Gegensatz zwischen den beiden Hälften des Welttheiles spricht sich aber in der Umkehrung der Principien auf die schärfste Weise aus. Auch in Südamerika ist eine culturgeschichtliche Dreiheit vorgebildet, welche aus Brasilien, den Staten des stillen Meeres, und den Staten der caraibischen See besteht; und wie in der nördlichen Hälfte des Welttheiles in Canada und den Ländern der Pelzhandelscompagnie, zugleich auch an der Küste von Yukatan im britischen Honduras, noch die Ueberreste der europäischen Kolonialherrschaft bestehen, so bestehen sie auch in der südlichen Hälfte noch in den Guayanas, und Patagonien liegt noch als herrenloses Gebiet da. Während aber im Norden die leitende Macht republikanisch und demokratisch, die eine

*) Die Entsagungsformel bei der Naturalisation in den Vereinigten Staten lautet: J do declare on oath, that it is bona fide my intention to ...... renounce for ever all allegiance and fidelity to any foreign Prince, Potentate, State or Sovereignty whatever.... Eine ähnliche Lossagung von dem früheren Landes- und Familien-Verbande wird sich das amerikanische Urtheil auch bei der Berufung eines europäischen Prinzen auf einen amerikanischen Thron als selbstverständlich vorausgesetzt denken.

der möglichen Nebenmächte republikanisch und aristokratisch, die zweite aber monarchisch sein würde, hat der Süden das monarchische Princip mit der Sklaverei verbunden in seiner Hauptmacht, den aristokratischen und demokratischen Republikanismus aber in den Nebenmächten dargestellt.

Zwischen den nordamerikanischen und den südamerikanischen Staten bilden Centralamerika und Westindien eine Mittelgruppe, welche für die neue Welt das ist was das europäische Abendland für die politische Weltordnung im Ganzen, und welche bestimmt ist noch eine große Rolle in der Geschichte menschlicher Bildung zu spielen. Schon die alte indianische Cultur hat in Centralamerika ihre höchste Entwickelung erreicht. War auch hier kein Raum für mächtige Reiche wie das der Ynkas im Süden und das der Azteken im Norden, so war hier der Boden für eine Civilisation deren Denkmäler wir in den Tempel- und Palastruinen von Yukatan und Guatemala vor uns haben. Diese centralamerikanischen Landschaften, von der Landenge von Tehuantepek bis zu der von Panamá, sind durch die Mannigfaltigkeit ihrer Bodengestaltung und ihres Klima's, durch die Gliederung ins Kleine, durch die Zugänglichkeit von allen Seiten, durch die Aufgeschlossenheit gegen alle Einflüsse, durch die Lage zwischen zwei Continenthälften und zwei Weltmeeren, durch das hier entstandene und noch weiter bevorstehende Gemisch von Racen und Völkern, zu dem hohen Berufe befähigt ein Punkt zu sein auf welchem große Weltgegensätze sich verschmelzen. Der Formalismus des Hispanoamerikaners, der Realismus des Angloamerikaners, der Idealismus des Deutschen; der geheimnißvolle historische Hintergrund der altindianischen Civilisation, und das verschlossene, halb idyllische halb elegische Leben der noch

vorhandenen indianischen Bevölkerung, welches sich auf jenem Hintergrunde fast eben so geheimnißvoll darstellt; die materielle Arbeitskraft und Sinnlichkeit des Negers, die technische Brauchbarkeit Zuverlässigkeit und sittliche Strenge des Caraïben: — alle diese und andere Elemente sind bestimmt sich hier zu einem höchst lebendigen Ganzen zu mischen, und in der reichsten und interessantesten Natur eine wichtige Werkstätte der Cultur zu bilden.

Der Möglichkeit der Erreichung solcher Culturzwecke stellen sich in den Ansichten der Europäer die vermeintlichen Hindernisse des Klima's der heißen Zone entgegen. Wir haben sie schon berührt; man darf aber keine Gelegenheit vorbeigehen lassen diese der Entwickelung der Menschheit hinderlichen, feigen und doctrinären Vorurtheile zu bekämpfen. Allerdings hat die menschliche Cultur bis jetzt ihre höchste Entwickelungsstufe in der gemäßigten Zone erreicht; ihre Anfänge aber, in Indien, Mesopotamien und am Nile, liegen in der heißen. Stehen diese ersten Anfänge tiefer als was der Menschengeist später in anderen Formen geleistet, so zeigt doch jene uralte Erfahrung daß der noch schwache und kindliche Mensch zuerst einer reichen und verschwenderischen Natur bedurfte um zu geistigen Kräften zu kommen, daß er nachher sich auf einige Jahrtausende weder durch die Gunst einer solchen Natur zur Trägheit verleiten ließ, noch auch die Arbeit in einer solchen Natur zu hart gefunden hat. Indien, Mesopotamien und Egypten widerlegen gleichzeitig beide entgegengesetzten Vorurtheile: — das der zu großen Gunst und das der zu großen Ungunst der tropischen Natur. Freilich sind diese Länder, nach glänzenden Culturperioden, am Ende versunken; aber auch Griechenland ist versunken,

wo doch Die welche in der gemäßigten Zone die ausschließliche Heimat der höheren Menschenbildung zu erkennen glauben, auch in dieser Beziehung wie in anderen die Vereinigung aller günstigen Naturbedingungen finden. Und auch Rom ist gefallen. Die Cultur, indem die Menschheit sich neue Aufgaben gesteckt zu denen sie neuer Werkstätten bedurfte, ist in neue Regionen übergegangen. In dem rauhen Klima nördlicher Gegenden wurde der Geist veranlaßt sich in sich selbst zurückzuziehen, und, nachdem er sich selbst gefunden, als Herr und Meister wieder nach außen der Natur gegenüber zu treten. Wie dem Vorurtheile der Bewohner dieses nördlichen Culturkreises das Klima der heißen Zone schrecklich und unwirthbar erschienen ist und zum Theile noch erscheint, so hat das Alterthum sich den Norden — dieselben Länder in denen später sich eine so hohe Bildung entfaltet hat — als unwirthbar und in Finsterniß und Schrecken gehüllt vorgestellt; und wer weiß ob nicht phönicische Schiffer diese Vorstellungen absichtlich, und aus den nämlichen Gründen unterhalten haben, aus welchen in der neueren Zeit eifersüchtige Kolonialvölker und eigennützige Sklavenhalter das Klima der heißen Zone zu verschreien für vortheilhaft hielten.

Wir sind indessen weit davon entfernt mit diesen Bemerkungen die Gleichgiltigkeit des Klima's behaupten zu wollen. Was wir behaupten, ist nur daß das Klima der heißen Zone so wenig wie das der kalten die höheren Ziele der menschlichen Bildung ausschließt, und daß das Klima überhaupt zwar Bildungsformen aber nicht Bildungsstufen bedingt.

Was in's Besondere Centralamerika betrifft, so entspricht die Mannigfaltigkeit seiner klimatischen Verhältnisse und übrigen Naturbedingungen dem Gemisch der Racen die in seiner

Bevölkerung vereint sind; und mit vollem Rechte sollten hier oder in Westindien auch die Räume gefunden werden, wo dem freien Neger die Gelegenheit geboten wird der Welt und sich selbst klar zu machen, bis zu welcher Stufe der Cultur er sich in Gesellschaft von Seinesgleichen erheben kann. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern wo es in Amerika keine Sklaven mehr gibt. Hinter der Abschaffung der Sklaverei aber liegen drei auf das Verhältniß der schwarzen und weißen Race bezügliche Möglichkeiten. Sie sind: 1. die Emancipation der Negerrace ohne politische Berechtigung. Dieser Erfolg ist in den südlichen Staten von Nordamerika zu erwarten, in soweit es ihnen bei einer Abschaffung der Sklaverei nicht gelingen wird sich ihrer schwarzen Bevölkerung zu entledigen. Der leichte Abzug dieser Bevölkerung nach Westindien auf der einen, und das Vorrücken weißer Ansiedler längs dem Zuge der Alleghanies und am Mississippi auf der anderen Seite werden den Proceß dieser Umgestaltung vollführen helfen; aber er kann der Natur der Sache nach kein vollständiger sein, und eine starke schwarze Bevölkerung ohne politische Berechtigung wird unter allen Umständen in den südlichen Staten von Nordamerika zurückbleiben. 2. Die Emancipation mit völliger politischer Gleichstellung, — ein Zustand wie er in den britisch-amerikanischen Colonien und in den hispano-amerikanischen Republiken besteht, wenn auch in diesen letzteren noch nicht überall durchgeführt. Ob in Brasilien einmal die Abschaffung der Sklaverei zu diesem oder dem zuerst bezeichneten Zustande führen wird, wissen wir nicht vorauszusagen. 3. Die Aussonderung der schwarzen Race, ihre Zusammenziehung an besonderen Punkten, und die Errichtung reiner Neger- und Mulattenstaten in denen ihr die

günstigsten Bedingungen der geistigen und politischen Entwickelung gesetzt sind. Die Geschichte hat auf eine plötzliche und sehr gewaltsame Weise durch die Revolution von Santo Domingo dieses Experiment gemacht; man ist aber unbillig wenn man an das Ergebniß eines so außergewöhnlichen Vorganges zu hohe Maßstäbe anlegt und sie einer zu schnellen Beurtheilung unterwirft. Wenn selbst hochgebildete Völker den plötzlichen und gewaltsamen Uebergang zur Freiheit nicht vertragen können und unter den Nachwirkungen blutiger Revolutionen auf lange Zeit zu leiden haben, wie kann man voraussetzen daß eine tiefstehende Menschenrace, mit einem Male aus der Sklaverei losgebrochen und durch alle Gräuel eines Racenkampfes und darauf folgender innerer Kriege gegangen, ein besonders gelungenes Culturergebniß liefern solle? Um für die Cultur der afrikanischen Race die günstigsten Bedingungen zu setzen welche im Bereiche der Möglichkeit und freier menschlicher Entschließungen liegen, muß an geigneten Punkten Gelegenheit zur freiwilligen und friedlichen Entstehung unabhängiger Negerstaten gegeben werden, die unter den Schutz der civilisirten Welt gestellt und dadurch gegen jede Gewaltthat gesichert sein müssen. Ihre Bevölkerung muß sich aus Elementen bilden welche durch die Schule der europäisch-amerikanischen Civilisation gegangen sind, also aus den emancipirten Negern der Vereinigten Staten und der Kolonien. Ihr Sitz aber darf nicht in Afrika sein, wie man es mit Liberia und Sierra Leona versucht hat, weil hier die Nähe des wilden Afrikanerthumes einen gefährlichen zurückwerfenden Einfluß übt. Mit Hoffnung auf vollen Erfolg können unabhängige Negerstaten unter den angegebenen Bedingungen nur in Westindien gegründet werden, wo freie

Neger und Mulatten aus eigenem Antriebe sich sammeln können, wie sie sich schon jetzt an gewissen Punkten der westindischen Inseln und der centralamerikanischen Küsten zu sammeln begonnen haben. In Centralamerika würden Reibungen und Feindseligkeiten mit den anderen Bevölkerungen angrenzender Staten schwer zu vermeiden sein, weßhalb die westindischen Inseln den Vorzug verdienen. Vielleicht wird selbst der Gang der Dinge in Jamaica zu diesem Ziele führen. Die schwarze und die farbige Bevölkerung der Insel, nicht nur von der Dienstbarkeit befreit sondern auch in gleiche politische Stellung mit den weißen Inhabern des Kolonialbürgerrechtes eingesetzt, hat neuerdings angefangen aus den Vereinigten Staten Elemente ihrer Art an sich zu ziehen welche mit einem gewissen Grade von Bewußtsein auf das bezeichnete Ziel lossteuern. Die freie Neger- und Mulattenbevölkerung Westindiens und Centralamerika's hat ein natürliches Streben sich auf diese Weise zu verstärken und an einzelnen Punkten festzusetzen. Es gibt auf den Inseln und an den Küsten dieser Region eine bewegliche Neger- und Mulattenbevölkerung, welche Arbeit und Erwerb suchend hin und her zieht, bis sie sich irgendwo an einem ihr zusagenden Punkte ansiedelt. Ganz übereinstimmend mit dieser Erscheinung wurde im Frühling vorigen Jahres dem Senate von Washington eine Petition freier farbiger Bürger der Vereinigten Staten übergeben, in welcher um Errichtung von Niederlassungen in Centralamerika für freie farbige Menschen unter dem Schutze der Regierung gebeten wird. Wie gering man auch von der schwarzen Race denken mag, — je geringer man denkt, desto mehr fordert die Billigkeit daß ihr Gelegenheit geboten werde sich geltend zu machen.

Wir unterlassen es der Gegenwart und Zukunft des amerikanischen Statensystemes hier weiter in die Einzelnheiten zu folgen. Das Verhältniß dieses Systemes zu Europa aber drängt sich in der Gefahr zusammen, in Zukunft einmal die nordamerikanische Hauptmacht mit Rußland gegen europäische Interessen verbunden zu sehen. Bei jedem Kriege gegen Rußland ist eine Parteinahme Amerika's zu Gunsten desselben möglich. Eine noch größere Gefahr aber wäre die, wenn die unverbesserliche Thorheit reactionärer Diplomaten jemals Frankreich dahin treiben sollte, sich als Mitte des ganzen politischen Weltsystemes mit den beiden activen und die moderne Zeit repräsentirenden Extremen zur Regelung der Weltverhältnisse im Großen zu verständigen. Der Sturz Englands und die unbestrittene französische Suprematie über das occidentale Europa müßten die Folge sein. Unzweifelhaft ist Napoleon III. sich über dieses große Verhältniß klar, und die Einsicht könnte leicht in Frankreich für ein politisches System traditionell werden.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Das Verhältniß der activen Weltmächte zu den rohen und passiven Ländern und Völkern.

Die politischen Mächte und Machtgruppen deren gegenseitige Beziehungen wir in einer Reihe von Capiteln dargestellt haben, bilden in der Form einer unentwickelten Welt-Triarchie den für unser Zeitalter die Geschichte bestimmenden Theil der Menschheit.

Ihnen steht die Gesammtheit der wilden, barbarischen, passiven, oder in ihrer Bildung zurückgebliebenen, verfallenen, verknöcherten Racen und Völker der außer dem Kreise höherer Civilisation liegenden Länder gegenüber, und es ist ihre Aufgabe diese niederen Glieder des Menschengeschlechtes durch Belehrung, durch praktische Anleitung, nöthigenfalls durch Zwang und Beherrschung, den allgemeinen Culturzwecken dienstbar zu machen. Diese Aufgabe, und die aus dem Antheil an ihrer Erfüllung für die einzelnen civilisirten Staten hervorgehenden Pflichten, Rechte und Machtbedingungen machen einen wichtigen Theil der großen Politik aus.

Unzweifelhaft stehen dem Systeme der civilisirten und mit bestimmender Thätigkeit in die Geschichte eingreifenden Völker und Staten fortlaufende Erweiterungen bevor. Australien und Südafrika werden die ersten Zuwüchse sein welche zu erwarten stehen. Aber selbst nachdem der ganze Erdkreis der Civilisation unterworfen sein wird, bleibt unvermeidlich der Gegensatz zwischen einem historisch activen und passiven, zwischen einem herrschenden und beherrschten Theile des Menschengeschlechtes stehen. Dieser Gegensatz, gewissermaßen der zwischen einer männlichen und einer weiblichen Aufgabe in der Culturgeschichte, ist ein für alle Zeiten bleibender. Die Vertheilung der Rollen mag sich ändern, das Grundverhältniß ist ein immerwährendes. Die Zeit mag kommen wo Europa zu Amerika wirklich in dem Verhältnisse steht in welchem sich jetzt der Orient zu uns befindet; wo die active Weltcultur ihren Sitz in Amerika hat; wo für Europa die Sonne einer eigenthümlichen Culturperiode untergegangen ist und für Japan, China und das ganze östliche Asien ein Morgen verjüngten Lebens dämmert. Abermals jedoch wird dann ein

activer und passiver Theil der Menschheit sich unterscheiden. Centralamerika und Westindien werden dann, wie jetzt Frankreich, die Mitte des activen Systemes einnehmen. Nordwärts und südwärts werden Nordamerika und Südamerika, ostwärts und westwärts Europa und Australien liegen. Japan und China werden im fernen Westen sein, was Vorderasien im fernen Osten. Das Verhältniß wird sich verrückt haben, aber es wird dennoch den nämlichen Gegensatz darstellen.

Ein wesentlicher Theil der großen Politik also besteht zu allen Zeiten in den Beziehungen der höher gebildeten, geschichtlich activen Staten, welche die eigentliche politische große Welt ausmachen, zu den niederen und passiven Gliedern der Menschheit. Man könnte diese Beziehungen die auswärtige Gesammtpolitik der civilisirten Welt nennen. Aber auch die Verhältnisse der civilisirten Staten unter einander sind durch jene Beziehungen in der wichtigsten Weise bestimmt, weil darin für sie entscheidende Machtbedingungen enthalten sind. Der Verkehr zwischen den gebildeten und den roheren Gliedern der Menschheit hat für das politische Machtcapital eine Wirkung, nicht unähnlich der Wirkung welche sich für das wirthschaftliche Capital aus dem Verkehre zwischen der Industrie und der Erzeugung der Nahrungsmittel und Rohstoffe ergibt, — eine Wirkung die nach dem Urtheil der Nationalökonomen die höchsten gedenkbaren Vortheile gewährt. Besitzungen und Handelsverbindungen in Asien, in Afrika und in den unselbständigen Theilen Amerikas; Recht und Macht auf den Meeren; Beherrschung großer Weltverbindungsstraßen; Verfügung über Arbeitskräfte und Militärkräfte welche rohen Racen und Stämmen zu entnehmen sind; Sicherheit für den Besitz unentbehrlicher Stoffe deren Erlangung an die Herrschaft über

gewisse Räume gebunden ist: dies sind Gesichtspunkte ersten Ranges für die große Politik der civilisirten Welt.

Mit Recht haben auch politische Schriftsteller hervorgehoben daß der Begriff einer europäischen Großmacht keinen eigentlichen Sinn mehr hat. Rußland ist an sich selbst halb europäisch halb asiatisch. Das britische Reich ist eine unentwickelte Conföderation von Staten und Halbstaten die allen fünf Welttheilen angehören. Frankreich besitzt in Algerien ein wichtiges außereuropäisches Gebiet und hat hier und in Senegambien die Anfänge eines mächtigen franko-afrikanischen Reiches. Es hat außerdem sich wichtiger Punkte in anderen Weltgegenden bemächtigt und übt einen mächtigen Einfluß in allen Theilen der Welt aus. Das sind die drei wahren Großmächte der alten Welt, von denen man England und Frankreich allerdings europäische Mächte nennen kann, da der Ausgangspunkt, Mittelpunkt und eigentliche Sitz ihrer Macht in Europa ist. Ihre Machtgröße beruht aber keinesweges nur auf ihrer europäischen Stellung, und mit Rußland und Nordamerika stellen sie die vier **Weltmächte** des gegenwärtigen Zeitraumes dar. Ein Reich welches sich auf amerikanische Interessen beschränken wollte, könnte, so großartig sich diese entwickeln mögen, doch ebenso wenig wie ein bloß europäischer Stat den Rang einer wahren Großmacht in Anspruch nehmen. Wenn bisher die nordamerikanische Union sich der Einmischung in die Politik Europas enthalten hat, so hat sie dafür in richtiger Erkenntniß der gemeinsamen Aufgabe civilisirter Staten ihren Antheil an Einfluß und Machtübung in Japan und China gesucht.

Dieser Charakter der neueren Politik, daß sie mit ihren Zwecken und Mitteln die Erde umfaßt, hat sich seit den

großen geographischen, naturwissenschaftlichen und technischen Entdeckungen und Fortschritten in gleichem Schritte mit der realistischen Civilisation entwickelt durch welche sich die neuere Zeit kennzeichnet. Im Innern der europäischen Ländergruppe ist allmälig eine Ausgleichung der Bildung bewirkt worden, in deren Folge es an fruchtbringenden Unterschieden und Gegensätzen der Kräfte und Formen der Production und Consumtion und an Spielraum für die Bethätigung der ersteren gebricht. Während aber dadurch zahlreiche Kräfte zu Hause sich beengt fühlen müssen, haben neue, bis dahin unbekannte Verkehrsmittel, und durch vermehrte Kenntniß und erhöhte Bildung geleitete Unternehmungen die übrige Welt dem Muthe, der Thatkraft und Speculation der europäischen Völker eröffnet. In einer vorher unbekannten Ausdehnung hat sich ein Weltverkehr, eine Weltökonomie ausgebildet, der die Nationalökonomie der einzelnen Völker sich vollständig unterordnet. Der Stat welcher nicht seine Stellung in diesem ökonomischen Weltsysteme zu behaupten weiß, ist verloren, wie trefflich er auch seine eigene Volkswirthschaft, seine ganze innere Verwaltung eingerichtet haben mag. Es ergeht ihm wie dem fleißigsten und sparsamsten Arbeiter der seine Existenz auf einen versinkenden Nahrungszweig gegründet hat. Die Bilanz eines den Erdkreis umfassenden Weltverkehres regulirt den Wohlstand und die materielle Macht jedes einzelnen States, in welchem Winkel er auch liegen möge. Der Antheil an diesem Verkehre ist zugleich die große Schule des Charakters, der Thatkraft, der Geschicklichkeiten, der praktischen Geistesbildung. Die Nothwendigkeit sich dieses Antheils zu versichern und jene Stellung zu behaupten wird ein Hauptgesichtspunkt der Politik und gehört zu den wichtig-

sten Bestimmungsgründen für das Machtbedürfniß der Staten. Die Forderungen dieses Machtbedürfnisses werden zu gebieterischen Nothwendigkeiten. Die Märkte und Straßen des Weltverkehres sich offen zu erhalten, dazu nöthigenfalls Gewalt zu brauchen, zur Ausübung dieser Gewalt also die Mittel zu haben, und zur Anwendung dieser Mittel sich in den richtigen strategischen Positionen zu befinden: das sind in unseren Tagen Voraussetzungen jeder wirklichen Großmachtspolitik. Als besondere Beweggründe für einzelne Staten kommen dazu noch die Rücksichten auf ganz bestimmte Bedürfnisse des Lebens, als Bedingungen der Unabhängigkeit, der Sicherheit und der unentbehrlichen Macht: — Bedürfnisse deren Befriedigung von dem freien Verkehr und dem unbenachtheiligten Handel mit bestimmten Oertlichkeiten abhängt, und die den Staten oft die Erzwingung dieses Verkehres und Handels zur Pflicht machen. Nahrungsstoffe, Brennstoffe, Kleidungsstoffe, Metalle, Arzeneimittel, Baumaterialien, Kriegsmaterialien u. s. w. sind solche Bedürfnisse, deren Befriedigung, und zwar unter gleich günstigen Bedingungen wie andere Staten, ein jeder Stat allenfalls mit Gewalt sich zu verschaffen genöthigt und berechtigt ist. Durch alle diese Verhältnisse, welche zu einem einzigen großen ökonomischen Systeme sich ausgebildet haben, ist die große Politik zur Weltpolitik geworden.

Weltpolitik erzwungen durch die Nothwendigkeit des freien Welthandels, und freier Welthandel erzwungen durch die Rivalität der großen Weltmächte: — das ist das Ziel auf welches unaufhaltsam die moderne Civilisation hintreibt.

Während auf diese Weise in der Civilisation als einem inneren Vorgange die Triebkraft der großen ökonomisch-

politischen Weltbewegung liegt, stellt sich zugleich die Allgemeinheit der Civilisation als das ferne Ziel der Bewegung dar. Ihrer eigenen Natur nach ist die Civilisation propagandistisch. Sie lebt nur indem sie sich auszubreiten sucht, und fängt an abzusterben wo immer sie aufhört sich auszubreiten. Sie wächst indem sie rohen Stoff verarbeitet und assimilirt, und fängt an selbst als Rohstoff verarbeitet und assimilirt zu werden, wo sie aufhört jenes zu thun, wie uns die chinesische Civilisation ein Beispiel liefert. Die Verbreitung der Civilisation ist also auch die allgemeinste Aufgabe der civilisirten Staten; aus der Lösung dieser Aufgabe aber schöpfen sie selbst wieder Kraft und Leben.

Um den Sinn der Aufgabe zu verstehen, muß man auf das Wesen der Civilisation zurückgehen. Es besteht, wie wir bei früheren Gelegenheiten schon ausgesprochen haben, in der Herrschaft des Zweckmäßigkeitsgedankens. Civilisirt ist das Leben in so fern es utilitarischen Beweggründen folgt, und es ist daher nicht paradox wenn ein portugiesischer Schriftsteller gesagt hat, Mexiko sei zur Zeit der Entdeckung civilisirter gewesen als Spanien; oder wenn ein englischer Reisender von großem wissenschaftlichem Rufe das Urtheil ausgesprochen, China sei nach England das civilisirteste Land der Welt; oder wenn ein berühmter Chemiker die Bemerkung gemacht hat die Civilisation bemesse sich nach dem Seifenverbrauche. Civilisation ist zur gesellschaftlichen Form gewordener Utilitarismus, gleichviel ob hoch oder niedrig, edel oder gemein verstanden. Das Castenwesen, die Sklaverei, das Menschenopfer: — so hart, ungerecht, grausam diese gesellschaftlichen Einrichtungen sind, gehören, da sie der Herrschaft des Nützlichkeitsprincipes über das gesammte gesellschaftliche

Leben entsprungen sind, der Geschichte der Civilisation an. Für die Höhe und den Adel und sittlichen Werth der Civilisation kommt es freilich darauf an, wie klar, vernünftig, edel und sittlich ausgebildet die Zwecke der Gesellschaft sind. Auch innerhalb des Kreises der christlichen Civilisation ist darin ein großer Unterschied; aber von Anfang an liegt der christlichen Civilisation das zum Grunde daß sie dem menschlichen Individuum den Rang und die Würde unendlicher Zweckhaftigkeit und freier Persönlichkeit zuerkennt, und daß es als unsittlich anerkannt ist in irgend einer Weise den Menschen zu einem bloßen Mittel für einen Zweck äußerlicher Nützlichkeit herabzuwürdigen. Im christlichen Utilitarismus ist der Nützlichkeitsgedanke als gemeinsame sittliche Vervollkommnung der Welt und der Menschheit aufgefaßt, in welcher das Wohl eines jeden einzelnen Menschen seine Geltung finden soll; und die Herrschaft des so verstandenen höheren Utilitarismus ist christliche Civilisation. Die Chimäre welcher die Würde, das Glück und das Leben des Individuums zum Opfer fällt, ist der Götze der heidnischen Civilisation, die aber darum nicht aufhört Civilisation zu sein. Mit der christlichen Civilisation läßt sich dagegen so wenig die Sklaverei wie indisches Kastenwesen oder das Menschenopfer vereinigen.

Es kann nicht geleugnet werden daß auch die christliche Civilisation an häßlichen Auswüchsen leidet. Hat sie doch neuerdings in Amerika gerade den Versuch gemacht die Sklaverei als einen Bestandtheil ihres eigenen Systemes wieder zu Geltung zu bringen, und das christlich fromme England hat diesem Rückfalle in die Lehren des Heidenthumes seine Aufmunterung angedeihen lassen. In England und Amerika,

wo der moderne Utilitarismus seine vollständigste und zum Theil seine schönste Durchbildung erhalten, liegen auch seine häßlichsten Verirrungen. Hier, wo die edelsten Bestrebungen zur Verbesserung menschlicher Zustände zu Hause sind, läuft der Utilitarismus am meisten wieder Gefahr den Menschen zur Maschine, vielleicht gar nur zum Theil einer Maschine zu machen. Es ist auch nicht zu bestreiten daß manches naïve Volk, mit allen Fehlern welche dem Mangel an Bildung entspringen, viel besser, edler, liebenswürdiger war oder ist als es in der Schule der Civilisation, selbst der christlichen, geworden ist oder werden wird. Indessen ist es mit dieser Schule wie mit der in welche wir unsere Kinder schicken. Wie oft ist der Lehrer und Erzieher in Wahrheit der Verdummer und Verführer! Wie oft wird das gesunde Urtheil, der feine Sinn, der natürliche gute Geschmack, das edle sittliche Gefühl durch die Pedanterie, Grobheit, Geschmacklosigkeit und Verdrehtheit des Lehrers verdorben statt höher entwickelt zu werden! Und wohl dürfen dem theilnehmenden Beobachter des Ganges der Civilisation in ihrer Uebertragung auf ungebildete Völker die Worte des satirischen Dichters in den Sinn kommen, der seinem Helden unheilverkündend zuruft:

Unglücklicher! Du sollst erzogen werden! —

Es ist aber ein Unglück wie die Erbsünde, dem nicht abzuhelfen ist: ein unvermeidlicher Durchgang zum gereiften Leben. Nicht jede Frucht bringt es zur Reife ohne wurmstichig zu werden. Reifen aber muß sie, sofern sie nicht vorher noch unreif abfällt.

Die Vorzüge des uncivilisirten Lebens sind so wenig zu erhalten wie die glücklichen Tage der Kindheit; und wie der

gereifte Mensch die Pflicht hat die Kindheit erziehen zu helfen, obschon er weiß daß das Glück jener Tage unwiederbringlich verloren geht, so ruht auf den civilisirten Nationen die hohe Pflicht an der Civilisirung der noch rohen oder in verfehlten und unzulänglichen Anläufen verkommenen Glieder der Menschheit zu arbeiten, unbeirrt durch die Frage ob im einzelnen Falle dadurch gerade das Glück und die Schönheit des Lebens gewinnen, so sehr auch diese Gesichtspunkte Zweck und Ziel der Civilisation selbst sind.

Diese Pflicht ist eine vielfältige, und sie wird dem harmlosen Naturkinde, dem boshaften Wilden, dem dünkelhaften Barbaren, dem Träger ausgelebter, abgestandener, verknöcherter Cultur gegenüber verschiedene Formen annehmen. In allen ihren Formen aber schließt diese Pflicht eine Bevormundung in sich. Die uncivilisirte Menschheit unter der Vormundschaft der civilisirten, die passive unter der Führung und Anleitung der activen: das ist der letzte und allgemeinste Ausdruck einer den Erdkreis umfassenden sittlichen, politischen und ökonomischen Menschheits-Ordnung. Die Rechte und Pflichten dieser Vormundschaft, Führung und Anleitung schließen es in sich, daß die civilisirten Mächte überall die Hindernisse beseitigen welche der freien Bewegung über die Erde durch die Barbarei in den Weg gelegt werden; daß diese Mächte barbarische Gebräuche, wie Menschenopfer, Sklavenhandel, Selbstverbrennung der indischen Witwen, unterdrücken helfen; daß sie unbenutzte Räume der Erde nutzbar und bewohnt, Schätze der Natur zugänglich machen, und daß sie die brauchbaren Arbeitskräfte roher und passiver Racen in nützliche Thätigkeit setzen. Wir brauchen nicht zu sagen daß wir weit davon entfernt sind mit der letzten Aufgabe

eine Hinterthür zur Sklaverei finden zu wollen; für die barbarischen Völker Afrika's aber, welche an regelmäßige Hekatomben von Menschenopfern gewöhnt sind und unter den äußersten Scheußlichkeiten des Aberglaubens und der Brutalität ein halbthierisches Leben fortpflanzen, muß eine wohlgeleitete und beaufsichtigte Anwerbung von Arbeitern, Seeleuten und Soldaten, habe sie auch an Ort und Stelle selbst die Form eines Ankaufes und einer unfreiwilligen Verpflanzung, als eine hohe Wohlthat gelten, während eine solche Praxis zugleich das einzige Mittel ist diese Racen in den Kreis der Culturgeschichte zu ziehen und ihnen einen Antheil an der Gesammtarbeit des Menschengeschlechtes zu geben. Das wodurch ein solches System sich von der Sklaverei unterscheidet, ist daß die Angeworbenen niemals eine verkäufliche Waare werden und daß sie nur auf eine bestimmte Zeit dienstpflichtig sein dürfen. Unter Verhältnissen dieser und ähnlicher Art werben die Engländer an der Küste von Guinea Seeleute, die Holländer Soldaten für ihre indischen Besitzungen, und es können Arbeiter für alle Bedürfnisse heißer Klimate geworben werden, ohne daß ein härteres Dienstverhältniß als das des Soldaten bei den civilisirten Völkern nöthig wäre.

Die Aufgabe, für eine solche Weltpolitik und Weltökonomie die geographischen und statistischen Grundlagen zu schaffen, ist ebenso sehr den europäischen Nationen zugefallen, wie die Civilisationsarbeit von ihnen über die Erde getragen worden ist. Die Art freilich wie sie sich derselben unterzogen haben, ist nicht ohne Beschämung für unser moralisches Selbstbewußtsein. Unrecht zwar würden wir uns selbst thun wenn wir nicht geltend machen wollten, daß edle und rein

geistige Antriebe ihren wesentlichen Antheil an den Entdeckungen, Eroberungen und Niederlassungen der Europäer in den anderen Welttheilen gehabt haben; aber böse Leidenschaften und niedrige Beweggründe haben von Anfang an einen Theil der Thatkraft hergegeben mit welcher Europa jenseit der Meere handelnd aufgetreten ist, und haben nachher vielfach den Gebrauch geschändet welchen unser Welttheil von so großen Erfolgen gemacht hat. Wir haben also keine Ursache auf den moralischen Werth unserer Thaten stolz zu sein, und müssen bekennen, die Kraft von der sie vollbracht wurden war oftmals nur

ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

Wir haben aber das Gute wenigstens im Erfolge anzuerkennen, und gerade der Politik ist es um den Erfolg zu thun. Die Ausbreitung der Civilisation muß also als ein gemeinsamer Hauptzweck der Politik der civilisirten Staten anerkannt werden, — ein Zweck welcher rückwirkend zum Mittel für die innere Steigerung der Civilisation und der daraus entspringenden Macht wird. Wir werden im folgenden Capitel zeigen wie die Politik zur Lösung dieser Aufgabe der Religion, die Staten dazu der Kirche als einer allgemeinen menschheitlichen Anstalt bedürfen.

Für das gegenseitige Verhältniß der civilisirten Staten wird die Vertheilung der Rollen in dem Weltverkehre durch diese Rückwirkung zu einer hochwichtigen politischen Frage. Sie ist eine Frage der Concurrenz der Nationen im Zugange zu den großen Quellen des Wohlstandes und der Macht, zu den großen Schulen des praktischen Lebens, zu den Schauplätzen charakterbildender Thaten, zu den Gelegenheiten der

Ausübung des Einflusses auf die Form und den Gang der Cultur bei ihrer Uebertragung auf die roheren Länder und Völker, überhaupt des Einflusses auf die Gestaltung der Zukunft der Welt und der eigenen Stellung in ihr. Erwerbung von Hafenplätzen an fernen Küsten; Anlegung von Handelsstationen; Aussendung von wissenschaftlichen Expeditionen und religiösen Missionen; Eröffnung und Sicherung des Handelsverkehres und der vortheilhaftesten Verkehrswege; Beförderung der Gewerbthätigkeit und Steigerung der Bedürfnisse fremder Länder und Völker; Verträge zur Sicherheit aller dieser Unternehmungen; Schutz derselben durch die materielle Macht; Besitznahme oder Eroberung uncultivirter Länder und Unterwerfung barbarischer oder sich hartnäckig abschließender Völker: dies sind die wesentlichsten Mittel für die Zwecke dieses Theiles der Politik.

Die Rollen welche in diesem großen culturgeschichtlichen Vorgange die einzelnen civilisirten Staten gespielt haben und noch spielen, bestimmen sich durch ihre geographische Lage, durch das Maß und die Beschaffenheit ihrer Macht, durch den Charakter ihrer Völker, durch den Grad der Ausbildung ihres politischen Bewußtseins, durch das System ihrer Regierungen. Die Geschichte der europäischen Kolonien in den anderen Welttheilen lehrt uns wie diese Bedingungen gewirkt haben. Sie erzählt uns die Thaten der seefahrenden europäischen Nationen durch welche jenseit der Meere neue politische Mächte geschaffen und in Europa durch die Rückwirkung neue Zustände der Gesellschaft hervorgerufen wurden, und wie endlich dadurch das europäische Statensystem zum politischen Systeme der gesammten gebildeten Welt sich erweiterte. Portugal, Spanien, die Niederlande und England sind die wesentlichen

Träger dieser Geschichte bisheriger Leistungen, an denen Frankreich einen minder hervorstechenden, Deutschland aber gar keinen Antheil hat, bis zuletzt seine Auswanderung, der aber andere Nationen vorher die Stätte bereiten mußten, bestimmend in die Entwickelung der außereuropäischen Civilisation eingriff und namentlich auf den Charakter des nordamerikanischen Lebens einen tief eindringenden und weitwirkenden Einfluß ausübte. Der vornehmste Rang in dieser ganzen Geschichte gebührt durch die Größe und historische Bedeutung der Ergebnisse England, dessen größte politische Schöpfung die Vereinigten Staten von Amerika sind. Die Gründung des anglo-indischen Reiches und die Kolonisation von Australien sind andere Leistungen Englands von denen ein ganzer Theil der zukünftigen Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes ausgeht. Den Niederländern verdankt die Menschheit die ersten selbständigen Pflanzstaten in Afrika, die Republiken der ausgewanderten Boers im Norden der Capkolonie. Von den beiden lateinischen Nationen die sich als Koloniengründer hervorgethan, hat das kleine Portugal mit seinem Erfolge das große und mächtige Spanien hinter sich zurückgelassen. Brasilien ist unbestritten die südamerikanische Hauptmacht, und unzweifelhaft bestimmt mit der Zeit eine Weltmacht ersten Ranges zu werden, während die aus den spanischen Kolonien entstandenen amerikanischen Staten vom bösen Geiste welchen das Mutterland ihnen eingepflanzt hat gepeinigt und gehetzt sind. Der Fluch weltlicher und geistlicher Herrschsucht, und einer blinden Glaubenswuth die dem finsteren Wesen des Magrib-ul-Akſa und einer alten Verwandtschaft des iberischen und mauritanischen Racen-Charakters angehört, lastet noch heute schwer auf den politischen Schöpfungen

der Spanier in Amerika; während Portugal, den Antrieben verständiger Nützlichkeit folgend, in Brasilien ein künftiges Weltreich geschaffen das in sich selbst die Bedingungen der modernen Lebensentwickelung trägt. Die spanischen Kolonien müssen größtentheils zum zweiten Male kolonisirt werden, ein Schicksal das sie mit den früheren französischen Kolonien theilen. Was bei den Spaniern die politische und religiöse Unduldsamkeit, das hat bei den Franzosen der centralistische Regierungsmechanismus verdorben, welcher noch weniger als jene Unduldsamkeit den Geist der Selbstbestimmung — das eigentliche Lebensprincip der Kolonien — aufkommen ließ. Erst durch die auf den spanischen Thron gekommenen Bourbonen sind die Formen älterer spanischer Kolonial-Autonomie, welche wenigstens den Municipalitäten große Rechte einräumte, ausgerottet worden. In Mexiko und Centralamerika ist von den Nordamerikanern die zweite Kolonisation spanischer Niederlassungen, welche durch die Erwerbung Florida's und des spanischen Louisiana's eröffnet worden ist, fortgesetzt worden. Texas, Californien, Neumexiko, Theile von Chihuahua und Sonora, sind an die Union gekommen, und mit der Errichtung des mexikanischen Kaiserthumes scheint die Fortführung des Vorganges hauptsächlich deutschen Elementen übertragen zu werden. Mit Recht ist von einem wohlunterrichteten Beurtheiler eine neue europäische, und zwar hauptsächlich germanische Einwanderung als die Grundbedingung des Bestandes eines neumexikanischen Reiches bezeichnet worden*). Auch die französischen Kolonien in Amerika haben das Schicksal einer

*) Le Mexique sous la maison de Habsbourg. Par John de Havilland. 1863. Zu Wien als Manuscript gedruckt.

zweiten Kolonisation erdulden müssen, und noch jetzt sind sie in diesem Vorgange begriffen. In Neu Orleans unterscheidet man heute noch den französischen und den „amerikanischen" Stadttheil; aber hier wie in ganz Louisiana weicht das französische Element dem angloamerikanischen und dessen ungleich stärkerer Charakterkraft.

Der französische Geist ist weniger zur Kolonisation als zur Eroberung, zur Beherrschung und Disciplinirung roher und halbgebildeter Völker geschickt; und in einer Zeit wo die Hauptperiode der eigentlichen Koloniebildung vorüber ist, dagegen augenscheinlich eine Epoche der Beherrschung und Disciplinirung afrikanischer und asiatischer Völker beginnt, muß für Frankreich der wahre Augenblick gekommen sein eine große civilisatorische Rolle zu spielen. Das Bewußtsein eines solchen Berufes, welches in der französischen Nation lebt, ist ein durchaus begründetes, wenn es auch in Europa selbst vielfach am falschen Platze aufgetreten sein mag. Für den klaren Blick des jetzigen Kaisers legt es Zeugniß ab, daß er es sich zur Aufgabe macht diesem Bewußtsein des Volkes auf außereuropäischen Schauplätzen Nahrung zu geben. Es aber auf die Dauer in Mexiko und Centralamerika thun zu wollen, wäre darum ein Mißgriff, weil es sich hier, auf dem amerikanischen Boden, in der That nicht um Beherrschung und Disciplirung, sondern um Fortführung und Vollendung des Kolonisationswerkes und um die Entwickelung des Geistes der Selbstregierung handelt, Aufgaben für die Frankreich nichts, Deutschland aber durch seine Auswanderung sehr viel thun kann. So zeigt es sich denn auch als durchaus correct gedacht, daß Napoleon III. in Mexiko nur den Theil der Aufgabe übernommen hat welcher durch militärische Intervention

gelöst werden mußte, während er die Fortführung des Werkes in deutsche Hände gelegt. Es läßt sich freilich nicht voraussagen, ob mit diesen ersten einleitenden Schritten ein Erfolg schon gesichert ist; wir sind nur genöthigt dem Gedanken den Ruhm einer vollständigen culturgeschichtlichen Richtigkeit zuzusprechen, ganz abgesehen von den weiteren Interessen welche damit verbunden sind, und die sich auf das Verhältniß der französischen Politik zu England, zu Nordamerika und zu Oesterreich beziehen.

In diesen civilisatorischen Aufgaben Frankreichs und den daraus entspringenden politischen Vortheilen vermag England nicht mit Frankreich zu concurriren. Die englische Kraft liegt nicht in den Unternehmungen der britischen Regierung sondern in denen des britischen Volkes, und in der zweckmäßigen Enthaltsamkeit der Regierung in der Ausübung von Regierungsbefugnissen bei nationalen Unternehmungen. So wenig wie möglich regieren, das ist die Maxime durch welche die britische Regierung die großen Erfolge der englischen Kolonisation hat hervorbringen helfen oder vielmehr hat zu Stande kommen lassen. Die Methode der Eroberung und Disciplinirung eines mehr oder minder stark bevölkerten Landes, welches schon sein eignes gesellschaftliches, religiöses und politisches System hat, sei dieses auch mit der christlichen Civilisation in Widerspruch, muß eine andere sein; und hier ist es wo Frankreich als Meister auftritt. Nur in Indien waren die Engländer am Platze, und es ist wieder charakteristisch für die englische Methode daß die erste Eroberung Indiens ein Privatunternehmen war, und daß davon demgemäß die indische Gesellschaft nur auf der Oberfläche berührt wurde. Eine castenmäßig gegliederte Gesellschaft wie die

indische, war bereits selbst viel zu streng disciplinirt um eine weitere Disciplinirung zuzulassen. Hier konnte nur entweder von gewaltsamer oder von allmäliger Auflösung des starren Bandes die Rede sein; und der formelle, steife, selbst fast castenmäßig dressirte englische Geist war hier der welcher allein den wohlthätigen Einfluß allmäliger Umbildungen ausüben konnte. Der französische Gleichheitsgedanke wäre in Indien auf seinen allerschroffsten Gegensatz gestoßen, — einen Gegensatz so schroff daß er kaum eine andere Wirkung als die der absoluten Zerrüttung des ganzen indischen Lebens hätte hervorbringen können. Die Engländer werden ohne Zweifel mit der Vollbringung ihrer Aufgabe in Indien noch weiter zu thun haben; aber wenn diese Aufgabe zu Ende gehen wird, werden nicht die Franzosen sondern die Russen ihnen in diesem Theile der Welt gefährlich sein. Die Franzosen wenigstens nicht unmittelbar.

Der große Schauplatz civilisatorischer Leistungen und neuer Machtentfaltungen welchen die Geschichte und die Natur Frankreich eröffnet, liegt vielmehr an den südlichen Küsten des Mittelmeeres und überhaupt in Afrika. Vom Genie des ersten Napoleons ist dies erkannt worden, zu einer Zeit da die egyptische Expedition der Welt fast nur als ein romantisches Abentheuer erschien. Diese egyptische Expedition bildet mit der Abtretung Louisianas die zwei symbolischen Handlungen durch welche Frankreich den ihm von der Geschichte vorgezeichneten Weg in der Weltpolitik betritt. Die Eroberung Algiers ist der erste positive Schritt auf diesem Wege. Früher oder später muß ganz Nordafrika unter französische Herrschaft fallen, und allmälig kommen im Rücken von Marokko durch die Wüste die Vorposten der französischen Herr-

schaft im Biled-ul-Dscherid und in Obersenegambien einander näher. Hier sind die Anfänge eines großen franko-afrikanischen Reiches von unermeßlicher Zukunft und culturhistorischer Bedeutung.

Bei solchen Blicken auf kommende Weltverhältnisse muß die Erwerbung und Behauptung eines überwiegenden Einflusses auf dem Mittelmeere und die Entwickelung einer diesem und anderen Zwecken entsprechenden Seemacht zu den vornehmsten Beweggründen französischer Politik gehören. Die Natur hat das Becken des mitteländischen Meeres bestimmt den Verkehr eines weiten Kranzes reicher Küstenländer und dadurch das Leben dreier Welttheile zu vermitteln. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien hatte der Welthandel einen Weg genommen welcher diese begünstigte Region umging und in Verfall gerathen ließ. Die Entdeckung Amerika's und die Entstehung der amerikanischen Kolonien lenkte nebenbei den größten Theil der Aufmerksamkeit und Thatkraft Europa's nach der neuen Welt, und machte die europäischen Westküsten zum Hauptsitze des europäischen Weltverkehres. Mit dem Rückschlage welcher in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen, durch die politische Selbständigkeit Amerika's, durch die inneren Fortschritte des europäischen Lebens und durch den Verfall der muhammetanische Staten eingetreten ist, hat aber das Mittelmeer angefangen seine alte culturgeschichtliche Bedeutung wieder zu gewinnen. Die Eroberung Algiers, die Civilisirung Egyptens, die Entstehung des neugriechischen States, die Aufrüttelung Italiens, die im Stillen vor sich gehende Regeneration Spaniens, die Kämpfe auf dem kaukasischen Isthmus, die Interessen welche sich an den Verkehr über die Landenge von Suez knüpfen,

— diese und andere Thatsachen sind Theilerscheinungen eines großen welthistorischen Vorganges welcher darauf hinausläuft den Schwerpunkt der Culturinteressen wieder südwärts zu rücken, wie er nach dem Untergange der römischen Weltmacht nach Norden gerückt worden war. Die nächsten Jahrhunderte werden mit dazu verwendet werden dieses Ergebniß auszuarbeiten, und das Mittelmeer wird demgemäß wieder eine Rolle von steigender Wichtigkeit in der Weltpolitik einnehmen. Es ist dies ein Satz den sich auch österreichische Statsmänner nicht klar genug machen können, und der ihnen sagen muß daß mit einem bloß conservativen Verhalten hier gar nichts geleistet werden kann. Wenn conservative Statsmänner der Revolution einen negativen Charakter zuschreiben, in sofern dieselbe Bestehendes verneint und zu vernichten sucht, so mag die Bezeichnung gelten; wenn sich aber der Grundsatz der rücksichtslosen Erhaltung des Bestehenden, sei es gut oder schlecht, stark oder erschöpft, culturgemäß oder der Entwickelung des menschlichen Lebens hinderlich, — wenn sich der Grundsatz der blinden und tauben Abwehr gegen jede Zumuthung des Eingehens auf unvermeidliche Neubildungen und weltgeschichtliche Vorgänge conservativ nennt, dann ist dem conservativen Systeme der Vorwurf der Negativität zurückzugeben. P o s i t i v ist immer die Geschichte, n e g a t i v immer der welcher sich ihr mit einem „non possumus“ entgegenstellt. Das ganze System der mediterraneïschen und levantischen Politik Oesterreichs wird sich auf die Dauer nicht in seiner Negativität behaupten können.

An die mediterraneïschen Verhältnisse schließen sich als ein besonderer Interessenkreis die west- und südasiatischen an, welche dann weiter in das Gebiet der Küsten, Länder und

Inseln des indischen und großen Ocean einführen. Systematisch sehen wir hier Frankreich sich wichtiger Positionen versichern, oder in einem stillen Kriege der Nebenbuhlerschaft mit England begriffen. So an den Eingängen des rothen Meeres und des persischen Meerbusens, auf Madagaskar, in Hinterindien, in China, auf den Inseln des stillen Meeres. Auch in Mexiko und Centralamerika sind es vorzugsweise Rücksichten auf den Interessenkreis des großen Oceans welche Frankreich leiten. In China und Japan endlich treffen England, Rußland und Frankreich sogar mit Nordamerika als Nebenbuhler zusammen. Die Erwerbung des Amurgebietes ist hier ein großer und folgenreicher Schritt Rußlands, durch welchen unmittelbar der Bestand Chinas bedroht wird. China ist damit im Verhältniß zu Rußland beinah in die Stellung der Türkei gekommen, und wird mit der Zeit unzweifelhaft auch seine „Schutzmächte" erhalten.

Im Allgemeinen theilt Rußland mit Frankreich die culturgeschichtliche Aufgabe der Disciplinirung barbarischer oder halbbarbarischer Völker, und man könnte sagen Frankreich sei bestimmt für Afrika zu werden was Rußland für Asien ist oder werden zu sollen scheint. In dieser Stellung allein kann auch Frankreich im Stande sein ein Gegengewicht gegen die südwärts vordringende russische Weltmacht zu bilden. Oesterreichs Aufgabe aber sollte es sein eine Zwischenmacht schaffen zu helfen, welche den westasiatischen Ländern ein neues Leben einzuhauchen und sie in den Kreis der civilisatorischen Bewegung zu ziehen befähigt wäre.

Die türkische Macht ist dazu unfähig, die englische ungeschickt, und für Frankreich liegen diese Gegenden zuweit ostwärts und sind zu ausgedehnt, um mehr als eine spora-

dische Einwirkung zuzulassen. Die orientalische Frage als europäische Angelegenheit erweitert sich hier zu einer Frage der Weltpolitik. Die Regeneration Oesterreichs geht großentheils von der neuen Belebung des mediterraneïschen Culturkreises aus, und muß sich dauernd mit darauf stützen.

In allen diesen großen Angelegenheiten bestimmt die Seemacht der handelnden Staten auf das Wesentlichste den Grad ihres Einflusses und ihrer politischen Erfolge, und das Streben Frankreichs sich zu einer Seemacht ersten Ranges zu erheben, ist mehr als eine ehrgeizige Laune. Der Beruf, welchen wir als den für Frankreich natürlichen aufgewiesen haben, setzt dies als Bedingung seiner Erfüllung voraus.

Frankreich hat in der Erreichung dieses Zieles nur England und Nordamerika vor sich; es ist aber wichtig daß dabei nur England als Gegner in Rechnung kommt.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges hat sich wohl, wie dies mit einiger Bestimmtheit angenommen werden kann, die Seemacht der Vereinigten zur zweiten der Welt erhoben, und es dürfte vielleicht der Fall sein daß sie eigenthümliche Elemente der Kraft ausgebildet hat durch welche sie der englischen sich ebenbürtig gegenüber zu stellen berechtigt ist. Es gehört dies zu den Folgen welche englische Thorheit durch die Anerkennung der Südstaten als kriegführender Macht hervorgebracht hat. Die französische und die nordamerikanische Flotte zusammen würden also von nun an der englischen überlegen sein. Frankreich und Nordamerika stehen aber in ihren maritimen Interessen gegen England zusammen, wenn auch französische Einmischungen in amerikanische Verhältnisse, wie die mexikanische Intervention und gewisse centralamerikanische Speculationen diese natürliche Stellung auf Augen-

blicke ein wenig gestört haben mögen. Immer bleibt die Stellung so beschaffen daß durch dieselbe die englische Politik gegen Frankreich in Schach gehalten wird. Was die Haltung Frankreichs gegen die Vereinigten Staten betrifft, so mag sie zuweilen eine zweideutige sein um England mit der großen Seemacht der neuen Welt in Conflict zu bringen; gewiß aber würde die französische Politik nur im Falle absoluter Unvermeidlichkeit es darauf ankommen lassen sich mit den Vereinigten Staten ernsthaft zu überwerfen. Eine Nothwendigkeit dazu läßt sich kaum voraussehen, während ein Krieg der Vereinigten Staten gegen England eine sehr nahe liegende Möglichkeit ist. England, freilich, wird einen solchen Kampf nicht beginnen; aber Nordamerika könnte nach Beendigung des Bürgerkrieges leicht dazu Lust bekommen. Alle Elemente der nordamerikanischen Bevölkerung sind England abgeneigt. Die Vernichtung der englischen Macht ist der herrschende Gedanke der nach Amerika ausgewanderten Irländer, welche bekanntlich auf die Politik der Vereinigten Staten einen so großen Einfluß ausüben. Das deutsche Element, welches an Einfluß mit dem irischen wetteifert, hat in der neuesten Zeit aus der Heimath keine Ursache zur Zuneigung gegen England bekommen. Dem Norden der Vereinigten Staten hat sich England neuerdings wieder doppelt verhaßt gemacht durch die Anerkennung des Südens als kriegführender Macht und durch andere Begünstigungen des aufständigen Landestheiles; dem Süden aber gleichfalls durch die getäuschten Erwartungen welche auf große Ermuthigungen gefolgt sind. Die alte immer wache Eifersucht und Empfindlichkeit der Kolonie gegen das Mutterland ist das gemeinsame Medium für alle diese Gefühle. Das alles sind wirkende

Ursachen welche in einer Demokratie lange fortdauern und gelegentlich den Ausschlag geben können. Ein Krieg Amerika's gegen England gehört also zu den wahrscheinlichsten Begebenheiten einer näheren Zukunft. Dabei aber würde außer Frankreich auch noch Rußland in's Gewicht fallen. Die Freundschaft zwischen Rußland und Nordamerika ist im Steigen, und sie ist zu sehr in den Verhältnissen begründet als daß sie in näherer Zeit eine Störung erleiden könnte. Rußland, zu Frankreich und Nordamerika der dritte im Bunde, würden eine Coalition gegen England bilden helfen welche in allen Welttheilen zugleich den Kampf aufnehmen könnte. Unter dem Schutze dieser bloßen Möglichkeit kann bei geschickter und vorsichtiger Lenkung der Dinge Frankreich seinen maritimen Interessen nachgehen, ohne von England ernsten Widerstand befürchten zu müssen.

Alle diese großen Weltverhältnisse, wenn sie zum Theil auch nur in der Form von Möglichkeiten bestehen, üben ihren Einfluß auf jede politische Frage von einiger Wichtigkeit aus, möge sie noch so sehr localisirt erscheinen, und der Beurtheiler muß sie beständig im Auge behalten. Wenn dabei für unsere letzten Betrachtungen Frankreich ganz in den Mittelpunkt der Machtverhältnisse getreten ist, so müssen wir hier noch einmal darauf aufmerksam machen daß diese Stellung nicht an vorübergehende Zustände der französischen Gesellschaft, und noch weniger an Persönlichkeiten gebunden ist. Man hat es hier mit einer Thatsache der Weltgeschichte zu thun, deren Zusammenhang mit dem ganzen Entwickelungsgange menschlicher Cultur wir im Verlaufe unserer Ausführungen nicht ganz im Dunkeln gelassen zu haben glauben.

Für Deutschland aber hat das Verständniß der Ent-

wickelung welche die Weltstellung Frankreichs genommen, eine wichtige Einsicht zur Folge, die Einsicht nämlich daß für Frankreich jede Erweiterung seiner afrikanischen Besitzungen eine ungleich wichtigere Angelegenheit sein würde als das ganze linke Rheinufer.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Weltpolitik und die völkerrechtliche Aufgabe der Kirche.

Die Herstellung und Erhaltung der sittlichen Ordnung von welcher das politische Weltsystem die äußere Form ist, kann der Politik allein nicht gelingen. Sie bedarf dazu der Religion als der Grundkraft des gesammten geistigen Lebens. Der Politik also muß die Religion, dem Stat und den Staten muß die Kirche zu Hilfe kommen. Jedem politischen Systeme, haben wir im ersten Bande dieses Werkes gesagt, liegt ein Moralsystem, jedem Moralsysteme ein Religionssystem zum Grunde. Dies gilt für die innere Politik des einzelnen States wie für die äußere einer Gesellschaft von Staten, am allermeisten aber für den Verkehr der ganzen civilisirten Statenwelt mit den tiefer stehenden und unselbständigen Gliedern der Menschheit, ein Verkehr dessen Natur wir im letzten Capitel entwickelt haben. Die Politik im umfassendsten Sinne ist das Organon menschlicher Zweckgemeinschaften. Einen sittlichen Charakter hat sie nur dadurch daß sie unter die Herrschaft des höchsten Zweckes, — des Zweckes der ewigen Vervollkommnung — gestellt ist. Dieser Zweck ist an sich nicht ein politischer Zweck, sondern er ist der Politik von der Religion und der Sittlichkeit gegeben. Er

entnimmt seinen Inhalt dem Systeme menschlicher Ideale welches aus der Vorstellung eines höchsten Wesens als dem höchsten Ideale seine Einheit und seinen Charakter ableitet. Was dem Ideale überhaupt entspricht, ist schön, — was dem höchsten Ideale entspricht, ist heilig. Das System der menschlichen Ideale, in sofern ihre Schönheit durch die Beziehung auf ein höchstes Ideal geheiligt ist, stellt die Religion dar. In der gemeinsamen Anerkennung eines höchsten Ideales aber durch welches eine Heiligung des gesammten Lebens vollbracht werden soll, ist die religiöse Gemeinschaft der Menschen begründet welche wir die Kirche nennen. Die letzten Zwecke der Politik also müssen durch die Religion geheiligt sein wenn sie sittlichen Werth haben sollen. Unsittlich und unheilig aber sind sie wo sie der Religion widersprechen.

Dies findet nun eben sowohl in der inneren Politik des einzelnen States wie im Verkehre der Staten und Völker unter einander Statt. Aber im einzelnen State, wo sich unter dem Einflusse eines Religionssystemes ein Moralsystem, ein Rechtssystem, eine ökonomisch-gesellschaftliche Ordnung und ein politischer Organismus gebildet und festgestellt haben, entzieht die Fortdauer dieses Einflusses sich mehr oder minder dem Blicke, und es macht sich die Täuschung geltend als ob die Politik in allen diesen Dingen auf eignen Füßen stehe. So ist es aber nicht. Der religiöse Einfluß mag eine minder sinnliche Form annehmen und damit sich vergeistigen; er hört darum nicht auf wirksam zu sein. Sind einmal die Menschen unter dem herrschenden Einflusse eines bestimmten Religionssystemes, was nebenbei die untergeordneten Spaltungen kirchlicher Gemeinschaften nicht ausschließt, so findet eine unvermerkte Gesammtwirkung auf das politische Leben Statt,

und von selbst versteht es sich dann daß über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens übereinstimmend gedacht und gefühlt wird. Selbst die Regierung des States ist dann nur der unwillkührliche Ausdruck der Gesammtanschauungen und des Gesammtgefühles welche von der Religion ausgehen. Sie mag in ihren Functionen auf das Strengste in den Kreis endlicher Zwecke gebannt sein: diese Zwecke selbst sind schon von dem idealen Geiste durchdrungen welcher vom Religionssysteme ausgeht. Die Stellung der Kirche zum Staate kann dabei eine sehr verschiedene sein: dies ändert das eigentliche Wesen des Verhältnisses nicht.

Anders ist es im Verkehre der Staten unter einander. Wo dieser Verkehr, wie es sein soll, einer Rechtsordnung unterworfen ist, kann doch diese Ordnung immer nur eines mehrfachen und unzusammenhängenden Ursprunges von rein thatsächlicher Natur sein, und es ist keine organisirte politische Macht über einer Mehrzahl von Staten denkbar welche die ihnen gemeinsame Rechtsordnung zu pflegen und zu erhalten befugt wäre, weil damit diese Staten sich zu einem einzigen State oder Reiche verschmelzen würden. Wir haben schon im ersten Bande dieses Werkes gezeigt daß ein Universalstat ein culturwidriges Wesen sein würde. „Die wesentliche Form des sittlichen Menschheitsorganismus ist die einer gegliederten Statengesellschaft, deren Einheit nur eine sittlich-ideale, also in Wahrheit nur eine religiöse sein kann. Darum ist der Universalstat ein der Sittlichkeit unbedingt und schlechthin widersprechender Gedanke, — nicht etwa ein Ideal hinter welchem leider die Wirklichkeit zurückbleibt, sondern eine Mißgeburt des Denkens, — eine Verirrung des sittlichen Urtheils. Wenn die Menschheit eines universellen Organismus

bedarf, so muß dieser ein idealer sein, und gehört damit, seiner äußeren Form nach, der Kirche an, nicht aber dem State." So haben wir an einer anderen Stelle vom Standpunkte der Principien ein Verhältniß besprochen*) auf welches wir hier vom Standpunkte der Thatsachen zurückkommen.

---

*) Bd. I, S. 328 dieses Werkes. Siehe auch ebendaselbst S. 42—52 und S. 122—142, wo das Verhältniß der Religion zur Politik und der Kirche zum State im Allgemeinen dargelegt ist. Mit großer Genugthuung sind wir in dem von uns im 19. Capitel schon angeführten Buche von Constantin Frantz, Kritik aller Parteien, auf die weitere Durcharbeitung und Ausführung unseres Gedankens über den politischen Beruf einer allgemeinen Kirche gestoßen. Der Abschnitt über den Ultramontanismus, das Beste in der an werthvollen Gedanken und Urtheilen so reichen Schrift, ist mehr als eine kritische Arbeit ersten Ranges: sie enthält zugleich Grundlinien zu einer positiven Weiterbildung des völkerrechtlichen Lebens an welche jede neue Bearbeitung des Völkerrechtes sich wird halten müssen, während sie auch der Kirche die Richtung zeigt in welcher sie allein wieder zu allgemeiner Bedeutung gelangen kann. Wir müssen hier einige Stellen aus diesem Abschnitte anführen. „Wird das Völkerrecht" — sagt Frantz — „so angeschaut wie es dem Grotius vorschwebte, so beruht es auf der Idee eines die ganze Menschheit zeitlich und räumlich umfassenden Zusammenhanges, und zwar eines Zusammenhanges durch die Gemeinschaft der Ueberzeugungen. Ist es also wahr, daß die Rechtsideen in den sittlichen Ideen wurzeln, diese aber wiederum in der Religion, so führt das Völkerrecht selbst zu der Forderung einer allgemeinen Kirche, als einer lebendigen Gemeinschaft der Ueberzeugungen . . . . Nun ist es sehr beachtenswerth daß der Philosoph Wolf, welcher zuerst das Völkerrecht systematisch behandelte, allerdings ein Bewußtsein über die Nothwendigkeit jenes allgemeinen Zusammenhanges hatte den das Völkerrecht voraussetzen muß. Er hat diesen Zusammenhang sogar formuliren wollen, indem er eine alle Nationen umfassende Civitas maxima fingirt und postulirt, und diesen Universalstat, der seiner Meinung nach sogar eine Regierung und Gesetzgebung hat, an die Spitze seines Systemes stellt, um daraus die für alle Nationen verbindliche Kraft abzuleiten welche die völkerrechtlichen Sätze beanspruchen. Ueber diesen Gedanken

Die Frage ist aber die, wie wir dazu kommen eine allgemeine Kirche hier in den Bereich thatsächlicher Betrachtungen zu ziehen, ja ihr eine so große Macht zuzutrauen,

---

geht der seichte Vattel leicht hinweg, indem er darin nur sieht daß ein solcher Universalstat allerdings nicht existirt. Die wirkliche existirende Universalität hingegen, oder die wenigstens existiren kann und soll, ist die Gemeinschaft der Ueberzeugungen . . . Allein gerade dies hat Wolf selbst nicht verstanden, und wie seine Civitas maxima nur ein Gedankending ist, wohin ihn die Forderung der Logik trieb, so benutzt er diesen fingirten Universalstat auch blos zu logischen Consequenzen, und liefert ein rein rationalistisches System . . . In der späteren Völkerrechtswissenschaft ist dieser Gedanke ganz untergegangen." A. a. O. S. 175, 176. Frantz führt dann aus, daß die nur auf Ueberzeugung ruhende und doch zugleich organisirende Macht deren das Völkerrecht bedarf, nur die allgemeine Kirche sein kann, „welche darum nicht blos eine christliche Idee, sondern zugleich eine Vernunftidee ist." Diese allgemeine Kirche „zu welcher sich doch alle Confessionen nach dem apostolischen Symbolum bekennen", ist jene Civitas maxima, die auch noch nicht existirt, aber die existiren kann und existiren soll, da die Allgemeinheit, welche der Natur des States widerspricht, gerade zu ihrer Natur auf das Wesentlichste gehört, so sehr daß eine Kirche die nicht allgemein sein oder zu einer allgemeinen gehören will, gar keine Kirche ist. Verwirklicht aber kann, nach einem Gedanken welchen wir gleichfalls mit Frantz theilen, die Allgemeinheit der Kirche nur durch eine kirchliche Conföderation aller christlichen Glaubensbekenntnisse werden, deren Gesammteinflusse dann die roheren Anschauungen des übrigen Theiles der Menschheit um so schneller weichen werden. „Das ist das höchste praktische Ziel bis wohin das Princip der Föderation uns führt," sagt der genannte Schriftsteller. „Es ist zugleich die höchste Forderung der politischen Vernunft, und insbesondere des Völkerrechts. Denn es ist ja klar daß eben diese in solcher Weise zu einer wirklichen Activität gelangte allgemeine Kirche die von Wolf postulirte Civitas maxima wäre, die, wie gesagt, keine civitas, sondern nur eine Gemeinschaft der Ueberzeugungen sein kann die durch das Christenthum begründet ist. Darauf muß sich das Völkerrecht stützen. Auch wird es allgemein zugestanden, daß es allerdings die christlichen Ideen sind welche das Völkerrecht be-

in einer Zeit welche als eine Periode des Verfalles kirchlichen Lebens und kirchlicher Autorität betrachtet zu werden pflegt.

Es ist hier nicht am Platze diese Frage auf eine in das Wesen der Religion und der Kirche eingehende oder der Kirchengeschichte folgende Weise zu beantworten. Was wir zu sagen veranlaßt sind, beschränkt sich auf einige offen liegende Thatsachen der gegenwärtigen Culturperiode und auf ein richtiges Verständniß derselben.

Man hat unserer Zeit einen wesentlich irreligiösen Charakter zugeschrieben, und wenn die Religion darin bestände daß die Menschen an ihren Katechismus glauben und ehrfurchtsvoll sich einer kirchlichen Disciplin unterwerfen, oder daß sie die Wirklichkeit verachtend sich in eine Welt des Gemüthes und der Phantasie versenken, so würde man Recht

---

herrschen, indem den nicht-christlichen Staten nur übrig bleibt sich den Ideen des christlichen Völkerrechts zu unterwerfen, wenn sie mit christlichen Staten in geordneten Verkehr treten wollen. Das allgemeine Menschenrecht geht dabei nicht verloren, sondern ist eben durch das Christenthum garantirt, welches dieses Recht allgemein anerkennt, während die muhamedanischen und heidnischen Völker es nicht im vollen Umfange anerkennen. ... Wären die verschiedenen Kirchen conföderirt und dadurch eine allgemeine Kirche eine praktische Macht geworden, so ist kein Zweifel daß von da aus ein sehr erheblicher und wohlthätiger Einfluß auf die völkerrechtlichen Verhältnisse zu erwarten wäre". A. a. O. S. 212. „Die Friedensidee", bemerkt Frantz, „ist die dominirende Idee des Völkerrechtes." Die Kirche als „höchste Friedensanstalt" wird das höchste völkerrechtliche Institut. „Denn über sie hinaus reicht nur noch der reine Gedanke aber kein Institut," S. 217. Den Gedanken welche Frantz über die Conföderation der Kirche ausspricht, können wir hier nicht in ihre Einzelnheiten folgen. Unsere eignen Urtheile treffen aber damit zusammen, und der Leser findet sie oben in ihren allgemeinsten Grundlinien von unserem eignen Standpunkte aus entwickelt.

haben. Der klarere Denker muß aber die Sache anders beurtheilen. Sowenig es mit der Politik auf das Ende geht weil in ihr neue Ansichten sich Bahn brechen; sowenig der Stat abgeschafft wird weil unsere Zeit ihn auf neue Grundlagen stellt und weil nebenbei einige Thoren von einem statlosen Zustande der Gesellschaft träumen — ebenso wenig geht es mit der Religion auf das Ende weil die religiösen Gedanken, Vorstellungen und Gefühle in einer Klärung und Fortentwickelung begriffen sind; und ebenso wenig wird die Kirche abgeschafft weil ihre Grundlagen einer Erneuerung bedürfen, oder weil einige Flachköpfe der Meinung sind die Aufgabe derselben sei zwischen der Schule, der Polizei und den Gesangvereinen zu theilen. Die Religion ist für immer und ewig das höchste Gebiet und die oberste Macht im Leben der Menschheit, und nachdem sie einmal dem menschlichen Geiste als solche höchste Angelegenheit zum Bewußtsein gekommen, muß auch die sittliche und ideale Gemeinschaft aller Menschen durch die Religion als höchste gesellschaftliche Form Ziel und Zweck des gesammten menschlichen Lebens sein und bleiben. Diese Gemeinschaft ist die Kirche, die überhaupt nur einen Sinn und einen Werth hat in sofern sie nach diesem umfassenden menschlichen Charakter strebt.

Nicht die Orthodoxie, deren sich die griechische Kirche vorzugsweise rühmt, sondern die Katholicität oder Universalität ist das was der Kirche ihre eigentliche Stellung im Organismus der Menschheit gibt. Orthodox kann der einzelne Mensch für sich allein sein, katholisch aber nur im Gedanken und Gefühle der Gemeinschaft mit allen übrigen Menschen. Und hier ist der Punkt von welchem aus allein eine annähernde und endlich vollständige Verwirklichung des

Gedankens einer allgemeinen menschlichen Kirche denkbar ist. Orthodoxie und Katholicität bilden einen Gegensatz. Die letzte ist ihrem Wesen nach mild, duldsam, menschenfreundlich, die erste dagegen dünkelhaft, unduldsam, streitsüchtig und anmaßend; und wenn der Weg zur Katholicität nur durch die Orthodoxie ginge, müßte er in der That durch Blut und Scheiterhaufen bezeichnet sein. Aber die Geschichte hat bewiesen wie weit dieser Weg vom Ziele abführt. Jeder Versuch der Orthodoxie, die Glaubenseinheit gewaltsam herzustellen oder in zudringlicher Weise zu fördern, hat nur zu weiteren Spaltungen geführt, und wir stehen an dem Punkte an welchem endlich erkannt werden muß, daß es ein durchaus anderer Weg, nämlich der Weg der kirchlichen Bundesgenossenschaft ist, welcher allein zur Allgemeinheit der Kirche führen kann. Der erste Schritt dazu, — der Schritt welcher die Möglichkeit des Zieles herstellt, ist die Freiheit der Confessionen und die bescheidene Milde gerade der Kirche welche die Trägerin der wahren kirchlichen Idee ist. Diese Kirche mag dann nebenbei sich für die alleinige orthodoxe halten; sie wird aber wohlthun anderen das nämliche Recht einzuräumen, darüber den Streit zu vermeiden, und statt dieses Streites, durch große Leistungen, — Leistungen welche sich an dem Entwickelungsgange der Zeit betheiligen statt sich ihm zu widersetzen, — in einem allgemeinen Kirchenbunde sich die Hegemonie zu sichern. Auf diesem Wege allein kann auch die Zeit herbeigeführt werden in welcher der Gegensatz zwischen Orthodoxie und Katholicität verschwindet, obschon die Beseitigung aller Gegensätze auch auf dem religiösen Gebiete niemals ein wohlverstandenes Ideal sein kann. Es verhält sich mit der allseitigen Behauptung

der Orthodoxie in einem Kirchenbunde wie mit der allseitigen Behauptung der Suveränetät in einem Bunde von Staten.

Fassen wir die religiösen und kirchlichen Zustände der christlichen Welt in's Auge, von welcher hier zunächst allein die Rede ist, obschon wunderbarer Weise in der muhammetanischen ganz analoge Erscheinungen auftreten, so stellt sich uns auf den ersten Blick ein weit verbreiteter kirchlicher Indifferentismus dar. Wir müssen jedoch diese Thatsache etwas näher in's Auge fassen um sie richtig zu würdigen. Vor allem ist kirchlicher Indifferentismus von religiösem zu unterscheiden. Der erste kann bestehen ohne den letzten, sogut wie der letzte in unserer Zeit sehr häufig besteht ohne den ersten. Dem polizeilichen Kirchenthume in welchem sich österreichische Ultramontane, preußische Kreuzzeitungsjunker und russische Cäsareopapisten intermittirend zusammengefunden, kommt auf das Glaubensbekenntniß und selbst auf das besondere kirchliche System wenig an, vorausgesetzt, daß nur geglaubt, respectirt und gehorcht wird. Die heilige Allianz war aus diesem dreifachen Stoffe gemacht. In der einen wie in der anderen Beziehung aber braucht der Indifferentismus nicht aus einer Gleichgiltigkeit gegen Religion und Kirche überhaupt hervorzugehen, seine Quelle kann sehr wohl die Unzufriedenheit mit der *besonderen Art und Form sein* wie die Religion in der *jetzigen* Gesellschaft sich äußerlich manifestirt und wie die jetzige Kirche religiöse Bedürfnisse eines ausgebildeteren Zeitgeistes befriedigt. Man hat kein Recht es einen politischen Indifferentismus zu nennen, wenn zuweilen die besten und einsichtigsten Freunde des Vaterlandes sich vom Statsleben zurückziehen, und die Ansicht hegen daß es einerlei sei ob Hinz oder Kunz regiert. Ganz ebenso

gibt es Zeiten in welchen einige der frömmsten Menschen gerade am wenigsten in die Kirche gehen. Unbestreitbar aber sind beides Zustände wie sie nicht sein sollen; nur sind sie weit entfernt einer Erneuerung und Verbesserung, hier des kirchlichen dort des statlichen Lebens die Hoffnung abzuschneiden, sondern im Gegentheile knüpft sich die Hoffnung gerade hauptsächlich an solche Erscheinungen. Die welche sich von den Geist- und Geschmacklosigkeiten einer Periode des Verfalles auf der einen und der unklaren Neubildungstriebe auf der anderen Seite frei halten, werden das Höhere, Edlere und Bessere im Stillen vorbereiten helfen, und werden seiner äußeren Erscheinung zufallen sobald dazu die Zeit gekommen sein wird. Ein anderer Theil des religiösen und kirchlichen Indifferentismus, und vielleicht der größte Theil desselben, geht freilich aus der Gedankenlosigkeit eines gemeinen materialistischen Lebens in Verbindung mit der Oberflächlichkeit sogenannter Aufklärung hervor. Es ist dies eine Krankheit welche zu allen Zeiten vorgekommen ist, und wenn zu unserer Zeit mehr als sonst, so ist es im Zusammenhange mit allgemeineren Vorgängen im Leben der Menschheit, als Entwickelungskrankheit welche ihren Verlauf haben muß.

Wie es sich aber auch mit dem religiösen und kirchlichen Indifferentismus verhalten mag, jedenfalls läßt sich demselben weder durch ein conservatives Festhalten an abgestorbenen Vorstellungen und entgeisteten Formen, noch durch die Galvanisirungen einer künstlichen Glaubens-Renaissance entgegenwirken, sondern das neue religiöse und kirchliche Leben dessen die Zeit bedarf, muß gerade den thatkräftigen Elementen und Richtungen entsprechen welche von dem alten sich unbefriedigt abwenden. Diese Elemente und Richtungen gehören dem all-

gemeinen realistischen Charakter der Zeit an, welchen wir an einer andern Stelle als wesentliche Entwickelungsphase des Christenthums bezeichnet haben. Der Realismus unserer Zeit ist nicht das betende aber er ist das arbeitende Christenthum; gewiß in seiner Ausschließlichkeit einseitig, aber nicht minder einseitig als jene weltverachtende Andacht in welcher ein Theil der Größe früherer Jahrhunderte bestanden hat.

Es ist wichtig daß die Kirche dieser Richtung des Zeitgeistes folge; nicht um ihr entgegenzutreten, sondern um sie vor der Verwilderung zu bewahren welche aus dem Vergessen der höheren Ziele aller Arbeit und aller technischen Vervollkommnung hervorgehen müßte. Geheiligt wird die Arbeit dadurch, daß alle materielle Vervollkommnung der geistigen, alle technische der sittlichen dient, und daß der Gedanke allgemeiner und ewiger Veredelung alles Lebens und Seins, durch den Glauben gestärkt, durch die Liebe erwärmt, durch die Hoffnung erhellt, aller menschlichen Thätigkeit die höhere Weihe gibt. Der viel verschriene Materialismus Amerika's, für welchen das „improvement“ erster Glaubensartikel und erste Vorschrift der Sittenlehre ist, stellt dieses arbeitende Christenthum in höherer Entwickelung dar als es irgendwo sonst vorhanden ist. Nicht aber dadurch daß die Kirche betend neben der Arbeit hergeht, auch nicht dadurch daß sie über die fertigen Werke der Arbeit ihren nachträglichen Segen spricht, erfüllt sie ihren Beruf, sondern dadurch daß sie diesen werkthätigen Geist in sich selbst aufnimmt, daß sie der Technik ihre höheren Antriebe gibt und deren Leistungen als gottgefällige Werke preist, daß sie in Denkern und Erfindern die Wohlthäter der Menschheit ehrt statt ihre

Bücher auf den Index zu setzen und sich gegen ihre wohlthätigen Neuerungen zu wehren, — kurz dadurch daß sie sich zur Seele der praktischen Bewegung macht wie sie es in anderen großen Zeiten gewesen ist. Ob wir nahe daran sind daß die Kirche ihren Beruf in dieser Weise versteht, möge dahingestellt bleiben; die Zeit wird aber kommen wo sie es thut, und dann wird es keinen religiösen und kirchlichen Indifferentismus mehr geben, und der Gedanke einer allgemeinen Kirche wird seiner Verwirklichung viel näher gekommen sein als er jetzt ist. Auch Richtungen die jetzt für irreligiös gelten, werden dann mit in den Bund der Kirchen aufgenommen werden, in welchem diese allgemeine Kirche sich zu immer höherer und innigerer Einheit im Geiste fortbildet.

Ist nun der Gedanke einer allgemeinen Kirche der Menschheit nicht nur für den Glauben sondern auch für den praktischen Verstand keine Chimäre, so kann ein klareres und lebendigeres Bewußtsein dieses Zieles und des zu ihm führenden Weges schon jetzt Großes wirken, und die großen Fragen des Völker- und Menschheitsrechtes welche in diesem Augenblicke die Welt bewegen, könnten fruchtbare Veranlassungen zu einer Annäherung der Confessionen geben, durch welche ein Bund der Kirchen und ihre Gesammtautorität in eben diesen Fragen angebahnt werden könnte. Wir zweifeln an der Möglichkeit oder Nützlichkeit gemischter Concilien zur Vereinbarung über Unterschiede in den Dogmen, wie sich noch Leibnitz dieselben gedacht hat; aber wir können nicht sehen was z. B. einer Zusammenkunft von Vertretern aller christlichen Kirchen und Secten zur Verurtheilung des Sklavenhandels, zur Vertheidigung der Sache unterdrückter Völker, zur Berathung von Mitteln zur Abschaffung der Menschen-

opfer, zur Verdammung völkerrechtlicher Gewaltthat und Wortbrüchigkeit, zur geistigen und moralischen Unterstützung großer und allgemeiner Culturaufgaben im Wege stehen sollte.

Wir leben der festen Ueberzeugung daß im weiteren Verlaufe der Culturperiode in deren Eingange sich die heutige Menschheit befindet, die Kirche diese Stellung zu den Staten und Völkern einnehmen wird, und damit wird der gesellschaftliche Bau des Menschengeschlechtes wenigstens in seinen wesentlichsten Stücken fertig sein.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Parteien und die Statsmänner der Gegenwart.

Es bleibt uns zum Schlusse unserer Durchforschung des Gebietes politischer Thatsächlichkeit zu untersuchen übrig, wie sich die handelnden Menschen zu der Zeit und ihren Zuständen und Bewegungen verhalten.

Das Dasein und der Widerstreit der politischen Parteien ist weit davon entfernt ein Uebel zu sein; es spricht sich vielmehr darin ein wesentlicher Theil des von gesetzmäßigen Kräften durchströmten Organismus der politischen Gesellschaft aus, welcher vom Politiker verstanden werden muß*). Wie verschieden sich auch die Parteischeidungen und Parteigegen-

*) Das von uns schon mehrmals angeführte Buch von Constantin Frantz — „Kritik aller Parteien" — ist ausdrücklich diesem Gegenstande gewidmet. Wir könnten nicht sagen daß dessen Verfasser dem Parteiwesen im Ganzen oder im Einzelnen gerecht geworden wäre. Vom Liberalismus entwirft er eine Carricatur statt ein Bild oder eine Erklärung seines nothwendigen Wesens und Daseins zu geben, so daß

sätze in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten gestalten, und wie zufällige und wechselnde Interessen sich daran heften mögen: es liegen den Parteien gewisse allgemeine, nothwendige und unveränderliche Bedingungen zu Grunde, in denen die Erklärung und Rechtfertigung des ganzen Parteiwesens enthalten ist.

Es ist ein vierfacher Gegensatz in welchem alle Parteibildungen begründet sind; nämlich: 1. der culturgeschichtliche Gegensatz der Bewegung und des Widerstandes; 2. der politische Gegensatz des Volkes und der Regierung; 3. der sittliche Gegensatz des Rechtes und der Macht; 4. der von außen in die Politik spielende Gegensatz von Stat und Kirche. Dieser vierfache Gegensatz ist die Grundbedingung des ganzen politischen Lebens, von welchem daher das Parteiwesen eine ganz nothwendige und wesentliche Form darstellt.

1. Aus dem culturgeschichtlichen Gegensatze der Bewegung und des Widerstandes, oder — was vielleicht richtiger gesagt wäre — der Bewegung, der Gegenbewegung und der Ruhe, entspringt als allgemeinste Parteibildung eine Scheidung der politischen Gesellschaft in Progressisten, Regressisten und Quietisten, oder das Dasein einer Fortschritts-, einer Rückschritts- und einer Stillstandspartei. Das Leben der Gesellschaft und des States, wie das des einzelnen Menschen und das der Natur im Gro-

---

ihm zur Kritik dieser Erscheinung der Standpunkt fehlt. Aber nichtsdestoweniger enthält die Schrift einen Schatz geistvoller, richtiger und praktisch werthvoller Urtheile, und was er über die Conservativen, die Demokraten und die Ultramontanen sagt, verdient von jedem Statsmanne beherzigt zu werden; es zeichnet sich durch die Unparteilichkeit aus welche von einer Kritik aller Parteien gefordert werden muß.

ßen, ist ein Entwickelungsproceß, d. i. die zeitliche Darstellung eines ewigen Wesens durch das successive Auftreten seiner Eigenschaften. Der denkende und klare Politiker hat also in der politischen Bewegung ein Bleibendes und ein Veränderliches zu unterscheiden. Zugleich aber hat er sich klar zu machen daß das Bleibende sich nur in seiner Veränderung erhält. Das Gesetz dieser Veränderung zu erkennen, ist also für ihn die höchste Aufgabe, denn richtig verstanden hat er es nie mit Zuständen sondern immer nur mit Vorgängen zu thun, die er lenken aber die er nicht aufhalten kann. Aber die unklare Menge verhält sich anders zur Bewegung der Zeit. Sie besteht aus einer Zahl von Menschen die sich bei dem Bestehenden so wohl fühlt daß sie keine Veränderung zulassen will, oder mindestens keine Veränderung wünscht, und aus einer anderen Zahl von Menschen welche in einer Veränderung ihren Vortheil erkennt. Damit ist weder über die verschiedenen Ursachen des Veränderungstriebes noch über seine möglicherweise sehr verschiedenen Ziele etwas gesagt, und wir haben einfach zunächst Quietisten und Unruhegeister zu unterscheiden, ein Unterschied in welchem Lebenslagen, Lebensalter und Charaktere eine Hauptrolle spielen.

Du bist noch jung
Und ich bin alt;
Dir ist's zu heiß
Und mir ist's kalt.
Du schaffst und treibst,
Ich sehe zu;
Du suchest Müh,
Ich suche Ruh.

Das wäre ungefähr ein kurzer Ausdruck dieses Grund-gegensatzes der Parteischeidung. Wir sind aber damit zugleich von dem subjectiven Boden auf den objectiven gekommen. Die Bewegung der Geschichte ist nicht eine ziellose. Es ist ein durchaus haltloser Vorwurf welcher von Frantz dem sogenannten „Fortschritte" gemacht wird, daß er nicht wisse wohin er führe. Ein Ziel bedeutet in der Bewegung der Geschichte, weil sie eine unendlich fortlaufende ist, nicht einen festen Punkt sondern eine Richtung. Die Richtung in welcher er sich bewegt, ist aber dem Fortschritte nicht ganz unklar. Unter Fortschreiten versteht die Fortschrittspartei nicht ein zweck- und richtungsloses Herumfahren, sondern sie weiß daß es nur einen Fortschritt gibt, den in welchem die Weltgeschichte sich bewegt, und daß jede andere Bewegung Abirrung oder Rückschritt ist, — verfehlt und machtlos in sich selbst. Und fragt man woraus sich die in die Zukunft hineinlaufende Richtung der Geschichte beurtheilen lasse, so ist die Antwort: aus der Vergangenheit! — Die Fortführung einer regelmäßigen Linie, sei sie eine gerade oder eine krumme, ergibt sich aus einem bekannten Stücke derselben. In diesem Sinne die Weltgeschichte zu betrachten, ist die einzige fruchtbare Weise es zu thun; denn vergebens heften wir unsere Aufmerksamkeit und unser Urtheil an die einzelnen vergangenen Zustände und Begebenheiten, welche nicht wiederkehren. Die in ihnen enthaltene Lehre geht uns verloren, wenn wir sie nicht als Punkte oder Stücke einer regelmäßigen Bewegungslinie zu verstehen wissen. Aus der Vergangenheit also folgt für die Bewegungspartei die Zukunft. Aus den Erzeugnissen und Rückständen der Vergangenheit herauszukommen, ist der Antrieb welcher die Bewegung und

in negativer Beziehung ihre Richtung bestimmt. Zu jeder Zeit aber hat diese Richtung auch ihre positive Bestimmung, welche in den Entwickelungsgesetzen der menschlichen Cultur liegt. Wir haben diese an früherer Stelle erläutert und werden auf den Gegenstand sogleich zurückkommen.

Der Fortschritt also hat von Natur aus Inhalt und Richtung. Er will auf ein Ziel hinaus welches, wenn auch nur als Richtung angedeutet, eben so sehr das Mißfallen eines Theiles der Gesellschaft erregen muß, wie seine Erreichung einem anderen Theile derselben als wünschenswerth, vielleicht als ein Ideal erscheint. Durch dieses Mißfallen entsteht ein positiver Widerstand gegen die Bewegung der Zeit, ein Widerstand welcher aus den bloßen Quietisten der Stillstandspartei, soweit dazu in ihnen Kraft und Verstand vorhanden ist, Conservative macht. Das Wesen dieser Partei besteht in der Anwendung einer positiven Kraft zur Erhaltung des Bestehenden. Dadurch erhebt sie sich über die bloßen Freunde der Ruhe und des Stillstandes und vertritt ein ganz bestimmtes Element im Processe der Geschichte. Denn wie in Allem was besteht, Etwas werth ist daß es zu Grunde geht, so ist in Allem was sich verändert, Etwas werth daß es erhalten bleibt. Vermag die conservative Partei dieses herauszufinden, so ist ihre geschichtliche Function eine sehr hohe. Sie muß aber dann wissen daß die Erhaltung des Wesens nur gelingen kann in der Veränderung seiner Erscheinung. In diesem Sinne gibt es nichts Conservativeres als den Fortschritt, sofern er Fortbildung, Entwickelung ist. In so fern diese Fortbildung und Entwickelung vom bewußten Politiker mit Absicht und Plan betrieben wird, nennen wir sie Reform. Die wahre conser-

vative Partei ist also die Partei der Reform, welche sich nicht der Veränderung und dem Fortschritt als solchen widersetzt, sondern nur das bleibende Wesen als das allein Werthvolle aus dem Wechsel der Erscheinung herauszuretten bemüht ist. In diesem Sinne stellt sich der Conservatismus dem Radicalismus und der Revolution gegenüber; und wenn seine weise erhaltende Wirksamkeit hier und da sich veranlaßt sieht Regenerationen zu befördern, so ist dies an sich noch nicht Rückschritt oder Reaction zu nennen. Die Regeneration kann sehr wohl ein nothwendiger Theil wohlverstandener Reformen sein. Rückschritt und Reaction beginnen erst da wo eine dem ganzen Zeitgeiste und seiner Bewegung entgegengesetzte Richtung eingeschlagen wird.

Unter denen welche mit einer herrschenden Zeitrichtung unzufrieden sind, bilden die welche aus Liebhaberei und positivem Wohlgefallen für die bestehenden Zustände Partei nehmen, selten oder niemals die Mehrzahl, denn selten oder niemals machen die Zufriedenen die Mehrzahl der Menschen aus. Aber während die Ideale eines Theiles der Menschen in den blassen und unklaren Räumen der Zukunft liegen, haben die eines anderen Theiles ihren Platz in dem besser bekannten und heller beleuchteten Gebiete der Vergangenheit. In der Regel sind indessen diese hinter der Zeit zurückliegenden Ideale von einer vergangenen Wirklichkeit soweit entfernt wie die vor ihr herziehenden von einer zukünftigen; und überhaupt pflegt, wie wir schon anderwärts bemerkt, die Menschheit sich das was sie ersehnt als schon einmal dagewesen vorzustellen. Vergangene Zustände werden auf diese Weise von einer schaffenden Einbildungskraft mit eingebildeten Reizen umgeben, hinter denen ihre innere Rohheit sich dem Blicke

entzieht. Aber allerdings ist es eine Aufgabe höher gebildeter und tiefer blickender Menschen auch in dem Vergangenen das Bleibende zu entdecken, zu verstehen, zu würdigen, und es aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft zu retten. So haben wir die antike Bildung als das was sie für uns ist und sein kann, mit in das geistige Gewebe der Gegenwart und Zukunft eingeschossen, ohne daß wir darum uns im Ernste könnten einfallen lassen zum griechischen oder römischen Heidenthume zurückzukehren. Ganz eben so verhält es sich mit dem Zurückgehen auf das Mittelalter und auf die Form in welchem sich in ihm der christliche Geist dargestellt hat; und wiederum ebenso mit den Versuchen politischer Restauration im Geiste des Absolutismus einer jüngst vergangenen Periode. *Restaurationen* und *Renaissancen* sind immer trügerisch, und die Hoffnungen welche eine *retrograde* oder *reactionäre Partei* darauf setzt, sind immer eine Täuschung. Das Dagewesene kehrt als gleiche Erscheinung niemals wieder; als Wesen aber welches hinter der wechselnden Erscheinung sich gleich bleibt, wird es von denen am wenigsten erkannt und begriffen, welche eine Rückkehr zu den Zuständen der Vergangenheit nöthig zu haben glauben um es wieder zu finden. Da wo das unvergängliche Wesen in neuer Erscheinung auftritt, erkennen sie es nicht; und da wo sie es zu retten glauben indem sie eine frühere Erscheinung copiren, fehlt hinter dieser Copie unvermeidlich das Wesen. Von nichts gilt das in unseren Tagen wohl mehr als von der Fortentwickelung des religiösen Lebens, oder genauer gesprochen des Christenthums. Während man über den Verfall desselben klagt und sich mit einer hoffnungslosen Renaissance abquält, ist es unvermerkt in eine höhere

Entwickelungsstufe eingetreten, und beherrscht mit unsichtbarer Gewalt den Geist einer werdenden Culturperiode. Die Welt geht unaufhaltsam ihren Gang, und alle Anstrengungen derer die beharrlich wider den Strom schwimmen, kann höchstens bewirken daß sie etwas später als Andere an's Ziel kommen; nicht an ihr Ziel, sondern an das allgemeine Ziel der ganzen Zeitbewegung. Die wahre und richtige Beschäftigung mit der Vergangenheit ist eine andere als die der Restaurationsversuche und der Galvanisirungen. Sie ist die des Studiums, der Forschung, der Kritik, durch welche das ewige Wesen und das für immer Werthvolle aus dem Schutte des dem Untergange geweihten Beiwerkes herausgerettet und jetzigen wie späteren Generationen zu geistiger und sittlicher Bereicherung übergeben wird. Dieses Studium aber tritt aus dem Parteiwesen ganz heraus, und ist von der Reaction soweit entfernt wie von der Revolution. Es ist das wahre Gebiet der ruhigen Geister, welche, indem sie aus der Vergangenheit ihren Blick auch der Zukunft zuzuwenden wissen, nicht selbst zu Parteimännern werden, aber dafür sich zu Rathgebern aller Parteien eignen. Der Mensch als sittliches Wesen soll sich Rechenschaft geben über Zwecke und Ziele aller Unruhe und Thätigkeit in welchen das Leben sich zu verlieren scheint. Dazu bedarf es des festen Standpunktes zwischen Vergangenheit und Zukunft, der Gemüthsruhe, und des Ueberblickes über einen größeren Zeitraum durch Studium und eigne Beobachtung während eines längern Lebens. Die Natur hat damit dem Alter seine wesentliche und vorherrschende Stellung in, außer oder über dem Parteiwesen angewiesen.

2. Aus dem politischen Gegensatze des Volkes und der Regierung geht die nothwendige und immer vorhandene

Scheidung einer Volkspartei und einer Regierungspartei hervor. Eine Regierung die nicht im Volke eine Partei für sich hat, kann nicht bestehen; und wenn sie bestehen könnte, so sollte sie nicht bestehen. Eine Regierung aber die nicht eine Partei im Volke gegen sich hat, wird nicht thätig sein, nicht fortschreiten, und ein Stat ohne Oppositionspartei muß versumpfen. Der tiefere Grund des ganzen Verhältnisses beruht in dem doppelten Strome des politischen Willens im State: — dem welcher von der Vielheit zur Einheit d. h. vom Volke zur Regierung geht, und dem welcher sich von der Einheit zur Vielheit, von der Regierung zum Volke bewegt. Je nach den gesellschaftlichen und politischen Zuständen eines Landes kann aber die Opposition gegen die Regierung eine ganz verschiedene Form annehmen. Sie kann eben so gut aristokratisch wie demokratisch, monarchistisch wie republikanisch, reactionär wie liberal, conservativ wie progressistisch sein. In unserer Zeit und unter unseren Verhältnissen liegt es in der Natur der Dinge daß sie vorzugsweise liberal mit demokratischen Tendenzen ist, obschon wir gerade in Oesterreich seit der constitutionellen Periode neben der demokratischen auch eine feudalistisch-aristokratische und eine absolutistisch-militärische Opposition gehabt haben. In solchen Fällen bestehen gleichzeitig mehrere oppositionelle Parteien, welche bei klarer Einsicht in ihre Interessen nicht selten Punkte der Gemeinschaft finden werden, wie sie z. B. für die Demokratie, die Aristokratie und den Ultramontanismus im gemeinsamen Gegensatze gegen die Bureaukratie vorhanden sind.

3. Auf den sittlichen Gegensatz des Rechtes und der Macht gründet sich ein Parteigegensatz welchen man als den

der Legalität und Legitimität bezeichnen könnte. Das Recht ist ein Princip, eine Idee — die Macht aber ist eine Thatsache: der Gegensatz kann also auch als der der Idealpolitik und der Realpolitik aufgefaßt werden. Und man kann weiter sagen die Idealpolitik sei die Politik der Principien, die Realpolitik die der Interessen. Man hat den Gegensatz zwischen Demokratie und Aristokratie in diesem Sinn aufgefaßt; und man hat die Idealpolitik mit der Revolution, die Realpolitik mit dem Conservativismus zu identificiren gesucht. Diese Urtheile sind indessen sämmtlich mehr oder minder schief. In der äußersten Einseitigkeit des Urtheils sieht freilich die Demokratie auf ihrer eignen Seite nur die Principien der Gerechtigkeit, in deren Verletzung durch die Aristokratie und den Absolutismus sie eine Berechtigung der Revolution erkennt. Auf Seite ihrer Gegner sieht die einseitige und in ihrem Blicke beschränkte Demokratie nur die Interessen des Egoismus und höchstens entschuldigend die Vorurtheile der Dummheit. Das herrschende Vorrecht, in umgekehrter Weise, erkennt auf seiner Seite nur die Macht und Autorität als geheiligten Besitz, auf Seite der Demokratie aber nur den ruchlosen Eingriff oder den Schwindel des Idealismus und die Verirrung des abstracten Denkens. Wenn dies die wahre Natur der Gegensätze wäre, das Parteiwesen würde wirklich den absolut schädlichen Charakter haben welcher ihm von Manchen zugeschrieben wird, und es gäbe keine Heilung für das Uebel außer der Gewalt des Absolutismus welcher alle Parteien zum Schweigen bringt. Dies ist die Art wie in der Regel die politischen Parteien vom militärischen Standpunkte aus beurtheilt werden. Aber die Dinge verhalten sich in Wahrheit anders. Es gibt sowenig eine

Partei ohne Interessen wie es eine Partei ohne Principien gibt. Man könnte freilich mit einigem Rechte sagen daß die Demokratie ihr Interesse eben im Princip, die Aristokratie ihr Princip im Interesse sucht; allein man sagt damit zugleich das Gegentheil von dem was man sagen will, in sofern eben damit die Demokratie selbst den Richterstuhl des Interesses, die Aristokratie den des Principes anerkennt. Beide räumen sich gegenseitig ihren Standpunkt ein, und für beide wird der gemeinsame Boden gewonnen auf welchem sie sich müssen vertragen lernen, indem Interesse mit Interesse, Princip mit Princip den Weg der Verständigung betritt. In dieser gegenseitigen Stellung befinden sich überhaupt Macht und Recht im civilisirten State. Das Recht sucht zur Macht, die Macht aber sucht zum Rechte zu werden. Beides kann nur durch Anerkennung geschehen, und diese setzt die Verständigung über eine Statsform voraus, — das was man eine Constitution zu nennen pflegt. Man kann die Partei der Macht in ihrer schroffsten Ausbildung die absolutistische, die des Rechtes die liberale nennen, und zwischen beiden liegt die constitutionelle als Vermittelung beider. Das Recht welches aus der Macht fließt ist legitim, die Macht welche aus dem Recht sich ableitet ist legal. Indem das Recht nach Macht strebt, legitimirt es sich; indem die Macht zum Rechte zu werden sucht, legalisirt sie sich. Legitimismus und Legalismus sind im constitutionellen State verständigt oder müssen sich verstehen lernen. Daher ist die constitutionelle Politik der Natur der Sache nach immer ein Compromiß, oder eine ununterbrochene Reihe von Compromissen, und sie aus einem einzigen Principe heraus zu betreiben, ist von Anfang an ein Mißverständniß. So steht zwischen

der absolutistischen oder legitimistischen und der liberalen oder legalistischen die constitutionelle Partei in der Mitte.

Wir haben hier den Liberalismus von einer seiner Seiten in's Auge gefaßt auf welcher er nur als abstracter Legalismus erscheint. Wir wissen daß damit sein Wesen nichts weniger als erschöpft oder im Kerne erfaßt ist. Die vollständigere und tiefere Würdigung wird sogleich folgen.

4. Der letzte der Grundgegensätze von welchen die Parteibildungen und Parteistellungen ausgehen, ist der des States und der Kirche. Es greifen hier Bestimmungsgründe welche einem fremden Gebiete angehören von außen in die Politik herein; indessen ist das Verhältniß von Stat und Kirche eins der wichtigsten menschlichen Verhältnisse, welches natürlich auch den inneren Charakter des Statslebens auf das wesentlichste beeinflussen muß. Wir haben principiell die Hauptformen dieses Verhältnisses schon an einer anderen Stelle aufgeführt*). Wir haben gezeigt daß sich geschichtlich vier einseitige Versuche dargestellt haben dieses Verhältniß zu lösen: das Lutherthum welches die Kirche als Statsanstalt, der Calvinismus welcher den Stat als Kirchenanstalt, das Zarenthum welches den Stat selbst als Kirche, und der Jesuitismus welcher die Kirche selbst als Stat betrachtet und behandelt wissen will. Daneben hat sich neuerdings der richtige Trieb auf die gegenseitige Unabhängigkeit des kirchlichen und statlichen Gebietes geltend gemacht, wie in Nordamerika. Alle diese fünf Richtungen greifen in das politische Parteiwesen ein.

*) Band I, Buch II, Cap. 6. dieses Werkes.

Mehr oder weniger wird jede einzelne Parteibildung von den sämmtlichen hier in Betracht kommenden Gegensätzen beeinflußt; zugleich aber können auch alle diese Gegensätze, welche bis hierher der Form nach betrachtet worden sind, nur durch einen bestimmten Inhalt, welcher einem bestimmten Orte und einer bestimmten Zeit angehört, ihre volle Bedeutung erlangen, und damit kann das Wesen der Parteien erst vollkommen lebendig werden.

Was will der Fortschritt und was will der Rückschritt, — was will das Volk und was will die Regierung, was will das Recht und was will die Macht: die Antworten auf diese Fragen sind es, welche den Parteien ihren Inhalt geben. Natürlich werden die Antworten nach verschiedenen Zeiten und Orten anders lauten; immerhin aber gibt es auch für sie etwas Allgemeingiltiges, mindestens für große Culturkreise und Culturperioden. In diesem Sinne läßt sich für unsere Zeit und den Kreis der gegenwärtigen Weltcultur das Folgende sagen.

Wir haben an einer anderen Stelle gezeigt daß es die Richtung auf die Verwirklichung des Ideales ist welche unserer Zeit ihren Stempel aufdrückt, und wir haben auch gezeigt wie diese Richtung nur die Fortsetzung einer Bewegung ist die aus anderen Auffassungen des Verhältnisses von Ideal und Wirklichkeit ihre früheren Anstöße erhielt. Die realistische Richtung also, welche darauf hinzielt daß das Ideal in die Realität hineingebildet werde, ist die Richtung des Fortschrittes. Nicht so blind und sinnlos wie die Kritik meint, weiß der Fortschritt sehr wohl auf was er hinaus will, und sehr wohl weiß er was er hinter sich zurückläßt. Zurück läßt er den feigen Kleinmuth welcher die Wirklichkeit

für unverbesserlich hält; — zurück läßt er die idealistische Faulheit und Versunkenheit, der das Ideal um so reiner erscheint je tiefer der Schmutz ist aus dem sie zu ihm aufblickt; — zurückläßt er die ganze symbolische Moral, der es nicht um die wirkliche Reinigung und Besserung der Welt zu thun ist, und der auch die guten Werke selbst nichts sind, sondern der sie nur etwas bedeuten. Hinaus aber will er auf alle die einzelnen Erfolge einer wirklichen Veredelung aller weltlichen Zustände: auf die Bildung fleißigerer, reinlicherer, verständigerer, sittlicherer, glücklicherer Menschen; auf die Beseitigung der Noth und aller Rohheit; auf bessere Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gesundheitspflege und Schulen für Alle die es bedürfen; auf Verallgemeinerung und innere Ausbildung der Gerechtigkeit; auf Veredelung des Geschmackes und der Gefühle, auf Erweiterung der Kenntnisse, Aufklärung der Begriffe, Erhebung der Ideen, Vervollkommnung der Technik, Cultivirung der Natur, Freiheit der individuellen Thätigkeit und des allgemeinen menschlichen Verkehres; auf Statseinrichtungen welche geeignet sind die Erreichung dieser Ziele möglich zu machen und zu befördern, und auf eine Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens welches dieser Gesammtheit von Bestrebungen nicht entgegentritt sondern vielmehr die höhere Weihe ertheilt.

Der Fortschritt also ist der die ganze neuere Zeit kennzeichnende Realismus, welcher seine Religion, sein Moralsystem, seine Statsformen hat. Er ist zugleich historisch im strengsten Sinne, obschon nicht in der Richtung auf die Vergangenheit sondern in der auf die Zukunft. Nicht nur das was geschehen ist, sondern auch das was geschieht und geschehen wird, ist Geschichte, und ein wunderlicher Wider-

spruch ist es, wenn die Vertreter politischer Anschauungen die vorzugsweise für historisch ausgegeben werden, für historisch weil in ihnen der Nachdruck auf das unwillkührlich Gewordene gelegt wird, einer mächtigen historischen Bewegung welche mit unwiderstehlicher Naturgewalt in die Zukunft hineinläuft, den Vorwurf machen daß sie ihr Ziel nicht kenne. Haben jene Richtungen welche vor Jahrhunderten eben so unwiderstehlich in die damalige Zukunft, unsere heutige Gegenwart, hineinliefen, haben sie ihr Ziel besser gekannt? —

Eben aber weil die realistische Bewegung der Zeit eine historische im nachdrücklichsten Sinne des Wortes ist, — eben weil sie zwar ihre Richtung nicht aber einen Endpunkt derselben kennt, welcher letztere für eine unendliche Bewegung nicht da sein kann, — eben weil sie nicht Gemachtes beabsichtigt sondern selbst nur in einem Werden besteht, — eben weil für dieses Werden keine alten Maßstäbe zu brauchen sind und dasselbe in der Gesammtheit der einzelnen Menschen vor sich geht: — eben darum verlangt die Partei des Fortschrittes, soweit es immer mit dem Wohle der Gesellschaft verträglich ist, ein Gewährenlassen, die Beschränkung des Regierens auf das was durchaus nöthig ist, und den höchsten Grad der individuellen Freiheit welcher unter praktischen Gesichtspunkten durchführbar ist. In diesen Forderungen, deren negativer Charakter weder geleugnet werden kann noch geleugnet werden soll, spricht sich das Wesen des Liberalismus aus. Er ist das System der individuellen Freiheit, deren einzelne Bestimmungen in der Abwesenheit von gewissen Beschränkungen beruhen. Er ist eine Erscheinung die zur Methodik des Fortschrittes und zu den Apparaten

des Realismus gehört. Er soll die Bahn ebnen auf welchem dieser letztere seine Schienen legen will. Es fällt ihm gar nicht ein zu behaupten daß damit für den höheren Gehalt des Lebens gesorgt sei; aber er behauptet es sei für diesen Gehalt auf andere Art gesorgt. „Ihr tadelt an mir den Mechanismus; aber ich mache keine anderen als technische Prätensionen im großen Ganzen der Culturgeschichte. Ihr rühmt das historisch gewordene? — sehr wohl! — so gebt Raum und tretet zur Seite! — es ist etwas im Werden. — Ihr preist das Naturwüchsige? — sehr wohl! — so nehmet Eure Spaliere hinweg! — es ist etwas im Wachsen. — Ihr hört den Strom der Geschichte brausen? — vortrefflich! — so erlaubt uns unsere Zwangsjacken abzulegen, damit wir in diesem Strome schwimmen können". — Das ist es ungefähr was der Liberalismus seinen Gegnern von der historischen Schule zu sagen hat, welche seine Freiheit trivial, seinen Individualismus mechanisch, sein System flach und geistlos finden. Es wäre flach und geistlos wenn es in Wahrheit ein System sein sollte; aber es ist nichts und soll nichts sein als eine Methode der Bewegung, — die Methode nämlich, welche das Gesammtergebniß aus den in allen einzelnen Gliedern der Gesellschaft selbstthätig wirkenden Triebkräften hervorgehen läßt.

Der Liberalismus ist die Demokratie in der Culturgeschichte, der Individualismus in der Gesellschaft, die Opposition in der praktischen Politik, der Legalismus in der politischen Moral, der Realismus in der Religion. Vorherrschen kann er nur in einer Zeit des Ueberganges; zu allen Zeiten aber kommt ihm sein Einfluß und seine Stellung im Systeme

der Parteien zu*). Dieser bleibende Einfluß und diese bleibende Stellung aber kommt ihm nur zu als einem Elemente der constitutionellen Partei.

Bei dem Nachdrucke welchen der realistische Fortschritt auf die negativen Freiheiten der Individuen legen muß, tritt das Bestreben in den Vordergrund für diese Freiheiten Sicherheit zu schaffen. So führt der Fortschritt auf den Constitutionalismus, auf welchen wir schon von anderer Seite her gekommen sind. Hier macht das progressistische System einen Uebergang von den negativen Freiheiten zu positiven Statseinrichtungen. Aber dem Geiste des Systemes gemäß, muß der Constitutionalismus selbst fortschreitend und entwickelungsfähig sein, und in einer Weise welche der individuellen Frei-

---

*) Constantin Frantz, vor welchem der Liberalismus gar keine Gnade findet, ist ein ganz besonderer Feind der Gewerbs- und Handelsfreiheit. Nirgends aber ist die negative Freiheit des liberalen Systemes gerade besser begründet als auf dem ökonomischen Gebiete, wo diese Freiheit, weit entfernt nur dem Egoismus des Individuums zu Gute zu kommen, vielmehr schon zur bloßen Entdeckung dessen was der Gesellschaft nützlich und nothwendig ist, nicht entbehrt werden kann. Die Gewerbsfreiheit allein kann lehren welche Bedürfnisse der Gesellschaft die Dringendsten sind und welchen Werth demgemäß ihre Befriedigung hat. Der Freihandel allein kann lehren an welchem Orte der Erde und in welcher Quantität bestimmte nutzbare Dinge bedurft werden, und woher sie am besten und auf die vortheilhafteste Weise bezogen werden können. Die Gewerbsfreiheit und die Handelsfreiheit in Verbindung sind allein im Stande Bedürfnisse und Befriedigungsmittel wahrhaft zu entdecken, und, indem sie das Nützlichste schaffen und liefern, und an die Stelle hinschaffen wo es die höchste Nutzwirkung ausübt, welche eben sich im Preise ausdrückt, die gesammten Freiheitsmittel der Menschheit auf das höchste zu steigern. Der ethisch-technische Zweck des Handels kann ohne seine Freiheit gar nicht erreicht werden. Handel im höheren Sinne und Freihandel ist gleichbedeutend.

heit ihren Bestand sichert. Die wesentliche Mitwirkung des Volkes in der Gesetzgebung zur stetigen Fortentwickelung der Statseinrichtungen, in Harmonie mit der in den Individuen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung, wird daher zu einer permanenten Verrichtung, die Gesetzgebung wird allgemeine Angelegenheit und strebt nach der obersten Stelle unter den Statsgewalten. Die Progressisten, welche von Natur Realisten und in beiden Beziehungen Individualisten sind, der Methode nach Liberale sein müssen und aus Gründen der Sicherheit Constitutionelle sind, entwickeln sich daher weiter zu Legalisten oder Legisten, und werden endlich, indem im Constitutionalismus der Legalismus mit dem Legitimismus zusammen trifft und in Kampf tritt, zu principiellen Demokraten.

So haben wir, freilich nur in sehr großen Umrissen, die Parteien und ihre inneren und äußeren Beziehungen skizzirt, und es wird durch unsere Entwickelungen wohl klar geworden sein daß man es in dem Parteiwesen weder mit einer vorübergehenden noch mit einer zufälligen Erscheinung zu thun hat. Weder in den Parteien noch in ihrer Einseitigkeit liegt an und für sich ein Uebel. In dieser Einseitigkeit liegt die Kraft der fruchtbaren Gegensätze aus denen in der Politik Großes entspringt. Freilich können Parteien entarten und der Parteikampf kann verwildern und zum Bruche der gesellschaftlichen Ordnung führen; der Fehler liegt aber dann nicht an dem Parteiwesen, sondern dieses bringt nur ein tieferes gesellschaftliches Uebel zur Erscheinung. Der Stat kann durch ein solches Uebel zu Grunde gehen; aber das nämliche kann geschehen durch Mißregierung über ein Volk welches zu stumpfsinnig ist um politische Parteien haben zu können. Menschen denen es in einem versumpften Zustande

der Gesellschaft wohl ist, haben unsere Zeit wegen ihres lebendigeren Parteiwesens angeklagt. Aber nicht nur die Demokratien und Republiken des Alterthums haben ihre Parteien gehabt; auch die glänzendsten Zeiten unseres christlichen Mittelalters hatten ihr hochgehendes Parteiwesen. Und sind etwa, als Gegensatz gegen die Demokratien und Republiken, sind die Aristokratien, die Höfe und die Cabinette der Monarchien ohne Parteien? In den Staten in welchen das Volk nichts zu bedeuten hat, sind die unvermeidlichen Gegensätze des Parteiwesens oben zu suchen, und Camarillen und Palastrevolutionen vertreten die Stelle dessen was bei mehr populären Regierungsformen in den Massen zur Erscheinung kommt, aber unvermeidlich immer und überall wesentlich dasselbe ist. Parteien indessen herrschen in den obersten Schichten sogar des normalsten States sogut wie in den untersten, und es wäre besser den Völkern auch darin die Wahrheit wissen zu lassen, statt das altmodische System aufrecht zu erhalten die höheren Regionen der Politik durch Verheimlichung der auch in ihnen vorhandenen Gegensätze als über der Kritik erhaben darzustellen. Die heutige Welt ist auf diese Weise nicht mehr zu täuschen. Aber die Gegensätze zwischen Demokratie und Aristokratie, Völkern und Fürsten oder Völkern und Regierungen, würden nicht so bösartig sein wie sie zum Unglück der Staten zuweilen sind, wenn nicht die höheren Kreise durch eine ebenso unwahre wie unnöthige Solidarität die gemeinsame Vertretung jedes Regierungsfehlers übernähmen und sich dadurch unten als Ganzes, als Classe, verhaßt machten. Der Fehler ist derselbe wie wenn jede Ansicht oder Handlung einer oppositionellen Partei vom ganzen Volke solidarisch gedeckt würde. In Eng-

land versteht man den Vortheil, auch in den höheren Kreisen des Statslebens und der Gesellschaft die Gegensätze zur Erscheinung kommen zu lassen, so wohl, daß nicht nur die Aristokratie mit ihren mächtigsten Familien an der Spitze beider nationalen Hauptparteien steht, sondern daß sogar von manchen Familien absichtlich einzelne Glieder auf Seite der Gegenpartei treten oder sich dazu hinneigen. So kann die Parteischeidung nicht leicht die gefährliche Form annehmen welche Stände und Classen der Gesellschaft einander verhaßt macht.

Die gegenseitige Toleranz der politischen Parteien gehört in unseren Tagen, wie die der religiösen Glaubensbekenntnisse, zu den edelsten Früchten humaner Bildung, und ist ihrerseits eine der wesentlichsten Voraussetzungen gebildeter gesellschaftlicher Zustände. Mag diese Tugend von den Fanatikern der Autorität wie von denen der Freiheit, und von den Fanatikern des Glaubens wie von denen des Unglaubens als Lauheit des Gefühls und Grundsatzlosigkelt des Denkens getadelt werden: die Erfahrung lehrt uns daß jene Nationen deren politische Zustände uns am meisten wünschenswerth erscheinen, es eben in der Uebung politischer Duldsamkeit am weitesten gebracht haben, während wir andere Völker, deren politische Parteien von unversönlichem Hasse beseelt sind, täglich tiefer sinken und der vollkommenen Hoffnungslosigkeit entgegengehen sehen. Nach der Seite der praktischen Beweggründe folgt die Toleranz der Parteien aus der Einsicht, daß es für Menschen welche durch unabänderliche Verhältnisse in gemeinsame Schicksale verflochten und durch Gemeinschaft von Zeit, Raum und historischen Voraussetzungen mit einander zur Verrichtung eines gewissen Antheils an der

Arbeit unseres Geschlechtes bestimmt sind, selbst bei dem schärfsten Widerstreite der Ueberzeugungen und Interessen, immer noch überwiegende Beweggründe des wohlwollenden Verkehres und der Erweisung gegenseitiger Achtung gibt. Nach der Seite der theoretischen Beweggründe aber setzt die politische Toleranz die allseitige Erkenntniß der Nothwendigkeit des Parteigegensatzes und der daraus hervorgehenden Berechtigung politischer Gegner voraus. Diese Erkenntniß wird, wie wird hoffen, aus dem früheren hervorgegangen sein.

Wenn es nun Parteien geben muß, und wenn in diesen Parteien die wesentlichen politischen Kräfte des Volkes organisirt erscheinen: wie hat sich zu ihnen der Statsmann zu verhalten?

Zuerst ist die Frage zu entscheiden in wiefern der Statsmann selbst Parteimann sein kann, sein darf oder sein soll. In England, in der Schweiz, in Nordamerika, ist es bekanntlich die Regel daß der Statsmann aus dem Parteimanne entspringt, und es wird von ihm vorausgesetzt daß er auch im Amte Parteimann bleibt. Indessen wenn er es bleibt, ist die Verbindung mit seiner Partei doch nur der *eine* Fuß mit welchem er bleibend im Volke steht, während er mit dem *anderen* in die Regierung getreten ist. Es ist eine populäre Regierungsmethode, welche viel für sich hat, ohne darum eine principielle Bedeutung zu haben, oder nothwendig zu sein. Vor allem aber muß der Statsmann, wenn er Parteimann bleibt, auch *in* der Partei *über* der Partei stehen, indem er das Wahre, das Gute, vor allem aber das Nothwendige, auch in der Gegenpartei anzuerkennen weiß. Der wahre Statsmann muß auch auf der Höhe stehen welche ihn befähigt das Bedürfniß der Zeit in Bezug auf die Kraftäußerung der ver-

schiedenen Parteien zu überblicken. Es gibt für den klar sehenden Politiker eine politische Diätetik, die dem State heute vielleicht ein aristokratisches, morgen ein demokratisches, heute ein conservatives, morgen ein progressives Regime vorschreibt, jenachdem das Gleichgewicht politischer Bestandtheile und Triebkräfte es erfordert. In welche Wagschale der einflußreiche Politiker also sein Gewicht zu legen hat, d. h. welcher politischen Richtung er für einen gegebenen Zeitraum zur Herrschaft verhelfen und mit welcher er regieren und verwalten soll, das hängt von einer genauen und richtigen Einsicht in den Zusammenhang innerer und äußerer Zustände und Bedürfnisse ab. Mehrere der bedeutendsten englischen und nordamerikanischen Statsmänner haben die Parteien gewechselt, und wenn es ihnen natürlich ihre frühere Partei übel genommen, so hat ihr allgemeiner Ruf als ausgezeichnete Politiker nicht darunter gelitten. Die abstracte Treue gegen die Partei aber zum höchsten Maßstabe des politischen Charakters machen zu wollen, ist in diesem höheren Falle so verkehrt wie in dem des unbedeutendsten Menschen. Die Grundlage jeden Charakters, die Bedingung jeder Zuverlässigkeit ist die Treue des Menschen gegen sich selbst, welche ihn auch allein zur Treue gegen den Stat, gegen die Nation und das Vaterland befähigt. Was den wahren Statsmann betrifft, so müssen seine Principien höhere sein als die welche in den einzelnen Parteien zum Ausdrucke gelangen. Er muß wissen und verstehen, daß auch in den Principien wie in den Interessen Gegensätze unentbehrlich sind, indem entgegengesetzte Principien und Interessen die sittliche wie entgegengesetzte Kräfte die natürliche Welt in Bewegung erhalten. Das höhere Princip aber ist gerade das dieser Bewegung durch

Wechselwirkung halber Wahrheiten und halber Berechtigungen, — und Meister dieser Bewegung zu sein, das ist die Aufgabe des Statsmannes.

Die Voraussetzung der ganzen statsmännischen Weisheit welche dazu nöthig ist, liegt im Verständniß des Zeitgeistes.

Es ist ein Gemeinplatz auf welchen wir uns hier stellen; aber der Standpunkt ist darum nicht minder richtig. Der Zeitgeist ist weder die eine noch die andere der einseitigen Richtungen die in der Zeit auftreten, aber er bezeichnet darum nicht minder die Richtung einer Bewegung, und zwar gerade der Bewegung welche das Gesammtergebniß aller wirkenden Ideen, Interessen und Bildungstriebe, und als dieses Gesammtergebniß allerdings unwiderstehlich ist. Das ist der Sinn der Unwiderstehlichkeit des Zeitgeistes, das die Kraft vor welcher jeder Widerstand machtlos ist. Aber allerdings gehört die Kenntniß aller wesentlichen Triebkräfte der Zeit dazu, um diese letzte Diagonale derselben als Gesammtergebniß zu erkennen, und alle diese Triebkräfte nehmen unter Umständen die Form von Parteien an. Der Statsmann also soll es verstehen sich der Parteigegensätze zu bedienen, um den Stat im Strome der allgemeinen Bewegung zu halten welche das Gesammtergebniß aller in der Zeit liegenden ideellen und materiellen Triebkräfte ist. In diesem Strome aber soll er den Stat im guten Fahrwasser erhalten. Den Strom selbst kann er weder aufhalten noch ihm die Richtung geben, noch kann er ihm sich widersetzen. Der Versuch dazu bedroht nur das Schiff mit dem Untergange, nach welchem statt des ganzen Fahrzeuges seine Trümmer hinabgeführt werden. Den

Weg des Stromes gehen muß das Fahrzeug doch, sei es ganz oder in Stücken.

Fassen wir nun die Statsmänner der Gegenwart in's Auge, so charakterisirt sich, mit vereinzelten Ausnahmen, die jetzige Generation durch die inneren Widersprüche welchen sie sich überläßt. Das Festhalten an alten Anschauungen, Maximen und Methoden verbindet sich in ihr mit der bald abgedrungenen bald freiwilligen Hinneigung zu Maßregeln und Bildungen welche einer neuen Zeit und deren durchaus abweichendem Systeme angehören. Nichts von dem was von den Statsmännern der Gegenwart erstrebt wird, ist ein Ganzes, — nichts ist auch nur Theil eines Ganzen. Die Beschäftigung mit Stückwerk ist also die große Kunst der Gegenwart. Inconsequenz, absichtliche Beschränkung auf das Nächste und die Kunst der auf den Augenblick berechneten kleinen Auskunftsmittel wird von der Schule der Gegenwart als werthvolle und unentbehrliche Eigenschaften betrachtet. Eine unsichere und ängstliche Empirie kennzeichnet namentlich die internationale Politik der gegenwärtigen Periode. Es ist für das Völkerrecht die Zeit gekommen welche für das Statsrecht dem Siege des Constitutionalismus vorausging: die Zeit der Halbheiten und Widersprüche. Wir befinden uns unzweifelhaft in einer Periode welche großen Veränderungen im europäischen Statensysteme vorausgeht, — zu großen als daß Viele den Muth hätten sie klar und fest in's Auge zu fassen.

An einer einzigen Stelle sehen wir ein klares und zugleich ein kaltes Urtheil über die Lage, — einen umfassenden und kühnen Gedanken für die weitere Entwickelung der Welt-

verhältnisse, und beides verbunden mit der Macht zur Herbeiführung großer Entscheidungen. Ob dieses Urtheil, dieser Gedanke, diese Macht sich loszukaufen vermag von dem Bleigewicht schicksalsmäßiger Vorausgänge, muß die Zukunft lehren.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Buch III.

Seite

Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik 1

Cap. 1. Die Ungleichheit unter den Menschen, ihre Grenzen und ihre Grundformen ... 8
„ 2. Der Unterschied der Geschlechter und Lebensalter ... 13
„ 3. Die Ungleichheit der individuellen Anlage und Ausbildung 27
„ 4. Die Unterschiede der Race ... 36
„ 5. Die Verschiedenheit des Berufes ... 50
„ 6. Die Ungleichheit des Vermögens ... 56
„ 7. Die Ungleichheiten der gesellschaftlichen Stellung und der Kampf des Gleichheitstriebes gegen dieselben ... 65
„ 8. Die Ungleichheit der Macht als Ursprung des States ... 81
„ 9. Stat, Race, Nationalität und Nation ... 87
„ 10. Die Theorie von den natürlichen Ländern und Grenzen . 109
„ 11. Die territorialen Bedingungen des politischen Lebens ... 120
„ 12. Die culturhistorischen Bedingungen der Politik ... 132
„ 13. Die Culturperioden, Culturformen und Culturvölker 154
„ 14. Das europäische Statensystem und die politische Weltordnung der Gegenwart ... 176
„ 15. Deutschland und Frankreich als Concurrenten in einer neuen Ordnung ... 198
„ 16. Oesterreich und seine culturhistorische Aufgabe; sein Verhältniß zu Deutschland ... 225

Seite

Cap. 17. Frankreich und Oesterreich im Verhältniß zu einander... 245
" 18. England und sein Verhältniß zu Oesterreich und Frankreich 268
" 19. Die politischen Fragen der Gegenwart im Zusammenhange 278
" 20. Rußland und sein politischer Beruf.................... 298
" 21. Das amerikanische Statensystem...................... 317
" 22. Das Verhältniß der activen Weltmächte zu den rohen und passiven Ländern und Völkern....................... 338
" 23. Die Weltpolitik und die völkerrechtliche Aufgabe der Kirche 362
" 24. Die Parteien und die Statsmänner der Gegenwart..... 374

